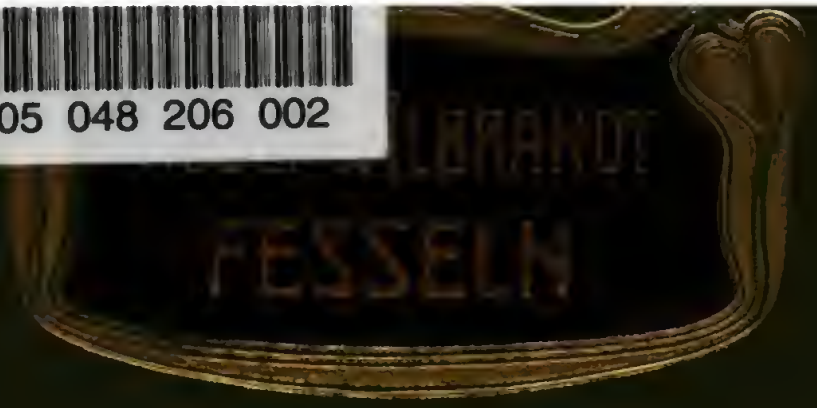
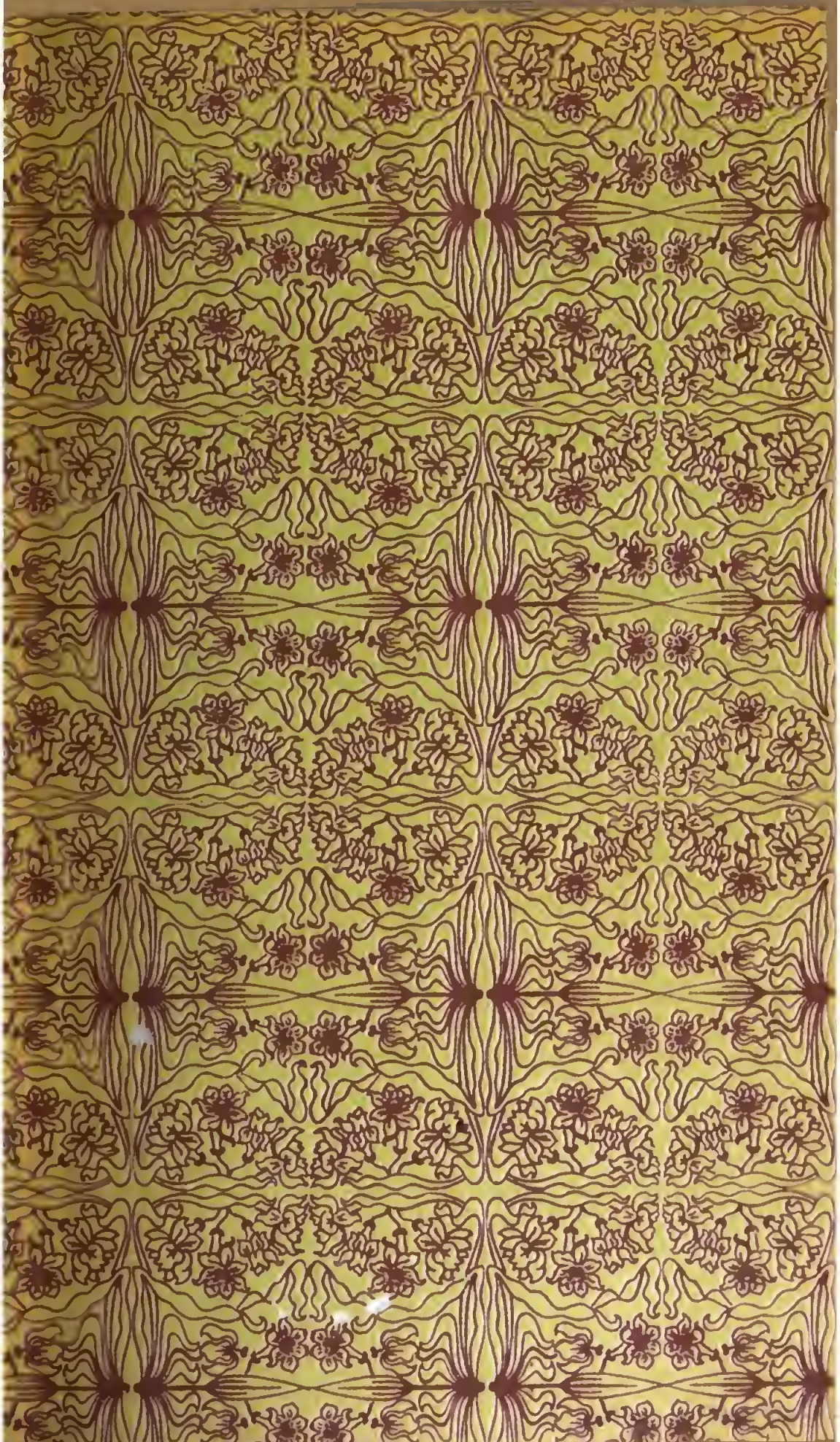
3 6105 048 206 002



Digitized by Google

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



833.7
H665fm

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch in Leinwand gebunden zu beziehen

Preis für den Einband 1 Mark

	Geheftet
Andreas-Salomé, Lou, Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Auflage	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung Zwei Erzählungen	M. 2.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage	M. 2.50
—„— Menschenkinder. Novellencyklus. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage	M. 3.50
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Auflage	M. 3.50
Anzengruber, Ludwig, Wolken und Sunn'schein 2. Auflage	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis	M. 3.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman	M. 3.50
Bertsch, Hugo, Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. 9. Auflage	M. 2.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend	M. 4.—
Böhlau, Helene, Salin Kalisse. Novellen. 2. Aufl.	M. 3.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. 2. Auflage	M. 4.—
—„— Um Helena. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Die säende Hand. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage	M. 2.—
Bülow, Frieda v., Kara	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen	M. 2.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl.	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 6. Auflage	M. 3.—
—„— Margarete. 5. Auflage	M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. 7. Auflage	M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen	M. 3.—
Fontane, Theodor, Quitt. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Unwiederbringlich. 5. Auflage	M. 3.—
—„— Vor dem Sturm. 6. Auflage	M. 4.—

	Geheftet
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung	M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage	M. 8.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. 17. Auflage	M. 3.50
—„— Der König der Bernina. 18. Auflage	M. 3.50
—„— Felix Notvest. 8. Auflage	M. 3.50
—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 7. Aufl.	M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld	M. 2.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Die vom Niederrhein. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Das Lebenslied	M. 4.—
Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. 7. Auflage	M. 3.60
—„— Kinder der Welt. 2 Bände. 22. Auflage	M. 7.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage	M. 1.—
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage	M. 3.50
—„— Ninon und andere Novellen 4. Auflage	M. 4.—
—„— Novellen vom Gardasee. 4. Auflage	M 4.50
—„— Im Paradiese. 2 Bände. 13. Auflage	M. 7.20
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage	M. 3.60
—„— Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen 3. Auflage	M. 4.50
—„— Unvergeßbare Worte und andere Novellen 5. Auflage	M. 3.60
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—„— Ein alter Streit. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Gewaltigste. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage	M. 5.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte 4. Auflage	M. 2.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. 5. Auflage	M. 4.—
Jungjans, Sophie, Schwertlilie. 2. Auflage	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen 2. Auflage	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen	M. 4.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nordische Novellen	M. 3.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen	M. 2.50
—„— Leben und Musik	M. 3.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. 10. Aufl.	M. 4.—

	Geheftet
Lindau, Paul, Arme Mädchen. 8. Auflage	M. 4.—
—„— Spitzen. 8. Auflage	M. 4.—
Loti, Pierre, Japaniſche Herbſteindrücke	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. 2. Auflage	M. 3.50
Meyer-Förſter, Wilhelm, Eldena. 2. Auflage	M. 8.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Töchter der Zeit Münchner Roman	M. 3.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abſeits. Erzählungen	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein	M. 3.—
—„— Aphrodite und andere Novellen	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi!	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Herner. 2. Auflage	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderſtürmer! 2. Auflage	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck)	M. 4.—
—„— Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Kulturgeſchichtliche Novellen. 5. Auflage	M. 4.—
—„— Geſchichten aus alter Zeit. 3. Auflage. (6. Abdruck) Erſte Reihe	M. 3.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 3.—
Saitſchick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch	M. 2.—
Schunſui, Tamenaga, Treu bis in den Tod Hiſtoriſcher Roman aus Japan	M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Geſamtausgabe 2. Auflage (11.—15. Tauſend)	M. 4.—
—„— Vorſtadtgeſchichten. Geſamtausgabe. Erſte Reihe	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 4.—
—„— Heimatgeſchichten. Geſamtausgabe. Erſte Reihe	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben Geſamtausgabe	M. 4.—
—„— Phantaſieſtücke. Geſamtausgabe	M. 4.—
Skowronnek, Richard, Der Bruchhof. 2. Aufl.	M. 3.—
Stegemann, Hermann, Stille Waſſer	M. 3.—
—„— Der Gebieter	M. 2.50
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. 8. Auflage	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage	M. 2.50
—„— Der arme Konrad. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Montblanc. 5. Auflage	M. 3.—
—„— Die ewige Burg. 4. Auflage	M. 3.—

	Geheftet
Stratz, Rudolph, Die thörichte Jungfrau. 5. Aufl.	M. 3.50
—„— Alt-Heidelberg, du Feine ... 6. Auflage	M. 3.50
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Aufl.	M. 3.50
—„— Gib mir die Hand	M. 4.—
Sudermann, Herm., Frau Sorge. 76. Auflage	M. 3.50
—„— Geſchwiſter. Zwei Novellen. 26. Auflage	M. 3.50
—„— Der Katzenſteg. 58. Auflage	M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwangloſe Geſchichten. 29. Aufl.	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage	M. 2.—
—„— Es war. 37. Auflage	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilianiſche Geſchichten	M. 4.—
Voß, Richard, Römiſche Dorfgeſchichten. 4. Aufl.	M. 3.—
Wereſchagin, W. W., Der Kriegskorreſpondent	M. 2.—
Wildmann, J. V., Touriſtennovellen	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	M. 2.50
—„— Meiſter Amor. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Hermann Iſinger. 6. Auflage	M. 4.—
—„— Der Dornenweg. 4. Auflage	M. 3.50
—„— Die Oſterinſel. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. 6. Auflage	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geſchichten. 2. Aufl.	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. 4. Auflage	M. 3.—
—„— Vater Robinſon. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Sänger. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Feuerblumen. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Franz. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Das lebende Bild und andere Geſchichten. 3. Aufl.	M. 3.—
—„— Ein Mecklenburger. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Villa Maria. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Familie Roland. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Große Zeiten und andere Geſchichten. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Feſſeln. 3. Auflage	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schweſter-Seele. 13. Auflage	M. 4.—
Worms, Carl, Du biſt mein. Zeitroman	M. 4.—
—„— Thoms friert. 2. Auflage	M. 4.—
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen	M. 3.—
—„— Erdkinder. 3. Auflage	M. 3.50

Feſſeln

Roman

von

Adolf Wilbrandt

Dritte Auflage

Stuttgart und Berlin 1904
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger

133701

Copyright 1903 by the „New-Yorker Staats-Zeitung“

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Herrn Geheimrat Professor

Wilhelm Dilthey

in alter Freundschaft

zugeeignet

Digitized by Google

Erſtes Buch

Walter Haßfeld ſprang aus ſeinem Fiaker, der auf dem Ballhausplatz vor dem Miniſterium des Äußern hielt. Der Schnee rieſelte weich aus dem dicken Nebel herab. Drinnen war die große Halle prunkvoll feſtlich erleuchtet; als Walter die Treppe hinanſtieg, kam er an einer langen Kette prachtvoll gekleideter Heiducken oder Lakaien vorbei, die auf den Treppenſtufen wie Bildſäulen ſtanden; ſchöne Burſche! dachte Walter. Er trat in die Feſtſäle ein; ſie waren ſchon voll Menſchen, in einem ward getanzt. Uniformen und ſchwarze Fräcke, ſeidene, rauſchende, kniſternde Gewänder, weiße und roſige ſchlichte Komteſſenkleider, Blumen und Diamanten, Kerzengeflimmer und Tanzmuſik legten ſich ihm auf die Sinne, ſobald er eine Weile umhergeſchaut hatte. Er kannte dieſe betäubende verwirrende Wirkung der großen „Routs", ihm ging's immer ſo. Ihm war zuerſt, wie wenn er hier keinen Menſchen kennte. Plötzlich ſtand dann Felix, der Freiherr von Mohr, vor ihm; die lange magere Geſtalt, in dem feingeſchnittenen Frack elegant und vornehm, wenn auch in ihrer gewohnten heiter läſſigen Haltung, gab ihm

eine Art von Heimatsgefühl. Sie drückten ſich die Hand. „Na, Haßfeldchen, wie geht's?“ fragte Felix.

„Dumm,“ antwortete Walter.

„Dumm? — Ich dachte eben: der arbeitet im Geiſt dieſen Saal und die ganze alte Baracke um, bringt moderne Späße hinein.“

„O Gott! Dazu reicht's nicht. Ich war eben ganz und gar nicht Baumeiſter, ſondern einfach der Bürgersſohn Haßfeld aus Holſtein, der in ein feudales Kaſino eingedrungen iſt, wo er nicht hingehört.“

„Nicht hingehört?“ Felix hatte ſein geiſtreich ſpöttiſches Lächeln, ſeine grauen Augen flogen umher: „Ich ſeh' wohl allerlei Leute, die nicht hergehören, Ritter von der Dummheit und ſo weiter. Aber ein Künſtler wie Sie? der den hohen Herrſchaften Paläſte und Jagdſchlöſſer baut? — Ich glaub', Sie vergeſſen, daß Sie hier nicht bei Graf Bamſtig oder Baron Jeiteles, ſondern beim Miniſter des Äußern, alſo bei der hohen Politik ſind; und zwar beim Grafen Waldburg, dem klügſten Mann in Europa, Bismarck ausgenommen; und dem Vorgeſetzten des Freiherrn von Mohr, des bekannten hervorragenden Zukunftsmenſchen, der noch einmal die politiſche Weltachſe ſchmieren wird.“

„Ich denk', das wird der Weltachſe gut bekommen —“

„Danke ergebenſt.“

„Aber ich bin dumm.“

„Wie ſind Sie in dieſen abnormen Zuſtand geraten?“

Walter Haßfeld lächelte: „Ob es nicht eher der normale iſt? — In ſo 'nem aufgeputzten Menſchengewuſſel werd' ich allemal in zehn Minuten ſtupid; ob bei der hohen Politik oder beim Baron Stixneuſiedel, ganz egal. Die Luft — oder die Parfüms — die Muſik — die vielen verlogen lächelnden Geſichter — oder das Farbenkonzert — ich weiß nicht —"

„Oder alles zuſammen!"

„Ja, wahrſcheinlich, verſteht ſich. Sehn Sie, darauf verfiel ich nicht; ſchon zu dumm dazu. Ich wär' auch gar nicht hergegangen, wenn mich nicht die Schweſter Ihres Grafen ſo ſtreng dazu angehalten hätte —"

„Die Fürſtin Borgonuovo?"

Walter ſchüttelte den Kopf: „Die andre, die Weißenfels. Der ich jetzt ihren zweiten Jungen modellieren muß; ſie hat entdeckt, daß ich wie mein Kollege Michelangelo auch Bildhauer bin. Die behauptet, ich müſſe mehr in die ‚große Welt'; warum, weiß ich nicht. Vielleicht ſind ihr meine Manieren noch nicht fein genug, und —"

„Um Gottes willen!" fiel ihm Felix ins Wort. „Laſſen Sie ſich nicht feudaliſieren, behalten Sie Ihren Künſtlerſchick!" — Er warf einen unwillkürlichen Kennerblick an dem Architekten „und Bildhauer" hinauf und hinunter. Die Geſtalt war faſt der ſeinen gleich, hoch und ſchlank, nur etwas breiter und voller; was für 'ne ſchöngewölbte Bruſt! dachte Felix mit Neid, der dort eher flach war. Auch Walters Frack ſaß untadelhaft. Sein dunkelblondes

Haar ſtieg über der wohlgeformten Stirn nicht lockig, aber kühn, intereſſant in die Höhe; die braunen Augen blickten redlich, offen, ſorglos in die Welt; den ſchönen Mund verdeckte der ſchöne Bart faſt zu ſehr. An dem ganzen Menſchen ſah man nicht leicht vorbei; er ſtand da wie einer von den Auserwählten; der „Bürgersſohn" verſchwand hinter dem Künſtler.

„Nein, Haßfeldchen, bleiben Sie nur, wie Sie ſind!" fuhr Baron Felix fort. „Übrigens, die Fürſtin, die Weißenfels — der tun Sie wohl unrecht. Ihre Manieren ihr nicht fein genug ... Wir haben ja in der ganzen Monarchie nicht ſechs ſo freie und geſcheite Damen vom Hochadel wie die Weißenfels. Das haben Sie doch wohl längſt gemerkt? — Sie ſind zwar noch nicht zwei Jahre bei uns —"

„Anderthalb!"

„Wenig. Aber doch wohl lang genug, um 'ne Ahnung davon zu haben, was für ein weißer Rabe die Fürſtin iſt. Von innen und von außen; denn auch die ſogenannten körperlichen Reize —"

„Ach, ſie iſt eine himmliſche Frau!" warf Walter hin; es brach ihm ſo recht aus der Bruſt hervor.

Felix bewegte aufzuckend den Kopf. Die Worte kamen ſo unerwartet. Und in dieſer Tonart! — Er betrachtete den andern eine Weile ſtumm, mit den klugen Diplomatenaugen. In Walters Wangen verirrte ſich eine undiplomatiſche Röte.

„Himmliſche Frau iſt ziemlich viel geſagt," nahm Felix wieder das Wort, möglichſt harmlos lächelnd. Verliebt! Verliebt! dachte er. „Dieſe überirdiſchen

Ausdrücke hab' ich mir abgewöhnt; ich bin aber auch älter als Sie. Jedenfalls ist sie eine sehr reizende Dame; — und hat viel Verständnis für Sie, wie mir scheint. Das können Sie auch brauchen, Haßfeld; denn ein norddeutscher protestantischer Fremdling — als Architekt für die Hochfeudalen — — Sie werden sich noch wundern, wie heiß hier der Boden ist. Und wie der Konkurrenzwurm ihn lockert. Jetzt entschuldigen Sie mich! Muß ein Buckerl machen."

Felix trat zurück und auf eine Dame zu, die, mit einem älteren Herrn im Gespräch, aus dem Nebensaal kam. Walter sah ihm nach. Die Dame hatte er schon früher gesehn, im vorigen Winter, auf einem Ball der Fürstin Borgonuovo; eine zierliche, feine Gestalt mit interessantem, nervös lebhaftem Gesicht. Als Baron Felix sie jetzt begrüßte, blieb sie stehn und schaute ihn einige Augenblicke an, ohne sich zu rühren; dann nickte sie erst mit dem Kopf, mit dem oberflächlichen Salonlächeln, dem „verlogenen". Darauf flog aber ein Blick aus ihren Augen, daß Walter fast zusammenfuhr: so viel unverschleierter Zorn oder Haß blitzte darin auf. Nur eine Sekunde lang. Dann kam wieder ein Lächeln, ein anderes, scheinbar humoristisches; Felix hatte offenbar einen seiner Scherze gemacht. Der ältere Herr lächelte mit. Er tippte Felix auf die Schulter. Er nahm dessen Arm. Die drei gingen miteinander weiter, in den dritten Saal hinein.

Was war das? dachte Walter, dessen Augen

ihnen träumeriſch folgten. Auf einem offiziellen Ball beim Miniſter des Äußern eine verheiratete Gräfin von dreißig oder fünfunddreißig Jahren, die mit ihren wohldreſſierten Augen ſo 'ne aufrichtige Kriegserklärung macht? Donnerwetter, das war ein Haß — wie er nur aus der Liebe kommt. Iſt mein guter Tannhäuſer von Mohr aus dieſem Venusberg durchgebrannt?

Er ging langſam weiter. Er verſank in ſeine Gedanken, nach ſeiner Art plötzlich mitten unter den Menſchen allein. Eine neue Tanzmuſik hatte begonnen; er hörte ſie, gedämpft, ohne es zu wiſſen; ſie machte ihn melancholiſch, ohne daß er verſtand, warum. Ihm ward verrückt und ſehr eng ums Herz... Dann war's, als wenn ihn ein paar Schultern erweckten; ſie leuchteten ſo eigen; ſeine Augen ſchauten mit Bewußtſein hin. Die nackten Schultern einer großen, ſchlanken Frau; — er erkannte ſie; Fürſtin Elfriede, die Weißenfels, die „himmliſche Frau". Sie ſtand von drei Herren umgeben, die „ihr Buckerl machten". Sie ſah ihn nicht, ſie war abgewandt. Der Nacken und die Schultern aber — — S i l b e r n leuchten ſie! dachte er. Warum „ſilbern"? — Ich weiß kein anderes Wort. Was für ein duftiger Glanz! Was für eine Haut! — Man glaubt wahrhaftig an das „blaue Blut", wenn man ſo was ſieht. Und die ſchönen Formen; dieſe feine — üppige — nein, nicht üppige — dieſe vornehme Rundung, dieſe — — Sie macht mich verrückt!

Ein Seufzer wollte ihm aus der Bruſt heraus;

er erſtickte ihn noch. Eine leiſe Trübung kam ihm aber in die Augen; die Schultern leuchteten nebelhafter. Jetzt bewegten ſie ſich; wie reizend, wie anmutvoll. Was iſt denn das nun? dachte er. Worin liegt's? daß ich bei ſo 'ner ſimplen Bewegung denken muß: das iſt eine Fürſtin? — Schultern. Was ſind Schultern? Frau X, Madame Y haben ebenſo ſchöne. Und wenn ſie ſie bewegen, ſo tut's auch meinen Augen, meinen Sinnen gut. Warum ſteh' ich denn jetzt da und bild' mir ein, das ſind die Schultern einer Fürſtin, und nur eine Fürſtin dreht ſie ſo? — Ein Aberglaube. Unwürdig. Servil. Gemein. Einfach eine verflucht reizende Frau, weiter nichts!

Er ſah aber doch hin wie gebannt. Ihm war, als fühlte er in allen Sinnen, daß da ein wunderbar ariſtokratiſches feinſtes Weſen ſtand; eine Blume mit einem ganz beſonderen Duft, einer eignen Farbe. Und ſo, wie er für dieſes Weſen fühlte, hatte er noch nie gefühlt!

* * *

Eine Hand legte ſich Walter auf den Arm, ſo daß er aus ſeinen Träumen erwachte. Felix von Mohrs Geſicht lächelte ihn wieder an; diesmal aber mit einer kleinen Beimiſchung von Ironie oder Belehrung. „Entſchuldigen Sie," ſagte Felix leiſe, „Sie drehn Seiner Majeſtät gar ſo gemütlich den Rücken zu."

Walter wandte ſich herum. Er ſah nun erſt, daß er ſich in die nächſte Nähe einer großen Gruppe verirrt hatte, ohne es zu wiſſen. Der Kaiſer „hielt Cercle", wie die Hofſprache ſagt. „Die Erſten" ſtanden um ihn herum; der Hausherr, Graf Waldburg, der Erzbiſchof von Wien, der päpſtliche Nuntius, Miniſter, Botſchafter, Generale. Die noch jugendlich ſchöne Geſtalt des Grafen Waldburg ſtrahlte in der großen Generalsuniform, mit mächtigen Sternen auf der Bruſt und breitem Ordensband. Die geiſtlichen Farben neben ihm wirkten faſt noch mehr. Gedämpfte tiefe Stimmen ließen ſich hören, dann ein kurzes, freundliches, kaiſerliches Lachen.

„Da haben wir's!" flüſterte Walter. „Das Dummwerden auf ſo 'nem Rout. Ich hab' mich wohl ſehr unhöflich und unpaſſend benommen."

„Nur ein biſſel fremdartig," ſagte Felix lächelnd. „'s iſt halt nicht der Brauch! — Ich hab' wohl geſehn: die Dame da hinten. Mit dem Venusnacken. Jetzt geht ſie fort. Gelt, Meiſter Architekt, ſo 'ne weibliche Architektur iſt auch nicht ſchlechter als der Stephansdom? — Jetzt ſollten Sie aber zur Hausfrau kommen; zur Fürſtin Borgonuovo, mein' ich, die für meinen verwitweten Grafen heute die Honneurs macht. Ich war eben bei ihr; ſie wundert ſich elegiſch, daß Sie ihr gar nicht Guten Abend ſagen. ‚Und ich hab' ein Faible für ihn,' ſagte ſie lieblich gekränkt. Es iſt wirklich ‚pyramidal' — ſo ſpricht man ja wohl bei der preußiſchen Garde — wie gut Sie bei den Schweſtern meines Grafen angeſchrieben ſind!"

„Es iſt wahr, ſie verziehen mich," erwiderte Walter, ſo obenhin wie möglich, um ſeine Gefühle endlich beſſer zu verſchließen. „Wo find' ich ſie denn?"

„Ich bring' Sie hin," ſagte Felix und hängte ſich in Walters Arm; von der kaiſerlichen Gruppe hatten ſie ſich mittlerweile ſchon langſam ſchlendernd entfernt. Es kam noch ein Saal, ein kleinerer, in den traten ſie ein, dem Gewühl entrinnend. Hier war es wohltuend leerer; nur einige Paare gingen auf und ab. An einem der großen Fenſter ſtand die Fürſtin Berta Borgonuovo mit mehreren Damen und Herren, ihren „Nächſten"; ſie hatte ſich hierher zurückgezogen, nachdem ſie die Pflichten der ſtellvertretenden Hausfrau einſtweilen erfüllt hatte. Sie tat gewiſſenhaft jede Pflicht, wie ſie mußte; ſobald es aber anging, trat ſie gleichſam in die Dämmerung, in der ihr eigentlich wohl war. Unbefriedigte Sehnſucht nach Poeſie des Lebens, nach Harmonie, nach ſchöner Ruhe lag auf ihrem ernſten, klugen Geſicht, in der etwas unfreien und unfrohen Haltung ihrer großen Geſtalt. Sie war ebenſo groß wie ihre Schweſter Elfriede, aber ohne deren Reize. Sie hatte einen ebenſo ungeliebten Gatten, den ſie überſah, der ſie langweilte; aber ſie zog die Schwermut ihrer kühlen Tugend der Verſuchung vor, ſich in einen gefährlichen Roman zu ſtürzen. So hatte ſie ſchon faſt die Vierzig erreicht, während Fürſtin Elfriede noch nicht lange die Dreißig überſchritten hatte; ihre geliebte Elfriede, die ſie immer etwas bemuttert, auf deren Schönheit ſie faſt neidlos ſtolz war, deren eheliches Unglück ihr

ebenso zu Herzen ging wie ihr eigenes, und für deren Tugend sie bebte.

„Das ist gut, daß Sie endlich kommen," sagte Fürstin Berta, indem sie Walter die Hand drückte. „Ich muß Ihnen ja erzählen, Herr Haßfeld, daß ich gestern bei meiner Schwester war — diese ganze Zeit konnt' ich sie wegen meiner dummen Erkältung nicht sehn! — und mich für Ihr Werk begeistert hab'. Für meinen kleinen Neffen, mein' ich, Prinz Konstantin. Wie Sie den getroffen haben! Wunderbar. Und die feine Arbeit! Bei aller Naturwahrheit diese Idealität, dieses — — wie soll ich sagen — diese Verklärung der Natur, dies Darüberstehn."

„Verzeihen Sie, Durchlaucht," entgegnete Walter: „darüberstehn, das möcht' ich nicht."

„Nun, es liegt ja auch nichts an dem Wort; Sie wissen, was ich meine. Kurz, das echte Künstlertum!"

Fürstin Berta liebte es, über ästhetische Feinheiten zu sprechen; es fehlte ihr auch nicht ein wahres, nur allzu weiblich empfindliches Gefühl dafür.

„Durchlaucht haben eine zu gute Meinung von mir," gab Walter mit heiterem Achselzucken zur Antwort. „Ich bin nichts als ein Baumeister, der auch ein bißchen ins Bildhauern hineinpfuscht."

„Sehn Sie, Baron Mohr, so spricht er immer!" rief die Fürstin aus. „Diese schreckliche Bescheidenheit! — Eigentlich nichts als Stolz, wie mir scheint; ah was, denkt Herr Haßfeld, ich tu' nichts für mich, ich mach' nichts aus mir und komm' doch durch die Welt. So wehrt er sich auch gegen jede Protektion;

laßt mich nur gehn! denkt er. Ich verdank' lieber alles mir ſelbſt!"

Felix lächelte und nickte. „Das iſt wohl nicht diplomatiſch, Fürſtin, aber ſonſt 'ne ſchöne Sache."

„Stehn Sie ihm auch noch bei! — Ich begreif' überhaupt nicht, muß ich ehrlich ſagen, warum Sie Ihr Bildhauertalent ſo beiſeite ſtellen und ſich ſo ganz auf den Architekten werfen. Sie könnten dem Donatello, dem Michelangelo nacheifern —"

„Um Gottes willen!" rief Walter.

„Und Sie wollen durchaus Häuſer bauen! Meinetwegen auch Schlöſſer, Kirchen. Aber was iſt das gegen den lebendigen Menſchen? Und gar heutzutage? Wir haben ja ſchon alles gebaut, was möglich war. Es gibt ja nichts Neues mehr!"

„Doch!" ſagte eine Stimme hinter Walter. Er erkannte ſie an der einen Silbe; und es lief ihm auch ſchon ein weiches, ſüßes Gefühl über die Haut. Fürſtin Elfriede Weißenfels war herangetreten. Er wandte ſich und begrüßte ſie. Der ſchöne, von üppigem braunem Haar umwellte Kopf bewegte ſich auf den ſilbernen Schultern, ihm zunickend, und lächelte ihn herzlich an.

„Doch!" wiederholte ſie dann zur Schweſter hin. „Haßfeld beweiſt, daß es Neues gibt! Schau dir nur erſt unſer Jagdſchloß an!"

„Bitte, ſprechen Sie nur davon nicht," fiel ihr Walter ins Wort. „Das iſt ein alter Bau, den ich reſtauriere!"

Fürſtin Elfriede lächelte: „Zuletzt nennen Sie

wohl auch noch meinen Prinzen einen alten Bau, den Sie nur reſtaurieren. Ja, ein Jagdſchloß ſtand da ſchon; aber es wird ja kein Raum wieder ſo wie er war; überall bauen Sie Ihre neuen Gedanken hinein. Bitte, widerſprechen Sie noch nicht; ich bin noch nicht zu Ende! Nun ja, es ſind keine neuen Bauſyſteme, wie das doriſche oder romaniſche oder gotiſche. Es ſind ‚dekorative Späße‘, wie Sie in Ihrer wegwerfenden Weiſe ſagen. Aber es ſteckt in jedem Ihre Perſon, Ihr Ich; — bitte, ich hab' noch nicht ausgeſprochen. Ihr Ich; etwas, das kein andrer hat.“ Sie lächelte mit einer ſo herzlichen Heiterkeit, daß es ihn wieder überlief: „Kurz, der Haßfeldſche Stil!“

„Da haben Sie's!“ ſagte Felix.

„Erlauben Sie, Durchlaucht —“

Fürſtin Elfriede ließ den Baumeiſter aber nicht zu Worte kommen; ein Übermut lachte ihr aus den Augen, den ſie ſeit den Ehejahren nicht mehr häufig hatte: „Kurz, der Haßfeldſche Stil!“ wiederholte ſie. „Nächſtens nehm' ich einmal meine Schweſter mit, fahr' mit ihr hinaus, um ſie von dieſem neuen Stil zu überzeugen und ihr —“

„Es iſt ja alles erſt im Anfang!“ unterbrach Walter ſie.

„Ja, natürlich ſind Sie noch nicht fertig; das hat auch kein Menſch gedacht. Der Fürſt — mein Fürſt — alſo kurz, mein Mann — eh' Sie herkamen, ſagte er: ‚Drei Jahre rechne ich wenigſtens auf den Umbau und Neubau!‘ Und nach anderthalb Jahren ſind Sie ſchon ſo weit. Dabei

klagen Sie immer: ‚Ich komm' nicht vom Fleck! Das ſollt' alles ſchon viel weiter ſein! Alles läßt mich im Stich! Und ich ſelber lieg' auf der Bärenhaut!' — Was eigentlich unausſtehlich iſt, denn es iſt ja doch kein Wort davon wahr. Sagen Sie, Baron, Sie kennen ſo viele Künſtler: ſind die alle ſo?"

Felix ſah, welche Freude es der Fürſtin Elfriede machte, ihren Künſtler ſo liebevoll auszuſchelten; er meinte, ſelbſt an ihrer Kopfhaltung zu fühlen, wie es ſie beglückte. „Nicht einer!" antwortete er wie in tiefſtem Ernſt. „So iſt nur der Haßfeld!"

„Da hören Sie's!" ſagte Fürſtin Elfriede lächelnd; ſie glaubte nun doch kein Wort davon. „Solche Meinungen ſind in Wien über Sie verbreitet! — Und dabei muß ich dir ſagen, Berti: die neue Kapelle, die er da baut — — die alte war ja ganz verfallen, weißt du. Da hat er ſich nun was ausgedacht — das iſt erſt der reine, echte Haßfeld. Schon im Entwurf ſo rührend ſchön —"

„Den hab' ich geſehn," ſagte Fürſtin Berta.

„Und dann ſagſt du, es gibt nichts Neues mehr? — Na, ihr Ungläubigen, ihr werdet ja ſehn. Wenn das erſt wirklich, lebendig daſteht —"

Sie wandte das fröhlich erregte Geſicht und die ſtrahlenden Augen wieder ihrem Künſtler zu. So ſchön war ſie noch nie! dachte Walter.

„Übrigens, Haßfeld," ſprach ſie weiter, „können Sie übermorgen mittag kommen, um den Prinzen noch einmal zu ‚feilen'? da Sie durchaus noch dran arbeiten wollen?"

„Was?" rief Fürſtin Berta. „Die Büſte iſt ja fertig!"

„Entſchuldigen Sie," verſetzte Walter lächelnd, „das verſteh' ich beſſer. Da iſt noch allerlei zu tun."

„Er wird niemals fertig," warf Fürſtin Elfriede hin.

Vielleicht iſt dir das grade recht! dachte Felix.

„Doch, Durchlaucht, ich werde fertig. Vielleicht ſchon übermorgen mittag. Ich komme alſo. — Oder wollen Sie's doch anders?"

„Warum?"

„Weil Sie — — Durchlaucht verzogen eben das —"

„Das Geſicht? — Ach, das kam nur ſo. Etwas Kopfweh hab' ich. Und das ärgerte mich."

„Kopfweh?" — Fürſtin Berta trat ſogleich in ihrem mütterlich-ſchweſterlichen Mitleid auf Elfriede zu.

„Laß nur," ſagte Elfriede abwehrend. „Es iſt noch nicht arg. Aber damit's nicht ärger wird, will ich ſo bald wie möglich fort."

„Was? Schon wieder fort?"

„Ja; laß mich nur ziehn. Wenn der Kaiſer gegangen iſt, dann geh' ich auch. Dann bin ich morgen geſund. — Und Sie kommen alſo!"

Walter verneigte ſich.

Kaum eine Minute ſpäter kam einer der Herren vom Miniſterium des Äußern raſch herangeſchritten. „Seine Majeſtät!" ſagte er nur, mit einer kleinen Kopfbewegung nach rückwärts deutend.

Fürſtin Berta, als die Hausfrau, richtete ſich

auf, um dem abſchiednehmenden Monarchen entgegenzugehn. Jetzt trat er ſchon in die Tür, rechts neben dem Grafen Waldburg, der ihn geleitete. Mit ſeinen jugendlich elaſtiſchen Schritten ging er auf die Fürſtin zu. Alles verneigte ſich.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter wanderten Felix und Walter über den öden äußeren Burgplatz zur Ringſtraße und den Ring entlang. Nachdem Fürſtin Elfriede das Ballfeſt verlaſſen hatte, hielt auch Walter nichts mehr; Felix hatte ſich ihm ebenſo „ballmüde“ angeſchloſſen, um ſich in der leiſe wehenden Nachtluft zu erfriſchen. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört. Der Himmel ſternte ſchon wieder. Man konnte die gewaltigen Maſſen der werdenden Hofmuſeen und weiterhin des Reichsratsgebäudes, des Rathauſes erkennen; alles unfertige Koloſſe, denn die Achtzigerjahre waren noch nicht erreicht. Die neue architektoniſche Großzeit des alten Wien ſteckte noch im Frühling. Das Deutſche Reich war noch jung, das verjüngte Öſterreich noch in ſeiner erſten hoffnungsvollen Blüte, noch nicht beim „Hinfretten“ und „Fortwurſteln“ angelangt. Mit hoffnungsvollem Vertrauen war denn auch Walter Haßfeld gekommen; vom Wind eines günſtigen Zufalls getragen, durch einen Kirchenbau in ſeiner holſteiniſchen Heimat ſchnell bekannt geworden, durch einen preußiſchen Magnaten, für den er baute, den öſterreichiſchen Verwandten

empfohlen. Die nahmen ihn mit unerwarteter Wärme auf, durch ſeine faſt ariſtokratiſche Erſcheinung und Haltung gewonnen; andre folgten ihnen, darunter die beſte und die wärmſte von allen, die Fürſtin Elfriede ...

„O ja, eine reizende Frau!“ ſagte Felix nach einer Stille, als hätte er erraten, an wen Walter dachte. „Nicht bloß weil ſie dieſen berühmten Nacken, dieſe Schultern hat. Auch 'ne feine Seele. — Wie gut ihr ſelbſt das Kopfweh ſtand!“

„Sie meinen die Weißenfels,“ murmelte Walter, etwas zu gefliſſentlich obenhin.

„Na ja, wen denn ſonſt? — Und die hätten Sie früher ſehen ſollen, als ſie ihren Bamſchabl noch nicht geheiratet, oder wenigſtens noch nicht in einer ganzen überbildeten Vertrottelung durchſchaut hatte. Da war ſie wie ein ſaftſprühender Frühlingstag! Da wußte ſie auch noch nichts von Kopfſchmerzen, kann ich Sie verſichern; das hat mir ihr Arzt einmal ſelber geſagt. Die ſind erſt in der Ehe gekommen. Wenn man ſich nicht glücklich fühlt! — Wie ſagt Scribe, der Dramatiker? Man ſoll ein Pferd und einen Eſel nicht zuſammenſpannen.“

„Arme Frau!“ ſtieß Walter hervor.

„Freilich. Eine arme Frau. — Aber auch eine gefährliche.“

„Wieſo?“

„Wieſo?“ — Felix warf einen Seitenblick auf Walters fragendes, verſchloſſenes Geſicht; einen Diplomatenblick, in dem ſich zarte Zurückhaltung mit

freundſchaftlicher Warnung miſchte. „Nu, reizende Frauen ſind bekanntlich immer gefährlich; und doppelt, wenn ſie zum Mitleid reizen; das hol' gar der Teufel. Haben wir auch alles erlebt, lieber Freund! Ich könnt' Ihnen aus meinem Junggeſellenleben allerlei erzählen ... Wollen Sie ſchon nach Hauſe gehn?"

„Mir eilt's nicht."

„Mir auch nicht. Von dem geputzten Jahrmarkt bei Miniſters hatte ich genug; aber ſo zu zweien — mit einem wirklichen Menſchen wie Sie ... Trinken wir noch ein Glas Bier bei Gauſe?"

„Sehr gern."

„Alſo gehn wir hin! — Übrigens, Schultern. Da muß ich Ihnen doch ſagen, ich hab' einmal ebenſo ſchöne Schultern wie die der Fürſtin Weißenfels an einer ſechzigjährigen Frau geſehn ... Worüber lachen Sie?"

„Über die ſechzig Jahre."

Felix blieb ſtehn: „Es iſt aber buchſtäblich wahr! Das war auf einem Konkordiaball; zweiundſiebzig, glaub' ich. Das war Fanni Elßler! — Sie haben doch von Fanni Elßler gehört?"

„Ja freilich. Die berühmte Tänzerin. Die Freundin von Gentz."

„Eine Wienerin. Das ſüßeſte Wiener Blut! — Sie lebt noch. Noch lauter Anmut, ſo alt wie ſie iſt. Damals, auf dem Ball der Konkordia, war ſie ſechzig alt, oder auch ſchon drüber; und ebenſo ſelbſtverſtändlich dekolletiert wie die andern. Und,

mein Ehrenwort, schönere Schultern als die ihren waren nicht zu sehn! Wie von einem alten Griechen modelliert, und so jung wie der junge Tag. Einfach zum Verlieben!"

Walter lächelte: „Das haben Sie hoffentlich auch getan."

„Lieber Freund, ich hätt's getan — à la Ninon de l'Enclos — wenn ich nicht grade heftig in eine andere — eine große Dame — — Eine große Dummheit. Lassen wir das. Trinken wir ein Glas Bier!"

Sie traten in Gauses Bierhalle in der Johannesgasse ein. Es war mittlerweile doch spät geworden, in den weitgedehnten Räumen saßen nur noch hie und da einige ausdauernde Gäste verstreut. Die beiden setzten sich an den nächsten leeren Tisch. Felix nickte dem Architekten zu, lächelte ihn herzlich an. Er hatte den „famosen Kerl" heimlich liebgewonnen. Er hatte wenige wirkliche Freunde in Wien; ihm war, wie wenn er schon keinen besseren hätte als den Walter Haßfeld.

„Schöne Leute übrigens auf dem Ball!" fing er wieder an, als er den Schaum von seinem gefüllten Glas weggetrunken hatte. „Meister, meinen Sie nicht? Vom Geist wollen wir jetzt nicht reden, aber so als Leiblichkeit kann unser hoher Adel, Weiblein und Männlein, sich noch sehen lassen."

Walter nickte: „Ganz gewiß. Rasse wohlerhalten. — Die Fürstin Weißenfels sagte mir aber neulich selbst, als wir von den aristokratischen Soireen

ſprachen: ‚Man glaubt es nicht, wie viel hübſche und dumme Leute oft beiſammen ſind!‘“

„Na ja, die kennt ihre Leute. — Lieber Freund, was wollen Sie? Es war ja nicht immer ſo. Als ihr da in Deutſchland die Reformation machtet, da war hier der ganze Adel drauf und dran, gründlich proteſtantiſch zu werden. Ja, und zwar ſo ſehr, daß man lange Zeit nicht den Mut hatte, ſie darin zu ſtören, ſondern ſie von oben gewähren ließ: glaubt, was ihr wollt! — Dann ſind aber die Jeſuiten gekommen. Die betrieben vor allem eins: die jungen Adeligen zu bekehren! Jeſuitenſchulen, Konvikte und ſo weiter. Und ſie haben's erreicht! Man gab ihnen ja freie Bahn. Sie riſſen Öſterreich geiſtig von Deutſchland los, ſoweit's irgend möglich war. Sie vertrieben den Spiritus und den freien Sinn nach Leibeskräften, vor allem aus der Ariſtokratie. Und ſie tun's fort und fort. Was will man da machen? Auch vor euren adligen Stockproteſtanten und ihrer Beſchränktheit hab' ich alle Achtung; aber wie können ſie ſich mit unſern Jeſuitenzöglingen meſſen!“

Felix lachte bitter auf. Walter ſah eine Weile ſtumm vor ſich hin. Er ſah die Ausnahme vor ſich, die entzückende, an die er ſein Herz gehängt hatte. Sie lächelte ihm herzlich zu, wie vorhin auf dem Ball. Er ſchrieb den Anfangsbuchſtaben ihres Namens heimlich auf den Tiſch.

Plötzlich war ihm, als bemerkte der andre das. Sein Finger hielt inne. Er nahm ſich zuſammen. „Aber Ihr Graf, der Waldburg!“ ſagte er, um

etwas zu ſagen. „Der iſt doch geiſtig ein freier Mann.“

„Nun ja! — Ich auch! — Seine Schweſtern auch! — Gott ſei Dank, eine Regel ohne Ausnahmen, die gibt's ja nicht. Aber die vielen, die vielen — die zuletzt doch ein Reich regieren!“

„Ich denk', Ihr Graf Waldburg regiert's.“

„Ein biſſel, ja. Aber die andern regieren alle mit. Und wo ſteht denn der Waldburg? Mit dem Geſicht nach draußen, als Miniſter des Äußern; das Innere muß er ja mit dem Rücken anſchauen. Ja, wenn er ſich herumdrehn könnt', wie er wollt', und auch nach innen hinein regieren — ſo wie euer Bismarck — und wenn er dann noch ein paar Dutzend ſolche Spießgeſellen und Helfershelfer hätt' wie ich — die durch Feuer und Waſſer zu ihm halten — ah, da könntet ihr was erleben, ihr Leute!“

Walter mußte lächeln; aber mit dem ganzen warmen Geſicht. „Ich hab' Sie ſo gern,“ ſagte er, „wenn Sie von Waldburg reden. Mir ſcheint, den lieben Sie, aber ordentlich!“

„Ich dien' gern unter ihm. Er verſteht's.“

„Nein, Sie hängen auch mit dem Herzen an ihm.“

„O ja, ich kann ihn gut leiden. 's iſt ein ganzer Menſch.“

„Nein, Sie ſind begeiſtert für ihn.“

„Nun ja, zum Teufel, ich — — alſo gut! Begeiſtert! Ich häng' an ihm!“

Er nahm ſein Glas, ſtieß es mit undiplomatiſchem

Feuer auf die Tiſchplatte und trank es auf ſeinen Grafen aus. Sofort tat Walter dasſelbe. Darauf ſahen ſie ſich an und lachten beide. Sie beſtellten beide noch ein Glas. Sie nickten einander lächelnd zu. Jeder freute ſich am andern, ohne es zu ſagen.

„Aber bitte, nun beantworten Sie mir noch 'ne Frage," nahm Walter nach einer Weile das Wort. „Halten Sie Waldburg wirklich für den klügſten Mann in Europa, Bismarck ausgenommen?"

„Hab' ich das geſagt?" fragte Felix.

„Ja, heut abend, in ſeinem Palais."

„Na, wiſſen Sie —" Felix warf einen gleichſam ſchmunzelnden Blick über den Tiſch hinüber — „das müſſen Sie nicht ſo wörtlich nehmen — ſo was ſagt man ſo. Ich weiß ja nicht einmal, ob er klüger iſt als ich; vielleicht bild' ich mir auch das nur ein; denn ich hab' ſo Stunden, in denen bin ich grauſam geſcheit! Aber daß er ganz beſonders klug iſt, das kann ich Ihnen mit drei Worten zeigen: er hat nämlich merkwürdig wenig gelernt — ſtudiert, mein' ich — aus den Büchern, aus den Wiſſenſchaften — aber er ſieht doch weiter als all die Hochgebildeten! Er hat ſo 'nen Indianerblick. Und ich will Ihnen ſagen, Bruder — — Ja. Bruder. Da das Wort einmal heraus iſt — das iſt auch wirklich das rechte Wort. Sie können einen ſo wunderbar anſchauen. Ich hab' Sie ſo gern. Ich weiß nicht, wie Sie denken; aber wenn Ihnen zufällig ähnlich zu Mut iſt —"

„Bruder!" erwiderte Walter nur und nickte. Ihm

war ganz ähnlich zu Mut. Ihm machte ſchon das ſo warm ums Herz, daß der Mann da gegenüber ſo begeiſtert an dem Grafen hing, der der heißgeliebte Bruder ſeiner Fürſtin war. Er hob ſein Glas und ſtieß es mit dem des Felix zuſammen.

„Meinen Sie? Meinſt du?“

„Von ganzem Herzen!“ antwortete Walter, nickte wieder und trank. Sie leerten beide auch das zweite Glas. Dann drückten ſie ſich auf dem Tiſch die Hand.

„So hat man doch noch was Gutes von dieſem Abend!“ ſagte Felix heiter. „Nun ſollten wir aber kein Bier mehr trinken, ſondern einen edleren Tropfen; Gumpoldskirchner Ausleſe — oder Vöslauer Goldeck — oder was du willſt. Dir iſt alles eins? Dann beſtell' ich. Kellner!“

Er beſtellte den beſten Gumpoldskirchner, den der Keller hatte. Jetzt nahm er auch eine Zigarre aus der Taſche; bis jetzt hatte er nicht geraucht. Ein neues Wohlſein kam über ihn. Seine zuweilen melancholiſchen großen, grünlichgrauen Augen lachten.

„Ja, alſo dieſer Adolar Waldburg, Bruder — der eigentlich oder gewiſſermaßen an unſrer Brüderſchaft ſchuld iſt — — auch das gefällt mir an dem Mann. Alſo ſein Indianerblick! — Mit dem allein iſt's ja freilich nicht gemacht. Manchmal iſt er komiſch ... Jurisprudenz hat er nicht gelernt, davon weiß er nichts. Nun kommen aber wichtige Fragen, natürlich — und verwickelte. Er hält mich für ſeinen beſten Juriſten; alſo er läßt mich rufen.

‚Lieber Mohr — ſo und ſo!‘ Ich fang’ an. Ich will mich in den Fall ‚hineinknien‘, wie ſie beim Theater ſagen. Nach einer Minute wird er ungeduldig. ‚Bitte, den Extrakt! Sagen Sie mir in einem Satz, wie die Sache liegt!‘ — ‚Verzeihen Sie, Exzellenz,‘ ſag’ ich, ‚ſo kurz läßt ſich das in dieſem Fall nicht machen; es iſt eben ein komplizierter Fall.‘ — Er mit ſeinem Indianerblick und Indianerlächeln: ‚Doch, es läßt ſich machen. Wenn Sie nicht im ſtande ſind, das Ganze in einen klaren, durchſichtigen, überzeugenden Satz zu faſſen, ſo beherrſchen Sie den Fall noch nicht!‘“

„Der Herr fordert viel,“ verſetzte Walter.

„Ja; manchmal die Bibel in einer Nuß!“

Felix legte ſich in ſeinen Stuhl zurück, ein paar Züge dampfend. Dann beugte er ſich wieder vor, legte die Arme auf den Tiſch — mit der eigenen männlichen Anmut, die Walter an ihm liebte — und etwas ganz Neues kam in ſein Geſicht. „Wiſſen Sie — weißt du — ich will aber eigentlich von was anderm ſprechen. Da wir nun doch ſchon verbrüdert ſind — — Es iſt auch ſo abſpannend, immer der verſchwiegene Diplomat zu ſein! — Ich hab’ von dieſer Sache noch zu keinem Menſchen geſprochen. Meine gute Mutter, die wird Augen machen ... Du wirſt mich aber verſtehn, Haßfeld. Und vielleicht — — vielleicht nimmſt du dir ein Beiſpiel — oder ’ne Lehre draus. — Ich will nämlich heiraten. Endlich.“

„Ah!“

„Du wunderſt dich?“

„Nein. Das nicht. Warum?“

„Du haſt recht: eigentlich iſt da nichts zu wundern. Nach und nach komm' ich an die Vierzig! — Das Merkwürdige dabei iſt nur — ſie. Für einen Mann in meiner Stellung — vielleicht oder wahrſcheinlich krieg' ich bald den ſchönen, ellenlangen Titel: ‚außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter‘ — — Ich will dir ſagen, wie das iſt. Ich will aus all dem geſellſchaftlichen, frivolen, erotiſchen Unſinn heraus. Ich will keine Feſſeln, Bruder!“ — Er bohrte ſeine grauen Augen in die braunen Walters, als ſpräche er jetzt ganz für den. „Keine Feſſeln. Freiheit!“

„Ich denk', die Freiheit gibſt du mit der Ehe auf,“ ſagte Walter lächelnd.

„Du verſtehſt noch nicht, wie ich's meine, Haßfeld. Du weißt, wie wir Wiener ſind: ziemlich frivol im Punkt der ‚Liebe‘. Darin bin ich auch ein echter Wiener; will mich nicht verſchönern. Oder vielmehr, ich war's bisher. Aber wenn man dann endlich zurückſchaut — was kommt dabei heraus? Aufregungen, grenzenloſe — immer neue — Spannungen, Befriedigungen, Enttäuſchungen — die Befriedigungen ſind meiſtens kurz, die Enttäuſchungen lang. Am längſten aber ſind die Feſſeln! die Feſſeln! vor denen man als junger Burſch noch ſo gar keine Sorge, von denen man keine Ahnung hat. Alſo da iſt eine verheiratete Frau ... Sie iſt reizend und unbefriedigt, unglücklich. Ergo man verliebt ſich. Sie auch. Er

tröſtet ſie. Sie tröſtet ſich. Das iſt halt der Brauch in unſerer Welt, gewiſſermaßen der Rechtszuſtand. Wer der Tröſtung bedarf, ſoll getröſtet werden; es ſoll nur mit gebührender Diskretion geſchehn; dann hat die Welt ihren rechten Gang! — Va bene. Sein und ihr Roman endet aber faſt nie zu gleicher Zeit. Entweder kommt er zuerſt bei ſeinem letzten Kapitel an, oder die Getröſtete! Sagen wir: er. Mein Fall. Bis auf einen war das immer mein Fall! — Da beginnt das Unglück. Er kommt, um Adieu zu ſagen. Sie ſtellt ſich mit einem Schrei vor die Tür. ‚Du mich verlaſſen? Du darfſt nicht! Willſt du mich töten? Ich hab' nur dich. Ich ſterb' ohne dich. Ich hab' ein Recht auf dich, du haſt mir's gegeben. Darfſt mich nicht verlaſſen!'"

Felix verſtummte, die jetzt melancholiſchen Augen auf Walter geheftet. Er hatte ſo leiſe geſprochen, daß keiner der wenigen Gäſte ſeine Worte verſtehn konnte; es war aber viel verhaltene, zuweilen weggelächelte Leidenſchaft darin. Walter erwiderte ſeinen langen Blick, doch nicht ohne Befangenheit und nicht ohne Mühe. Ihm war, wie wenn er ſich erſchüttert fühlte. Warum? Was hatte er denn getan? So einen Roman hatte er noch nie erlebt; ſo einen wilden, ſchuldigen nicht. Eine unſinnige Empfindung packte ihn: wie wenn neben ihm die Fürſtin Elfriede ſtünde, und ſie hätte das alles mit angehört. Sie lächelte ...

„Alſo was weiter?" murmelte er endlich, da die Stille lang ward.

„Wie ich dir ſagte. Die Feſſeln! — Wenn man ein anſtändiger Kerl iſt — und die Frau nicht ſchlecht — eher gut — und reizend — und wirklich in keinem glücklichen Haus — hängen bleibt man! Man kommt nicht los! Und der innere Frieden geht zum Teufel, und der Schlaf dazu, und der Humor hinterdrein. Ich hab's durchgemacht! Nicht nur einmal; öfter. Aber dieſes letzte Mal — das, von dem ich eigentlich red', das mir noch in den Knochen liegt — das war ein ganz hübſches Stück Hölle, Bruder! Ich wünſch' es dem Serben nicht und dem Ruſſen nicht! Wenn ich manchmal mit dir und den andern kneipte und ſo krampfhaft luſtig wurde — ich hätt' in die Donau gehen mögen, Gewichte von hundert Pfund um den Leib. In meiner Bruſt hatt' ich tauſend Pfund. Und dabei den Frieden in Europa aufrecht erhalten helfen! Nein, ich hab' endlich reinen Tiſch gemacht. Heraus aus dem ſüßen Elend! Keine goldenen Ketten mehr! Ein Weib und ein Haus, und damit baſta. Morgen wird gefreit!"

Walter machte ein ſehr erſtauntes, faſt verblüfftes Geſicht. „Morgen wird gefreit? — Ich dachte, du hätteſt ſchon."

„Ach, es iſt beinah, als wär's ſchon geſchehn! Meine gute Kleine — Große — — Ich mußte nur erſt mit der andern fertig werden; das war ein Eiertanz, ſag' ich dir, wie hohe Politik. Viele böſe Nächte; denn ich hab' ein weiches Herz, das leugn' ich nicht; ſchäme mich auch nicht. Und wie hielt ſie feſt! — Und meinſt du, die verzeiht mir? Nie!

Das iſt eine von den ſtolzeſten. Eine große Dame. Heut abend hab' ich ſie wiedergeſehn; heut zum erſtenmal. Und ſie —"

„Heut abend?" unterbrach ihn Walter unwillkürlich; die Dame mit den bläulichen Augen fiel ihm ein, deren Begegnung mit Felix er geſehen hatte.

„Ja, auf dem Ball. Ich mußt' ſie begrüßen, natürlich, wie ſonſt. Zuerſt ſchaute ſie durch mich hindurch, bis nach Ungarn hin. Dann ein Blick; o! Ich hielt ſtand, wie wenn's ein ausländiſcher Geſandter wär', und machte irgend einen Spaß. Endlich waren wir in den nächſten Saal gekommen, ſie und noch einer und ich; da entließ ſie mich, ſo majeſtätiſch, als wär' ſie das Portal der ungariſchen Garde. Mir bebte aber doch das Herz ... Gott ſei Dank, ich bin frei. Kennſt du Lulu Sommer? Weißt du, wer das iſt?"

„Eine Tänzerin dieſes Namens kenn' ich; bei der Großen Oper. Hab' ſie einmal tanzen ſehn."

„Die wird meine Frau."

„Nein!"

Felix lächelte fröhlich. „Doch! — Ich mußt' ja, daß du dich wundern würd'ſt. Und wie wird die Welt ſich wundern. Tut mir alles nichts — meine gute Mutter ausgenommen — die ſich aber auch drein finden muß. Denk aber nicht, das iſt niederträchtige Eitelkeit, daß ich dir's heut ſchon ſag', eh' ich noch ihr Jawort hab'; als wollt' ich dir damit vorprahlen: ich bin meiner Sache gewiß! Nein, Bruder, es iſt ein Übermut; ich bin ſo glücklich

— ſo frei — da lacht mir das Herz, daß ich mir den Spaß mach', meinem neueſten Duzbruder mein Geheimnis anzuvertrauen, eh' noch das Schickſal Amen geſagt hat. Es iſt der Übermut eines Galeerenſklaven, der die Kette los iſt! — Lulu Sommer. Du haſt ſie alſo tanzen ſehn. Sie würd' nie eine ‚Koryphäe' werden, das weiß ich. Soll ſie ja auch nicht. Daß ſie nicht übel anzuſchauen iſt, haſt du wohl ſchon gemerkt —"

„Die ſchönſte Geſtalt im ganzen Ballett! Gebaut wie 'ne Venus!"

Felix verbeugte ſich heiter: „Freiherr und Freifrau von Mohr bedanken ſich ergebenſt für das Kompliment! — Nicht wahr, 'ne Geſtalt, daß einem — — Und das wundervolle, ſeidige, mattblonde, üppige Haar; das haſt du aber wohl nicht geſehn. Und das ganze ſüße, blonde, blauäugige Geſicht! — Als ich das alles zum erſtenmal ſah — Donnerwetter! dacht' ich. Die iſt zum Verlieben! Das fing ich denn auch heimlich an, gleichſam hinter dem Rücken meiner großen Dame. Du weißt ja, ich bin gut Freund mit dem Burgtheater; mit dem luſtigen, verrückten, verlogenen, aufrichtigen Volk ſchwatzt es ſich ſo gut. Die Operiſten kenn' ich weniger, das Ballett faſt gar nicht; nun bahnt' ich mir aber doch mit hoher und niederer Protektion meinen Weg. Und dachte noch — warum mich beſſer machen als ich bin — dachte noch: ein Abenteuer! Da iſt mir's dann aber gegangen wie dem Fauſt mit Gretchen; als er in ihre Kammer kommt und ihm in dem

‚Heiligtum‘ ſo ganz anders wird; die wundervollen Verſe, Haßfeld — ich hab’ ſie neulich auswendig gelernt —:

Und du? Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl’ ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel’ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.
Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang’s, ſo grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!“

Felix wurden die Augen feucht; Walter ſah es mit Erſtaunen. Aus dem Diplomatengeſicht war alles Weltliche, Kluge fort, es war nur ein weicher, träumeriſcher Jüngling geblieben. Noch ein Vers des Fauſt wollte aus ihm heraus, er ſprach ihn leiſe vor ſich hin:

„Der große Hans, ach wie ſo klein — —

So iſt mir’s gegangen! Ich ſah ſie hinter den Kuliſſen, dann bei ſich zu Haus. Eine gute Mutter, wohl auch einmal ſchön, aber nicht ſo; und ’ne hübſche Schweſter. Alles ſo ärmlich und doch ſo nett, ſo rein, ſo rührend; auch wie im Fauſt: die Stille, die Ordnung, die Zufriedenheit. Nichts von Ballettratte und alledem! Wiener Bürgersleut’ — vergnügt, fröhlich, gottvertrauend — auch fromm — nicht bigott. Machen ſich gern einen guten Tag; aber nur in Ehren. ‚Wie hat der Vater auf Ehre gehalten!‘ ſagt die Mutter ſtolz, und beinah ein biſſel furchtſam, als könnt’ er gleich mit finſteren Augenbrauen hereintreten. ‚Der Vater!‘ ‚Der Vater!‘ Iſt ſchon lange tot, lebt aber noch bei allem mit. Und das

Kind, die Lulu — ſo arm und ſo unnahbar — und dabei ſo holdſelig lieb. Keine Wiſſenſchaften; wenig gelernt; nur Natur, Natur. So war auch Fanni Elßler einmal! muß ich immer denken. So ganz Evastochter — eigentlich noch im Paradies. Durch das Leben tanzen! wie ein gutes Kind, das das Leben und die Menſchen liebt. Das richtige ſüße Wiener Blut! Das beſte, allerbeſte!"

„Hm! — Da kann man ſich ja nichts Beſſeres wünſchen," kam nach einer Stille aus Walter heraus; er murmelte es aber nur ſo hin.

„Du ſagſt das aber kaum zwei Grad über Null. Du meinſt, für den Baron von Mohr iſt's doch nicht die Rechte?"

„Der Baron — von dem red' ich nicht. Aber du! Verzeih! Du — der ganze Menſch. Deine Stellung, deine Bildung, dein Geiſt!"

„Ach, mein lieber Haßfeld —"

„Verzeih. Ich hab' dir nicht hineinzureden. Nur weil du ſo fragteſt —"

„Schon gut. Warum ſoll ich nicht deine Meinung hören? Kannſt dir aber wohl denken: alles, was einer von euch mir ſagen kann, hab' ich mir ſchon ſelbſt geſagt! Nun laß mich dir auch antworten, was ich mir ſelber erwidert hab'. Lieber Felix von Mohr, hab' ich mir geſagt, ‚Stellung, Bildung, Geiſt'! Die Frauen von Stellung, von Bildung, von Geiſt, die kennſt du. Weißt, was ſie verlangen! Das Blaue vom Himmel herunter verlangen ſie; denn ſo haben ſie's aus den Romanen gelernt. Sie ver-

langen, daß du für ſie lebſt; ſie wollen dich haben, ſonſt ſind ſie unbefriedigt, unverſtanden, unglücklich; dich haben, immer, immer dich, und wenn dich auch dein Amt fordert — oder wenn du ſchachmatt von der Arbeit kommſt. Und Geld mußt du haben, immer Geld! Denn ſie dürfen doch nicht weniger glänzen als die lieben ‚Schweſtern'. Sie glänzen ja für dich; das ſind ſie dir ſchuldig. Und dann, weil ſie dir ihre Freiheit geopfert haben — oder weil ſie gar auf ein ‚vornehmeres' Glück verzichtet haben — biſt du noch in ihrer Schuld. — Nein, lieber Freund! So heirat' ich nicht! Das wär' wieder Feſſel; nur noch etwas feſter: der Trauring. Ich will — lach jetzt nicht — ich will der Ehemann in der Freiheit ſein!"

„Und du meinſt, das wirſt du mit —"

„Mit der Lulu, ja. Die opfert mir nichts, der geb' ich nur! Alles was ich ihr zu geben hab' — meinen Namen, mein bißchen Wohlſtand, meine Stellung, meine Zukunft — das iſt für ſie ein Mehr, ein Gewinn. Sie hat ſo lieb dahingeträumt, wenig Wünſche, viel Zufriedenheit, faſt immer einig mit Gott und der Welt; nun kommt ſie wie ins Paradies. Die wird mir nicht ſagen: Geh her, unterhalte mich, vergöttere mich, lieg zu meinen Füßen! Sie wird einfach ſagen: Ich leb' für dich! Und mit ihrer Fanni Elßler-Anmut, ihrer Fanni Elßler-Güte wird ſie mein Haus erfüllen; wie mit Sonnenſchein. Bildung! Sie hat die Fanni Elßler-Bildung; das iſt grad' genug. Die wird meine Frau!"

Walter lächelte, mit tiefernſten Augen. Er nickte dann vor ſich hin. „Da kann ich dir alſo nur Glück wünſchen; und das tu' ich natürlich von ganzem Herzen. Du willſt, wie ich dich kenne, nicht als E g o i ſt neben ihr leben, ſondern als verliebter Gatte, der —"

„Ja, ganz gewiß! Turteltaubenähnlich. Und wenn du dann zu mir kommſt — ich hoffe, du kommſt oft — dann ſagſt du dir, denk' ich: der Mann ohne Feſſeln, aber mit viel Liebe und mit viel Glück!"

Er betonte das „ohne Feſſeln" mit einem letzten leiſe warnenden Blick. Walter verſtand ihn auch. In einer plötzlichen Regung erhob er ſich. Ebenſo plötzlich ſchüttelte es ihn.

Nein, dachte er, das alles haſt du mir nicht umſonſt erzählt. Die Feſſeln, die du jetzt abgelegt haſt, die will ich nicht tragen. Lieber fort aus Wien als das!

Die Fürſtin Elfriede ſchien aber wieder neben ihm zu lächeln.

„Du, es wird nun aber ſpät," ſagte er und griff nach ſeinem Glas. „Trinken wir aus — auf deine verjüngte Fanni Elßler — und auf euer Glück. Und dann gehn wir ſchlafen!"

* * *

Im kaiſerlichen Opernhaus ſpielten ſie eine Gluckſche Oper, mit kleinen Balletten im zweiten und vierten Akt; es war der nächſte Abend. Lulu Som-

mer ſtand zwiſchen den Kuliſſen, allein. Sie hatte im vorigen Aufzug mitgetanzt, in dieſem da nichts zu tun; es machte ihr aber Vergnügen, in ihrer träumeriſchen Weiſe auf die ſüße Gluckſche Muſik zu horchen und dabei die wechſelnden Bilder ihrer eigenen, gedankenlos ſpielenden Phantaſie zu ſehn. Es war, wie wenn die Muſik ihr Hirn leiſe wiegte; ein wohliges Gefühl. Sie war auch gern ſo allein: das ewige Schwatzen der andern Ballettmädel, ihre „Verhältniſſe" mit dem Baron X oder dem Börſenmann Y — und allerlei häßliche Reden dazwiſchen — das vermied ſie lieber. Drum war ſie auch als „Tugendtrampel" bekannt und nicht ſehr beliebt. Ihre Schönheit verzieh man ihr zur Not, weil ſie ſo gar keinen Gebrauch davon machte; unheimlich war's aber doch: dieſe ganz untadelhaft harmoniſche Figur, die Arme wie die Beine, die Hände wie die Schultern, Kopf und Buſen, alles!

Lulu träumte in den vorigen Sommer zurück: ein Nachmittag im Wiener Wald. Sie ſchlenderte mit Mutter und Schweſter umher, auf dem Kahlenberg, den Weg entlang, der nach Kloſterneuburg führt; der Boden unter den hohen Laubbäumen war wie ein heiterer Teppich, aus Sonnenlichtern und Schattenflecken gewebt. Ferne Sonntagsglocken. Eine lange, ſchlanke Geſtalt zwiſchen den Bäumen, plötzlich: Baron Felix von Mohr. Er grüßte mit dem Hut, in ſeiner vornehmen und doch ſo luſtigen Art. Sie kannte ihn ſchon; Mutter und Schweſter auch; in ihrer kleinen Wohnung in der Mariahilfer Hauptſtraße hatt' er

ſie beſucht ... Noch drei Herren. Alle bleiben ſtehn. Baron Mohr macht ſie bekannt, ſtellt vor; ſehr, ſehr artig. „Exzellenz Graf Waldburg!“ Der Miniſter des Äußern! Der lächelt ſie an, ſie, die Lulu Sommer, zieht vor ihr den Hut! Und wie ſeine blauen Augen blitzten; — oder waren ſie nicht blau? Es war alles ſo ſchnell vorbei. Drei, vier Worte; „wünſch' der Hofoper Glück, daß ſie ſolchen Nachwuchs — ſo reizenden —“ Dann noch ein Blick, und ſie zogen weiter. Baron Felix ſah noch einmal zurück und grüßte ...

Was der Graf für Locken hatte, dachte Lulu Sommer. Ob die natürlich waren? oder gebrannt? Die Matzka ſagt, er läßt ſie ſich brennen. — Ach, aber der Baron hat doch ſchöneres Haar! Es wellt ſo. Und der hübſche blonde Schnurrbart ...

Ein ſchwermütiges Gefühl, ſcheinbar ohne allen Grund, huſchte ihr wie ein Wolkenſchatten durch die ſonnige Bruſt.

Jetzt ſprach eine Stimme hinter ihr, und ſie fuhr zuſammen. Sie war ſonſt nicht ſchreckhaft, war kerngeſund; aber in der Stimme, in dem Ton lag etwas ... „Guten Abend, Fräulein Lulu!“ Baron Mohrs nicht tiefer, eher heller, aber warm klingender Baß.

Sie drehte ſich und ſah ihn an. Im Frack und in weißer Binde, wie von einem Diner gekommen, ſtand er in ſeiner ganzen mageren, ariſtokratiſchen Länge da; er allein. Auch in ſeinen Augen war etwas ... Es durchlief ſie ein ſcheues, banges Gefühl; ſie trat einen Schritt zurück.

„Guten Abend, Herr Baron," hauchte ſie nur hin.

„Das iſt ein ſchöner Empfang," begann Felix wieder. „Fräulein Lulu, was haben Sie? Wenn man förmlich geflogen kommt, um Ihnen Guten Abend zu ſagen und Ihnen — — Aber Sie waren ſchon neulich ſo; in Ihrem Haus, in der grünen Stube. Als ich kam und Sie allein — — Haben Sie etwas gegen mich? Hab' ich Ihnen etwas getan?"

Sie ſchüttelte den Kopf. In ihren lichtblauen, von den Lidern ein wenig verdeckten Augen war aber noch der bange Blick.

Er lächelte: „Oder haben Sie ein böſes Gewiſſen?"

Sie ſchüttelte wieder den Kopf; ſie lächelte nicht.

Felix ſchwieg, er mußte ſie eine Weile anſchauen, eh' er weiterſprach. Sie war ſo wunderlieblich ſchön! Die langgezogenen, ſchwachgewölbten, feinen, weichen Brauen; die aus dem blonden Gelock hervorlugende Kinderſtirn; das zierliche Näschen. Und der Mund darunter, die zartroten Lippen wie zum Kuß geformt. Ja, wie für den Kuß geſchaffen; ſo hatte er das noch bei keinem Menſchen geſehn. Wenn die —! — Ich glaub', ſo war Fanni Elßler mit achtzehn Jahren! fuhr ihm durch den Kopf.

„Fräulein Lulu!" ſagte er endlich. „Sie ſtehn ſo verkleidet da. Für dieſe Ballettfähnchen, die an Ihnen hängen, hat Gott Sie nach meiner Meinung nicht geſchaffen. Ich denk' mir das alles weg — um Gottes willen, nur nicht gleich wieder erſchrecken — und was andres hin. Einen breiten ſchönen Spitzen-

kragen; das Hälschen schaut frei heraus. Ein dunkelblaues Sammetkleid, altdeutsch geschnitten —"

„Warum das?" unterbrach sie ihn. „Was soll das?"

„Sie vollends zu meiner Augenweide machen; und zum Schmuck meines — — Sehn Sie mich doch endlich einmal etwas weniger scheu und ungut an! Ich mein's Ihnen so — wahnsinnig gut. Ahnen Sie denn gar nicht, wie gut? Ich komm' heut mit Gedanken und — und Wünschen —"

„Wünschen," hauchte sie.

„Nun ja, Wünschen. Warum sollt' ich wunschlos sein? Ich wünsch' mir eine größere Wohnung nämlich. Und darin eine schöne blonde Frau. Und die Frau sollte Lulu Sommer heißen ..."

Lulu riß die Augen auf, so daß die Lider ganz verschwanden. „Eine Frau, sagen Sie?"

„Nun ja, eine Frau. Meine Frau. Geborene Sommer, verehelichte Mohr!"

Lulu ward blaß; doch es schien, vor Überraschung, vor Freude. Sie rührte kein Glied, starrte ihn nur an. Ihre Augen fragten, zweifelten, als glaubte sie ihm noch nicht.

„Meine Frau!" wiederholte er noch leiser, denn hinter ihm zog eine Schar von Statisten vorbei, auf die vorderste Kulisse zu. Eben begannen auf der Bühne Trompeten zu schmettern. „Lulu Sommer!" fuhr er fort; mußte dann aber eine Weile schweigen, bis die Trompeten ihre Fanfare herausgejubelt hatten. „Ich hab' Sie ja so unsinnig lieb!" fing er darauf

wieder an. „Wenn Sie mich nicht wollen, so sagen Sie's; dann begrab' ich mich unter diesen Kulissen!"

Ein leises, zitterndes Kichern oder Zwitschern kam aus Lulus Kehle, der erste Laut. Es war das Staunen des Glücks. „O Gott, Gott sei Dank!" brach es dann aus ihr hervor.

„Warum Gott sei Dank? — Was ist Ihnen?"

Ihre Hände falteten sich und drückten sich. Ihr Blick ging nach oben. „O Himmel!" sagte sie, wie zum Dank. „O wie bin ich glücklich!"

„Lulu!"

„Ihre Frau, sagen Sie. — Ach, das ist nicht möglich. — Aber daß Sie mir's gesagt haben —" Sie legte sich die Hände auf die Brust: „O wie tut das gut!"

„Warum nicht möglich? — Und was ist Ihnen? Was haben Sie gefürchtet? Warum tut's Ihnen so gut?"

„Was ich gefürchtet hab'? — Was wir armen Mädels fürchten; ach, Sie wissen ja. Darum war ich schon neulich so; in der grünen Stub'n. Sie hatten so was in den Augen — ich dacht' —"

Jetzt verstand er alles. „Liebe, gute, süße Lulu!" flüsterte er; denn es bewegte sich wieder allerlei Volks hinter ihm vorbei. „Nein, ich will nicht den Pharisäer spielen; ich war bisher kein Tugendbold, Lulu; ich hab' nicht immer ans Heiraten gedacht. Wie wir leichtfertigen, schlechten Kerle alle hab' ich auch an andres gedacht! — Aber das ist ganz vorbei. Ich komm' als ein ehrlicher Mann und biet' Ihnen meine

Hand und bitt' Sie um Ihre! — Warum ſchütteln Sie den Kopf? Fürchten Sie, ich komm' jetzt ſo, weil ich Sie anders nicht haben kann und Sie haben will, um jeden Preis? das ſchöne Weib? — Bei Gott, Lulu, das iſt's nicht. Ich hab' auch Ihre gute, holde Seele lieb. Ich will mit Ihnen ſo glücklich werden, wie irgend ein Mann mit ſeiner Frau. Sie ſollen die Frau meines Herzens werden —"

„Ach, das iſt nicht möglich! nicht möglich!" fiel ſie ihm ins Wort. „Baron Felix von Mohr, der gewiß noch einmal Miniſter wird! Und das arme Bürgermadl, die Tänzerin. In einem Jahr hätten Sie mich ſo ſatt, ſo ſatt!"

„Lulu, das verſtehn Sie nicht. Sie werden's noch einmal verſtehn! — Ich will ja keine von all den Damen, von den feinen, den gebildeten; ich will grad' ſo eine wie Sie; Wiener Grazie, Wiener Herz, Wiener Blut! — Ich heirat' ja eigentlich Fanni Elßler in Ihnen —"

„Fanni Elßler, die Tänzerin?"

„Ja."

„Die heiraten Sie in mir?"

„Süße Lulu, ich ſag' nur ſo. Sie werden das einſt alles verſtehn! Wenn Sie mir jetzt nur gut ſind — wie ich Ihnen gut bin — wenn Sie mich tüchtig lieb haben können, und mir treu ſein können —"

Sie lächelte, faſt wie ein Kind: „Ach, das kann ich alles. Aber, Herr Baron! Herr Baron! Ich Ihre Frau!"

„Sie, Lulu, oder gar keine. Legen Sie einmal die Hand aufs Herz. Haben Sie mich lieb?"

Nun ſah ſie ihn an, wie zum Weib geworden; mit allem Ernſt des guten, weichen Geſichts. „Hätt' ich ſonſt ſo gezittert, was Sie nun wohl ſagen wollten? — Es hätt' mir ſo furchtbar weh getan."

„Lulu!"

Er machte eine Bewegung zu ihr hin; ſie verſtand ſie falſch und trat zurück. „Ach bitte," flüſterte ſie mit flehenden Augen. „Das nicht!"

„Was nicht?"

„Nicht — umarmen. Hier nicht!"

„Kind, was denken Sie. Wie Ihre Wangen nun glühn. Wie erregt Sie ſind. Nein, Lulu, hier nicht!"

„Verzeihen Sie," bat ihre ſanfte Stimme. „Mir iſt noch ſo — wirr im Kopf. Ich faſſ' es nicht. Ich kann's noch nicht faſſen. Ich verſteh' wohl alles verkehrt!"

„Vielleicht," ſagte er lächelnd; „nur das eine nicht: du wirſt meine Frau! In vier Wochen wirſt du meine Frau! — Jetzt geh' ich, denn der Akt iſt aus und ſie wollen abräumen. Erlaubſt du, daß ich dich nachher nach Hauſe bringe? im Fiaker? zu deiner Mutter?"

„O Gott!" antwortete ſie nur. Zwei Tränen des Glücks füllten ihre Augen.

* * *

Fürſtin Elfriede, den bildenden Künſten ſehr ergeben, bildhauerte ſelbſt ein wenig; ſie hatte ſich ſogar im Weißenfelsſchen Palais ein Atelier eingerichtet, in dem ſie ſo recht in aller Stille arbeiten konnte, meiſt mit ſich allein. Sie tat es „mit Ausſchluß der Öffentlichkeit", wie ſie ſelber ſagte; nur als Dilettantin, als „Fürſtin", nur für ihre Nächſten und ſich. Nun hatte ſie aber den Vorteil davon, daß ſie zu Walter Haßfeld hatte ſagen können: Modellieren Sie mir meinen Buben bei m i r! Sie hatte ihn bei der Arbeit geſehen. Sie hatte von ihm gelernt. Sie hatte in künſtleriſcher Luft gelebt; ſchöne Feiertagsſtunden. Und jede Stunde dieſer Art war ihr in der „Weißenfelskaſerne" wie ein Geſchenk von Gott!

Walter ſtand vor der Büſte des kleinen ſechsjährigen Prinzen Konſtantin — der Ton war noch feucht und knetbar — und tat die letzte Arbeit daran; der Prinz ſaß auf einem Stuhl. Er fing an, etwas ſchläfrig zu werden; bisher hatte er lebhaft und munter geplaudert. Walter betrachtete ihn ſchweigend, mit heimlichem Vergnügen: das Knabengeſicht erinnerte ſo eigen, wie eine feine, treue Überſetzung, an die Mutter. Es war ein richtiges Mutterkind; auch im Gemüt und Geiſt, wie es ſchien. Darum war es auch der Fürſtin Lieblingskind; ſie verbarg das gar nicht, wenigſtens vor Walter nicht. Sie hatte ihm damals einfach geſagt: „Mein Konſtantin gefällt Ihnen offenbar. Wollen Sie mir eine Büſte von ihm machen? Mir ſcheint, der ältere Prinz, der

Joſeph, gefällt Ihnen nicht. Das iſt auch kein Wunder ..."

Sie ſetzte nicht hinzu, was ſie dachte, aber Walter verſtand es: Der iſt nach dem Vater geraten! — Prinz Joſeph ſah dem Fürſten auffallend gleich. Er ſchien auch deſſen Gemütsart zu haben, ſchaute nüchtern, trocken, altklug in die Welt. Gegen Walter benahm er ſich prinzlich zurückhaltend, während Konſtantin, auch darin ſeiner Mutter Kind, dem Künſtler zutraulich und geſchwätzig entgegenkam. Jetzt hatte ihn nur das Stillſitzen ermüdet, das er gar nicht liebte. Die rehbraunen Augen wurden etwas gläſern.

„Sind Sie bald fertig?" fragte er nach einer Weile. Es war nicht das erſte Mal.

Walter nickte lächelnd. In der offenen Tür zum Vorzimmer des Ateliers erſchien die Fürſtin; ſie blieb dort ſtehn und nickte dem jungen Meiſter grüßend zu. Durch eine Handbewegung ſagte ſie ihm: bleib nur auch, wo du biſt, arbeit ruhig weiter! Sie war in einem Morgenkleid, das loſe an ihr niederfloß. Die ſchlanke Geſtalt ſchien aber doch gleichſam noch hindurch. Der Oberkörper war eher etwas zu kurz als zu lang. Ein leiſer, leichter Wohlgeruch war mit ihr gekommen, den Walter ſogleich empfand, den er an ihr kannte; eine feine Miſchung; ein „Atkinſon".

Atkinſon, am „Graben", war zu jener Zeit der vornehmſte Wohlgeruchhändler von Wien.

„Nun?" fragte ſie, als er dann herantrat, und gab dem Meiſter die Hand, auf die er ſeine Lippen drückte. „Wird er wieder ungeduldig?"

„Ich kann den Prinzen entlaſſen," erwiderte Walter. „Mit Kopf und Hals bin ich nun wirklich fertig —"

„Ah!"

„Und was ich da unten an der Büſte, am Gewand noch ausputzen möchte, dazu brauch' ich den Jüngling nicht."

Prinz Konſtantin lachte auf; das Wort „Jüngling" war ihm luſtig. Darauf erhob er ſich von ſeinem Stuhl. „Darf ich nun gehn, Mama?"

Fürſtin Elfriede nickte: „Nachdem du deinem zweiten Schöpfer die Hand gegeben haſt. Geh zu deinem Gouverneur. Ihr könnt in den Garten hinunter, im Mantel, in die friſche Schneeluft."

„Adieu, zweiter Schöpfer!" ſagte der lange Kleine zu Walter hinauf und lachte wieder. Dann ſprang er hinaus. Die Tür blieb offen.

„Ich ſtöre Sie nicht?" fragte Elfriede, indem ſie ſich neben die Büſte ſtellte. „Ich bin ſo neugierig, was Sie denn nun noch feilen oder beſſern könnten. Für meine Dilettantenaugen iſt alles fertig."

„Es ſind auch eigentlich nur noch Nichtſe, Durchlaucht. Sie tun aber doch meinen Augen weh."

„Könnt' ich einmal mit Ihren Augen ſehn! — Das iſt doch ein rechtes Kreuz, nicht wahr, daß wir nie, auch nicht auf eine Minute, aus uns heraus können und in einen andern hinein! So daß man einmal ganz erlebte, was er ſieht und hört und fühlt, und wie ihm zu Mut iſt ... Und wie's in ihm ausſieht," ſetzte ſie nach einer Weile leiſer hinzu. — „Ich ſtör' alſo nicht?"

„Das tun Sie nie, Durchlaucht," antwortete Walter; „das wiſſen Sie ja."

Ich lüge! dachte er gleich darauf; und es ward ihm eng in der Bruſt. Wär' lieber einer von uns beiden fort! — Er hatte die Nacht nach dem Geſpräch bei Gauſe viele Stunden ſchlaflos gelegen und mit ſich gerungen: bleib frei! Oder werde frei! Denn er mußte ſich geſtehn, er war's ſchon nicht mehr. Dann hatte er ſich gelobt, wenn er die Fürſtin wiederſähe, ſie mit andern Augen zu ſehn: ruhig, nüchtern, ſachlich, wie ein gemaltes Bild.

Mit andern Augen? dachte er jetzt. Wie ein gemaltes Bild? — So ein Unſinn. Wie ein ganz verliebter Bub! Elend verliebt!

Er ſuchte ſich in ſeine Arbeit zu vertiefen, es war ihm hier noch immer gelungen, wenn er ernſtlich wollte. Ihm begann nur jetzt die Hand zu zittern; vor Ungeduld? vor Unwillen über ſich ſelbſt? oder weil er dieſe Nächte ſo wenig geſchlafen hatte, aus gemeiner Nervoſität? — Die Geſtalt da im Schlafrock ſtörte ihn. Das fuhr ihm offenbar in die Hand ... Sie ſtand wie eine Edelfrau, wie eine Fürſtin da, wirklich und wahrhaftig. Es war doch was anderes als die Bürgerlichen! Urſula Reineke zum Beiſpiel; die ſchöne Urſula aus Itzehoe, ſeine Spielkameradin, ſeine Jugendfreundin; nun hatte er ſie freilich lange nicht geſehn. Ein Prachtgeſchöpf, an Seel' und Leib; eine Urgermanin, groß, ſtattlich, eine Walküre oder Norne oder Thusnelda; blond, licht, geſund, redlich und ſtolz. Wie oft hatte er als

ganz junger Burſch gedacht: man kann wohl auf der Welt nichts Beſſeres ſehn! Und wenn er ſie nun mit der Fürſtin Elfriede verglich ... Wie ein Küraſſier! fuhr ihm durch den verliebten Kopf. Ging ſo bürgerlich grad' und feſt dahin. Wird auch heut noch ſo gehn, wo ſie Urſula Derfler heißt. Aber hier, dieſe ſelbſtverſtändliche weiche Grazie. Dieſe unendliche Geſchmeidigkeit, auch wenn ſie ſich nicht rührt. Und doch eine Herrſcherin. Und ſo ein Duft um ſie her — außer dem Atkinſon noch ein andrer, ein Seelenduft ...

Ja, ja, ja, ſeufzte er inwendig, ja, ich bin verliebt. Wär' ich nie nach Wien gekommen! Oder wär' ich fort!

„Nun?" ſagte Elfriede, ein wenig befangen lächelnd. „Sie ſchaffen ja nichts?"

Mich feſt in der Hand behalten! dachte Walter. — „Ich ſah Sie nur eben an, Durchlaucht — mir fiel was auf. Der Bildhauer, wiſſen Sie. Wie's da von der Wange zum Hals geht ..."

Er deutete nur hin und ward ſtill.

„Sie ſehen ſo viel; — nein, fangen Sie nicht wieder an, zu widerſprechen und ſich ſchlecht zu machen. Das kann ich nicht hören! — Ich möcht' Sie ja ſchon lange bitten, wenn Sie nicht ſo viel zu tun hätten: modellieren Sie mich doch auch! — Was? Sie werden blaß? Und Sie machen ein ſo furchtbar ernſtes Geſicht. Wär' Ihnen das ſo zuwider, Haßfeld?"

„Sie zu modellieren?"

„Nun ja. Davon red' ich ja."

„Wie könnt' mir das zuwider ſein, Durchlaucht. Ich müßte ja — im Gegenteil —"

Nein, nein, nein! ſchrie gleichſam eine Stimme in ihm. Das nie. Das nie. Dann bin ich verloren!

„Alſo es iſt Ihnen nicht zuwider," ſagte die Fürſtin mit etwas herbem, hartem Lächeln. „Aber daß es grade das Gegenteil wäre, das ſieht man Ihnen nicht an! — Beruhigen Sie ſich, Meiſter; es war nur ſo ein Gedanke — eine Phantaſie. Es muß ja durchaus nicht ſein. Ich laſſe Sie Ihrer Bauwut und —"

„Nein, nein, nein!" rief jetzt eine andre Stimme aus ihm, aber laut. Ihn packte wilde Angſt: dieſes Glück verlieren! Seine Augen verzehrten allen Reiz des feinen Geſichts, der edlen Geſtalt. „Verzeihen Sie, Durchlaucht. Sie haben mich falſch verſtanden; ich — — Was könnt' ich denn lieber wollen, als Ihre Büſte machen. Auf der Welt nichts lieber. Laſſen Sie mir das, nehmen Sie mir's nicht wieder fort!"

Sie forſchte verwundert in ſeinem Geſicht. „Was hatten Sie denn vorhin? Was — was ſtörte Sie?"

„Ich wüßte nicht. Machte ich ein ſo ernſtes Geſicht? — Bitte, mir nicht bös ſein, Durchlaucht. Das hielt' ich nicht aus. Ich hänge ja ſo an Ihnen, daß — — Nehmen Sie das Wort nicht zurück!"

„Nein, nein, nein — ich nehm's alſo nicht zurück." Sie ſah ihn wieder gut und hold an wie je. Sie

gab ihm die Hand; er küßte ſie. „Alſo, Herr Haßfeld wird meine Büſte machen. Nur gedrängt wird er nicht. Wann er mag und kann."

„Jeden Tag, wann die Fürſtin Weißenfels will!"

Sie lächelte: „Seien Sie vorſichtig; ſonſt nehm' ich Sie ſchon morgen beim Wort!"

Es lag etwas in ihrem Blick, in ihrem Lächeln, das ihn ganz berauſchte. Auf einmal ſelig kühn gemacht — er, der noch eben gedacht hatte: oder wär' ich fort! — „O nehmen Sie mich nur beim Wort," fing er an; „und — und — und vielleicht erfüllen Sie mir dann einen Wunſch!"

„Wie heißt der?" fragte ſie.

„Eine Büſte wie — vorgeſtern auf dem Ball. Unbedeckte Schultern. — Nun machen Sie das ernſte Geſicht. Sie verſtehen ja doch, Durchlaucht, was der Künſtler fühlt. Die Natur! Die Natur!"

„Schultern wie auf dem Ball? Warum?"

„Weil Ihre — — Sie haben die ſchönſten Schultern der Welt."

„Ah!"

„Und auf dem Ball ſieht ſie jeder; die lebendigen. Warum dann nicht in Marmor? die nachgemachten?"

Die Fürſtin blickte ihn unſicher an; nicht mißbilligend, doch auch ohne Freude. „Aber Sie — Sie — Sie wollen die lebendigen ſehn."

„Iſt das ein Verbrechen, Durchlaucht? Wenn ſie ſo ein Meiſterſtück der Schöpfung ſind?"

„Ach was Meiſterſtück," murmelte ſie. Ihr Kopf ging langſam hin und her; es lag eine Wehmut in der Bewegung.

„Was mißfällt Ihnen, Durchlaucht? Was iſt Ihnen?"

„Soll mich das nicht traurig machen, daß Sie ſich ſo für meine Schultern begeiſtern? Ich dachte, Sie ſähen was andres in mir. Das hier auf meinem Geſicht zu finden iſt; meinen innern Menſchen."

„O Gott! Durchlaucht!" Walter trat unwillkürlich auf ſie zu; nun ſchien ſie zu erzittern. „Seh' ich denn den nicht? Ich ſeh' ihn ja jede Stunde; jeden Augenblick. Das iſt's ja, was mich — — Ich ſeh' ihn ja nicht nur, wenn Sie vor mir ſtehn, ſondern immer, immer. Zu Haus, unter den Menſchen, nachts im Bett — überall. Sie wiſſen ja nicht — Sie wiſſen ja nicht" —

Er ſchwieg. Vor ſich ſelbſt erſchrocken ſchloß er den Mund. Was wird ſie nun ſagen? dachte er. Sie ſtand regungslos und ſchwieg auch. In ihrem Geſicht war wenig Farbe geblieben. Sie blickte ihn noch eine Weile an, dann zum Fenſter hin.

„Alſo — den ſehn Sie auch," brachte ſie endlich langſam hervor, wie wenn die Worte nicht von den Lippen wollten. „Das — muß mich ja freuen. Das freut mich auch. — Alſo ich danke Ihnen." Sie horchte nach der offenen Tür, die Augäpfel in ihre Winkel gekehrt. „Jetzt laſſen Sie uns aber von was anderm ſprechen; da kommt auch eben der Fürſt;

ich hör's. Sein langſamer Schritt. Er geht heut ſpäter aus als ſonſt. — Nun, wird noch etwas gebofſelt, gefeilt?"

* * *

Fürſt Weißenfels hatte die letzten Worte gehört; ſo war's auch gemeint. Er trat in die Tür, grüßte Walter leutſelig mit der Hand, begann dann aber ſcherzhaft zurechtweiſend zu lächeln: „Um des Himmels willen! du red'ſt ihm noch zu? Ich komm' ja eben um nach dem Rechten zu ſehn und ihm ſein Werk womöglich aus der Hand zu nehmen. Die Künſtler dürfen ſich nie zu lange in ihre Arbeit vertiefen; dann verderben ſie ſie, verpfuſchen ſie ſie. Sobald ſie ihren Höhepunkt erreicht haben, müßte man ihnen die Sache wegnehmen; denn von da an können ſie nur noch *herunterſteigen*, alſo ſchlechter machen!"

„Verzeihen Sie, Durchlaucht," verſetzte Walter, der noch gegen ſeine Erregung kämpfte, mit einem oberflächlichen Lächeln. „Wenn man immer wüßte, *wann* der Höhepunkt —"

„Herr Haßfeld iſt ja mit dem Kopf vollkommen fertig," warf die Fürſtin dazwiſchen. „Er feilt nur noch unten am Rock herum."

Der Fürſt hörte nicht; wenn er einen theoretiſchen Satz ausgeſprochen hatte, mochte er ſich nicht durch eine praktiſche Einwendung beirren laſſen. „Lieber Herr Haßfeld," nahm er wieder das Wort, „wann

der Höhepunkt erreicht iſt, das wird der Künſtler in der Regel nicht wiſſen, er iſt zu ſehr in ſeiner Arbeit befangen. Da ſieht der Laie beſſer als er; der gebildete, unterrichtete, geſchulte Laie; denn natürlich, von dem reden wir nur. Und ich erlaube mir, Ihnen zu ſagen — Ihnen zu ſagen —"

Er ſtellte ſich vor die Büſte, ſein Doppelglas vor die Augen haltend, und begutachtete, prüfte ſie. Die hochaufgeſchoſſene Geſtalt ſtand wie gewöhnlich etwas vorgebeugt, ältlich vor der Zeit, nachläſſig. Man konnte ihm kaum mehr anſehen, daß er einſt für einen hübſchen Menſchen gegolten hatte; ſo ſehr hatte in ihm der Pedant geſiegt. Vor zehn Jahren noch hatte er der unerfahrenen Elfriede den Eindruck eines „etwas höheren Menſchen" gemacht; ihrem Bildungshunger war der ſchlanke, nur etwas hagere Mann mit dem vergeiſtigten Geſicht, dem ernſten Sinn, dem reichen Wiſſen als ein weißer Rabe unter ſeinesgleichen erſchienen. Er begehrte ſie; in einer ihrer abergläubiſch raſchen Regungen legte ſie ſich vertrauend an ſeine Bruſt. Im Zuſammenleben kam dann die Enttäuſchung: alles angebildet, anempfunden, angeleſen, nichts Natur! Ein ſeltener Fall in der Ariſtokratie. Ein „fürſtlicher Profeſſor", wie Elfriede ihn nun wohl im Vertrauen nannte. Mit dem faſt farbloſen, humorloſen, gleichſam ausgetrockneten Angeſicht, dem dünnen, ſpärlichen Haar, der lebloſen Haltung kam er Walter wie einer aus der Schattenwelt vor, der ſich unter die Lebendigen verirrt hat und den Lebendigen ſpielt. Der Elfriedens Mann!

„Herr Haßfeld hat Konstantin schon entlassen, er braucht ihn nicht mehr," warf Elfriede noch hin; ihr letzter Versuch.

„Es ist überhaupt eine gefährliche Sache mit den Höhepunkten!" fuhr der Fürst ruhig fort, der gern seinen eigenen Gedankengang ging. „Manchmal möcht' man denken" — er sah durch die Büste hindurch — „auch unser altes Österreich hätte seinen Höhepunkt bereits überschritten und ginge seiner langsamen Auflösung zu. Wenn ich aus dem Herrenhaus komm', so denk' ich zuweilen: sind wir Totengräber? Haben wir schon wieder einen Nagel in den Sarg der Monarchie geschlagen? Unsre auseinanderstrebenden Völker, unsre schwankende Regierung, unsre ewig experimentierende Gesetzgebung — manchmal sieht's danach aus. Und doch wär' dies alte Österreich nicht so schwer zu regieren, mit ein wenig Einsicht und Weisheit. Aber freilich, Einsicht braucht's!"

„Verzeihen Sie, Durchlaucht," entgegnete Walter. „Sie meinen, Österreich wär' nicht schwer zu regieren? Ich dachte, grade umgekehrt: sehr!"

Die Fürstin machte eine ungeduldige, nervöse Bewegung, die ihm sagen sollte: widersprechen Sie ihm doch nicht, das ist so nutzlos wie überflüssig! Sie hielt aber inne, setzte sich in einen Armstuhl und zog sich in sich zurück.

„Ja, das ist so die populäre Ansicht," erwiderte der Fürst, überlegen lächelnd. „Wer aber ernsthaft staatsmännisch mittut und tiefer denkt, der sieht ein:

es wär' nicht ſo ſchwer! Allerdings, mit der Experimentiererei, immer hin und her, damit macht man's nicht. Auch nicht mit Gewalt, abſolut, wie Joſeph der Zweite; oder ſo drauf los germaniſieren, bureaukratiſch, wie der Alexander Bach. Sondern indem man die Individualitäten der Völker — — Wir kommen aber ganz von Ihrer Büſte ab."

„Ach, laſſen wir die Büſte, Durchlaucht," erwiderte Walter, der die Fürſtin erſchrocken gähnen ſah. „Sie meinten —?"

„Nun, das führte zu weit, zu weit; ich hab' auch meinen Mittagsgang zu machen; ich verſpät' mich ſchon!" Der Fürſt lebte nach der Uhr. „Zur Erklärung meiner Meinung will ich Ihnen nur noch ſagen: Die Völker ſind wie Menſchen, mit ererbten Eigenſchaften, mit Tugenden und Fehlern; man muß ſie alſo auch wie Menſchen behandeln; dann hat man ſie in der Hand! Wer Öſterreich, das aus vielen Völkern beſteht, richtig regieren will, der muß jedes Volk nach ſeiner Art nehmen, verſtehen Sie. Eitel ſind wir alle; die Völker auch. Alſo man ſchmeichelt ihrer Eitelkeit! Damit faßt man ſie. Wir haben aber alle materielle Intereſſen; die Völker auch. Alſo die befriedigt man, ſo gut's irgend geht! Man kann da viel tun; es geht. Nun, da hat man die Völker ſchon im Sack. Ohne viel Geräuſch, mit väterlicher Milde befriedigt man ſie allmählich alle, die Tſchechen, die Deutſchen, die Polen und ſo weiter und ſo weiter. Und was hat man dann? Ein verjüngtes, lebensfrohes, mächtiges Öſterreich!"

„Das wär' freilich herrlich," murmelte Walter, der nicht wußte, was er antworten ſollte. „Wenn nur nicht — entſchuldigen Sie — wenn nur nicht, eh' es dahin kommt, die Baracke auseinanderfällt!"

Der Fürſt ſah ihn überlegen mißbilligend an, durchs Glas und dann ohne Glas: „Die Baracke, wie Sie ſich auszudrücken belieben, die bleibt ſchon beiſammen, die iſt gut gebaut. Unſer Öſterreich — das können Sie ſich ein für allemal merken — iſt eine providentielle Schöpfung. Es mußte entſtehn. Und wenn es noch nicht beſtünde, müßte man es ſchaffen!"

„Das hat ſchon ein andrer geſagt," warf die nervös gewordene Elfriede hin.

„Gewiß. Mir bekannt. Ich beſtätige und bekräftige es dadurch, daß ich's wiederhole! — Überhaupt — ſelbſtverſtändlich — das vermag heute kein Menſch mehr, immer originell zu ſein."

Die Fürſtin bewegte ihre Füße auf dem Boden. „Entſchuldige, auch das hat ſchon jemand geſagt."

„Mag ſein!" — Der Fürſt warf einen gereizten Blick auf Elfriede; er ſchickte aber gleich ein höfliches Lächeln nach. „Erlaube mir nur die Bemerkung: Es haben auch ſchon andre Leute Kopfweh gehabt, du biſt nicht die erſte; du machſt es ihnen aber doch — leider, muß ich ſagen — immer wieder nach! — Zum Beiſpiel auch heut, wie mir ſcheint. Nach dem Blick deiner Augen und deinem ganzen Verhalten —"

„Du irrſt," unterbrach ſie ihn. „Heut fehlt mir nichts."

Der Fürſt hörte nicht, oder wollte nicht; „kurz," fuhr er fort, „wir haben viel unter deinem Kopfweh zu leiden, und es iſt doch auch nicht originell! Es wäre ſogar nicht ſchwer, es abzuſchaffen, loszuwerden, wie ich mir ſchon öfter erlaubt hab' zu bemerken; nur daß leider der eine nicht tut, was der andre ſagt. Warum iſt denn mein Kopf immer geſund? Weil ich regelmäßig lebe. Die Regel, die Regel — das iſt das ganze Geheimnis. Keine Unregelmäßigkeit, kein Durcheinander, kein Ausnahmenkultus! Ja, das iſt das rechte Wort. Vielleicht auch nicht originell — aber gut. Mit geſundem Phlegma leben, und mit Reſpekt vor der Zeit, vor der Uhr. Und ohne Ausnahmenkultus. — Nun muß ich aber endlich gehn. Allerhöchſte Zeit! — Wünſche gute Beſſerung!"

Mit einem leutſeligen Gruß gegen Walter, wie er gekommen war, ging der Fürſt hinaus.

Elfriede ſah ihm nach, mit einem unheimlichen Blick; ſie horchte dann, bis ſie die Tür zum dritten Zimmer zufallen hörte. Sie ſchloß die Augen. Sie lächelte. „Die Braut von Korinth!" ſagte ſie dann langſam.

Der Ton, mit dem ſie das ſprach, lief Walter über die Haut.

„Sie haben's uns einmal vorgeleſen, Haßfeld, wiſſen Sie noch, als meine Schweſter hier war. — Das iſt er. ‚Kalt wie Eis.' ‚Doch es ſchlägt kein Herz in ſeiner Bruſt.'"

Walter ſchwieg. Ihm ſchlug aber das Herz wie toll. — Auf einmal ſtand es dann eine Weile ſtill; er hatte einen tiefen Seufzer gehört.

„Vor Ihnen heuchl' ich nicht mehr," ſprach ſie nach einer Weile weiter, die Augen noch immer geſchloſſen. „Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. — Dieſes ewige Heucheln bringt um. — O brächt's mich doch um!"

Das war ein Wort, das er nicht ertrug. Alles, alles vergeſſend, was er ſich in dieſen Nächten geſagt und gelobt hatte, wie von hundert Magneten gezogen, warf er ſich vor der Fürſtin auf die Kniee hin. „Nein, nein, nein!" ſtieß er heraus.

Sie öffnete die Augen. Es war, als ſchaute ſie ihn nun wie eine Halbwache an: als fragte ſie ſich, iſt das Traum oder Wirklichkeit? Es ſchien ſie nicht zu erſchrecken, daß er ſo vor ihr lag. Nur die Erfüllung eines Traums ſchien es ihr zu ſein. „Stehn Sie auf," ſagte ſie wohl, einen Augenblick erſchreckend oder bangend. Dann bewegte ſie aber die Arme, den Kopf: „Ach nein, nein, bleiben Sie noch ſo. Bleiben Sie noch ſo. — Ich bin ſo allein. — Sie meinen mir's gut, nicht wahr? Meinen Sie mir's gut?"

„Durchlaucht! — Ich könnte ſterben für Sie!"

„Ach, das ſollen Sie nicht." Ihre rechte Hand ſuchte ihn, legte ſich auf ſeine Schulter und ſtreichelte ſie ein wenig, wohl unbewußt. — „Aber ich bin ſo allein. — Es iſt ſo ſchwer, ohne Liebe zu leben."

Walter griff nach ihrer Hand. „Ich liebe Sie über alle Maßen; über alle Maßen."

„Wirklich? Wirklich?“ — Sie ſprach wieder wie aus dem Traum; „wirklich?“ fragte ſie noch einmal, mit einer ſüßen, ſtaunenden Stimme. — Plötzlich ſah er dann ihr Geſicht nahe vor dem ſeinen; die braunen Augen verzehrten ihn mit einem flehenden, ſonderbaren, verlangenden Blick. „Ich hab' ſo viel Sehnſucht gehabt nach dir,“ ſagte ſie gleichſam in ſeine Augen hinein.

Er ſprang auf, ſie erhob ſich mit. Sie umſchlangen ſich.

Zweites Buch

Nicht vier, aber doch nur fünf Wochen nach der Verlobung im Opernhaus ward Lulu Sommer Freifrau von Mohr; fuhr mit ihrem Gatten gen Süden, auf eine kurze, zehntägige Hochzeitsreise, und zog dann in die neue Wohnung am Schottenring ein. Felix hatte die Räume, in denen er sein neues Leben aufbauen wollte, in Eile, aber mit aller Liebe und beinahe mit Verschwendung ausgestattet; ein ansehnlicher Teil seines kleinen Vermögens war draufgegangen. Doch auch die alte Freifrau hatte von dem ihrigen beigesteuert, mit der Verschwendungslust der Mutterliebe. Nachdem sie ihr erstes Entsetzen über diese Wahl überwunden, dann eine Weile nutzlos dagegen gekämpft hatte, war sie als fromme Katholikin vor der Mutter Maria in ihrem Schlafzimmer, vor der sie am liebsten betete, auf die Kniee gesunken und hatte für diese unabwendbare Ehe um der Madonna Segen gefleht. Es war ihr einziger Sohn, das mußte die Madonna bedenken; darin hatten die beiden Frauen das gleiche Los. Auf den Segen der Muttergottes hoffend hatte sie dann eingekauft. Ja sie wollte sogar die „altdeutsche Trinkstube" auf ihre

Koſten herſtellen, die ihr Felix plante; hier ſtieß ſie aber auf unbeugſamen Widerſtand. Die Trinkſtube ſollte nach Felix' Traum das Schönſte, das von Kunſt Verklärte, die Krone ſeines neuen Lebens ſein; Walter Haßfeld ſollte ſie „dichten", und Felix von Mohr ſollte ſie bezahlen. Jedes Stück in dieſem Raum ſollte ein „Kind der Liebe" ſein; die jungen Gatten und ihre Freunde ſollten ſich darin fühlen wie im Paradies. Darum wurde auch nicht mit der Hochzeit gewartet, bis die Trinkſtube fertig war; Felix ließ dem Architekten Zeit, ſo viel er wollte. Sie verbrachten ihre Abende einſtweilen im Speiſe- oder im Wohnzimmer; zuerſt als rechte Flitterwöchner allein, dann kamen auch der Dritte, der Vierte, der Fünfte. Felix lud ſie durch goldgeränderte Kärtchen ein, auf denen etwa geſchrieben ſtand: „Heute abend Sonnung im Glück der jungen Mohrs"; oder: „Mittwoch abend um acht wird die Tür zum freiherrlich Mohrſchen Paradies geöffnet; anſtändige Bekleidung erwünſcht."

Der Dritte war Felix' Mutter, die im ſelben Haus, aber eine Treppe tiefer wohnte; ſie ſollte bei dieſer abendlichen „Sonnung" die erſte ſein. Der Vierte war Walter Haßfeld, der Dichter der Trinkſtube; der Fünfte Herr von Ruhnow, ein ehemaliger Diplomat aus dem Deutſchen Reich, ein humoriſtiſcher Sonderling; der Sechſte Euler, ein noch junger Maler, dem zuweilen die Aufträge und die Käufer fehlten; der Siebente Doktor Rabe, „Primararzt", wie die Wiener ſagen, der beliebteſte Arzt der Ariſto-

kratie. Dieſe kleine Geſellſchaft, Witwer und Junggeſellen, fand ſich ſo nach und nach zuſammen; dann kam noch ein Achter dazu, Graf Wilhelm Schwarzbach, ein junger Mann von angenehmer Geſtalt und hübſchen, faſt edlen Zügen, „mit den beſten Augen und dem ſchönſten Schnurrbart", wie Felix beteuerte. Graf Schwarzbach wurde der Sänger dieſer Mohr-Abende; ſein Tenor war nicht groß, aber wie geſchaffen für eine weiche, ſüße, nicht ſüßliche Schwärmerei, die dem jungen Ariſtokraten wunderbar treuherzig zu Geſichte ſtand. „Ein Unikum" nannte ihn Herr von Ruhnow; im öſterreichiſchen Hochadel mochte er's wohl ſein. Es war, wie wenn ihn nie etwas Gemeines berührt oder auch nur angeweht hätte. Er ſang am liebſten Schubert und Beethoven. Zuweilen begleitete ihn Ruhnow am Klavier; der hatte aber ſeinen eigenen Kopf, einen etwas altfränkiſchen, und marſchierte gern in anderm Tempo. Dann zog ihn wohl Graf Schwarzbach ſanft, gleichſam ſtreichelnd vom Stuhl empor, ſetzte ſich hin und begleitete ſich ſelbſt, wie ſein Schubert es brauchte.

Lulus Mutter und Schweſter erſchienen an dieſen Abenden nicht, ſie kamen beſcheiden nur bei Tag; die alte Freifrau gewöhnte ſich aber, wenigſtens auf eine Stunde dabei zu ſein, nicht zum Behagen der andern Gäſte, die ſich beſſer „ſonnten", wenn die Alte fehlte. Es gab nicht leicht einen ſtärkeren Gegenſatz als hier zwiſchen Mutter und Sohn; Felix hatte, wie es ſchien, nur vom Vater geerbt. Neben dem langen, blonden, heiteren Felix war ſie ſchon von außen wie ſein

Widerſpruch: eine unterſetzte Geſtalt, ewig ſchwarz gekleidet, humorlos feierlich ernſt; angegraut dunkles Haar, dunkle Augen, dieſe von melancholiſcher Schönheit, aber doch auch keinen Sonnenſchein verbreitend. Wenn die kleine Geſellſchaft fröhlich und lachend beiſammen ſaß und die alte Freifrau die Tür langſam öffnete, ſo kam ein „Grabeshauch" mit ihr herein, wie der Maler Euler es nannte, und die Fidelität „kriegte eins auf den Kopf". Bei den Gäſten untereinander hieß ſie die Ahnfrau, auch die Parze. Es ging auch ein „Kirchenduft" von ihr aus, wie Euler behauptete; man wußte, daß ſie fromm ſei. Felix liebte ſie mit einer Art von lächelnder Ehrfurcht: er kannte ihre Reinheit, ihre Vornehmheit, wie er ihre gottergebene Beſchränktheit kannte. Wo er ſich ihr verwandt fühlte — es war nur wenig — da fühlte er ſich eigentlich in ſeinem Weſen geſtört: wenn ſich zuweilen der Alp einer abergläubiſchen Schwermut auf ihn legte, oder ihn ſonſt der Humor verließ. Freilich, daß er als fröhlicher Egoiſt doch auch g u t war, das war wohl auch ein Erbe von ihr. So freute er ſich denn aus Pietät, wenn ſie Abends die Tür aufmachte, um unter dieſen ihr ſo fremden Menſchen ſein Glück mitzufühlen, das ſie nicht begriff; und er freute ſich der andern wegen, wenn ſie wieder ging und die Geiſterchen des Humors wieder rückſichtslos die Luft durchflogen.

Endlich kam der Tag, wo Walter Haßfeld ſein Werk beendet hatte und die Trinkſtube feſtlich eingeweiht werden ſollte; bisher hatte keiner der Stamm-

gäſte ſie betreten dürfen. Am Morgen dieſes Tages war Felix in ſeiner allerglücklichſten Stimmung; was er von der Ehe gewollt hatte, ſchien ihm ganz erfüllt; er war aufs ſchönſte verliebt, er ſah ſich aller Halbheit und Schiefheit entronnen, und ſein beſter Freund — dafür hatte er Walter inzwiſchen erkannt — drückte nun dieſem urbehaglichen Zuſtand gleichſam das Siegel auf. Es ſtimmte ihn ſehr mitleidig, daß er ſeinen Chef, den Grafen Waldburg, den ſonſt ſo lebensfriſchen, genußfrohen, grade heut in einer unfreudigen Verfaſſung, einer ſchwarzſeheriſchen Verdüſterung fand. Der Miniſter ging in ſeinem Arbeitszimmer langſam auf und ab, ſetzte ſich dann ſchwerfällig nieder, was ſeiner noch jugendlichen Spannkraft ſo fremd war; darauf begann er von „all den öſterreichiſchen Schwierigkeiten“ zu ſprechen. Jenſeits der Leitha gehe es ja jetzt ſo leidlich gut, aber diesſeits — welch ein Durcheinander! Dieſe ganze „Bande von Gerngroßen“ — zu ſeinen Vertrauten brauchte der Graf gern ſtarke Worte — und die Deutſchen, die die Bande regieren, in Ordnung halten ſollten, ſelber noch wie große Kinder. „Vielleicht werden ſie in der Politik nie etwas anderes!“ ſtieß Waldburg in ſeinem Mißmut hervor; „oder erſt wenn wir alle unterm Raſen liegen. Sie werden ja mit den paar Slowenen nicht fertig; wie wollen ſie denn die Tſchechen unterkriegen — oder gar die Pfaffen. Was für ein Unſinn, in ſo 'nem ſogenannten Staat Miniſter zu ſein!“

„Exzellenz, der Miniſter des Äußern hat's ja

doch nicht ſchlecht," ſagte Felix heiter; ihm war, als hörte er eben das helle Lachen ſeiner ſchönen Frau. „Er hat die Delegationen; die beſte Einrichtung, die ich kenne. Da kommen aus Ungarn und aus Öſterreich die auserwählten Herrſchaften zuſammen, nur für den einen Zweck: hohe Politik! All ihre inneren Streitſachen bleiben draußen. Seine Exzellenz der Miniſter des Äußern ſetzt ihnen auseinander: ſo iſt die Weltlage, ſo ſind die Bedürfniſſe, das und das muß ſein. Die Herren Landboten machen furchtbar ernſte Geſichter, aber jeder ſieht wie ein Miniſter aus. Jeder fühlt auch ſo. Sie bewilligen. Ich glaub', Exzellenz, ganz Europa beneidet Sie um die Delegationen; das Bequemſte, was es gibt!"

Graf Waldburg lachte, in ſeiner gedämpften, überlegenen Weiſe. Er ſah ſeinen vergnügten „Felix" — ſo nannte er ihn zuweilen, wenn er ihm beſonders gut war — mit wiedererwachendem Behagen und mit halbväterlichem Wohlwollen an. Mohr war ihm der Liebſte im ganzen Miniſterium; der Verwandteſte, der Erfriſchendſte. „Sie haben wohl beſonders gut gefrühſtückt," erwiderte er und lächelte.

„Ich glaube, das hatte der getan, Exzellenz, der die Delegationen erfunden hat."

„Ach, Sie haben gut reden, Felix! Sie ſind Flitterwöchner; und mit einer ſo reizenden Frau. Man ſieht Ihnen ja auf eine halbe deutſche Meile an, daß Sie glücklich ſind."

Felix verneigte ſich: „Ich hab' nicht den Mut, es zu leugnen; umſoweniger, da ich ſo transparent

bin." Er hätte gern hinzugeſetzt: Vielleicht wären Sie auch ſo glücklich, wenn Sie es ebenſo machten wie ich, ſtatt als verwitweter Schmetterling noch immer von Blume zu Blume zu flattern!

„Ich gönn' Ihnen Ihr Glück," verſetzte der Graf. „Meine Schweſtern auch; nur bedauern ſie beide, daß Sie durch dieſes junge Glück ſo ein haushockender Philiſter geworden ſind; — das Wort Philiſter ſag' nur ich. Sie waren früher ſo ein angenehmer Geſellſchafter, verſichern meine Schweſtern; beſonders die Fürſtin Borgonuovo, die ein Faible für Sie hat. Jetzt ſieht man Sie gar nicht mehr!"

Felix lächelte einen Augenblick. Dieſe großen Damen, hätte er gern geantwortet, betrachten mich noch immer als Junggeſellen: „Kommen Sie doch morgen, lieber Baron!" als hätt' ich keine Frau. Meine Lulu, die auf der Bühne getanzt hat, laden ſie nicht ein. Mir ganz recht! Ich bleib' auch lieber zu Haus! — „Exzellenz," erwiderte er ſtatt deſſen, „erlauben Sie, daß ich Ihnen mit drei Worten ſage, wie das zuſammenhängt. Als ich heiratete, hab' ich mir klar gemacht: auf Geſelligkeit im großen Stil, in der großen Welt mußt du nun verzichten; denn zur Gegenſeitigkeit, wie ſich's gehört, biſt du nicht reich genug. Dein Leben muß ſich alſo einſchränken, auf die Gemütlichkeit in der Mohrſchen Kneipe."

Graf Waldburg nickte: „Ja, ja, von der hör' ich. Doktor Rabe und auch Ruhnow haben mir erzählt, wie gut man ſich in dieſer Mohrſchen Kneipe unterhält. Und da fällt mir auch wieder ein" —

er lächelte — „daß ich Ihnen eigentlich böſe bin. Warum laden Sie mich nie zu dieſen Abenden ein? nicht ein einzig Mal?“

„Aber Exzellenz! Wie konnt' ich —! — Wenn ich je geahnt hätt', daß Sie mir das ſagen würden — daß Sie —“

„Ich bin doch nicht der Kaiſer,“ fiel ihm Waldburg ins Wort. „Ein Glas Dreherſches Bier zu trinken bin ich auch im ſtande!“

„Es macht mich ſehr glücklich, Exzellenz, daß Sie — — Ihnen konnt' ich's nicht!“

„Und jetzt hör' ich gar, daß Sie ſich mit Haßfelds Hilfe eine Weinſtube oder eine Zechbude oder wie Sie das nennen eingerichtet haben, und daß es da hoch hergehen ſoll; heute oder morgen. Eine Einweihung. Rabe hat mir's geſagt. Sie ſehen, ich weiß alles, Felix. Und für Ihren Chef haben Sie auch bei dieſer Feierlichkeit keinen Stuhl!“

Felix verneigte ſich, vor Freude faſt errötend: „Sechs Stühle, Exzellenz, wenn Sie wollen! Nur ein Irrtum — verzeihen Sie — wenn Sie auch als Miniſter des Äußern alles wiſſen, ſelbſtverſtändlich — hoch hergehen ſoll es heut nicht. Eine Feierlichkeit oder gar eine Maſſenfütterung iſt es nicht. Nur die Stammgäſte der Kneipe. Wir wechſeln nur das Lokal und ſingen ein fideles Lied dazu.“

„Singen kann ich auch!“ entgegnete der Graf, immer heiterer. „Und ein fideles Lied wär' mir grade recht, um die öſterreichiſchen Schwierigkeiten dabei zu vergeſſen. Alſo wenn Ihnen kein guter Vorwand

mehr einfällt, so komm' ich heute abend; heute, sagten Sie?"

„Um acht kommen die gewöhnlichen Leute, Exzellenz. Die Trinkstube bleibt aber bis Mitternacht offen."

Waldburg stand auf, nun wieder jugendlich emporschnellend. „Um acht komm' i c h a u c h!"

* * *

Der Graf hielt Wort; er kam so pünktlich wie ein junger Mensch, der die Tochter des Hauses liebt. Die sogenannten Stammgäste sammelten sich eben; Lulu, die junge Freifrau, in so einem breiten Spitzenkragen und altdeutsch geschnittenen Sammetkleid, wie Felix sie sich damals im Opernhaus geträumt hatte, wahrhaft festlich schön, empfing alle in ihrer weich gemütlichen Art, mit dem gutherzigen Lächeln. Nur auf den Grafen, den berühmten Staatsmann, ging sie ein wenig befangen zu. Sie warf ein paar Worte von „der Ehre" hin, die ihr selber dumm schienen. Waldburg stand einen Augenblick verblüfft vor dieser urgesunden, frühlingshaften Schönheit; dann nickte er ihr herzlich zu und küßte ihr die Hand.

„Also die Ehe verschönert Sie noch," sagte er, die lichtblauen Augen weiter öffnend.

„Wissen Sie auch, Exzellenz," fing sie jetzt mutiger an, „daß wir uns schon recht lang' kennen? Auf dem Kahlenberg, im Wald, im Sommer, haben wir

uns einmal gesehn. Da sind Sie dahergekommen mit dem Felix und —"

„Das weiß ich ja doch! Selbstverständlich. Schöne Frauen vergess' ich nie. Schöne Mädchen auch nicht. Das hab' ich aber damals nicht gedacht, daß ich Sie als ‚die Wirtin zur altdeutschen Trinkstube' wiedersehen würde ... Ja, wo ist denn die?"

Lulu lächelte, mit heimlichem Stolz und mit einem traumhaften Glücksgefühl: „Wird noch nicht geöffnet, Exzellenz; bitte, noch zu warten. Erst wird hier der Hunger gestillt; das Trinken ist eine zu edle Sache, sagt Felix, die darf nicht mit gemeinen Bedürfnissen verpantscht werden. Das sind *seine* Worte."

„Ja, so kenn' ich ihn!" — Waldburg sah von der schönen Gestalt der jungen Frau auf den herzutretenden Felix, den langen, schmalen, eleganten, mit dem geistreichen Gesicht. Wie der sie sich abrichtet! dachte er, mit einer Regung von Neid. Nach und nach wird er aus der Tänzerin so 'ne Mischung von Dame und Bohème machen. Und dann hat er das Glück im Sack!

Man setzte sich zu Tisch; es war ein einfaches kaltes Nachtmahl, doch mit ausgesuchten Leckerbissen. Nachdem diese „Nebensache", wie heut jeder es fühlte, abgetan war, ordnete sich ein kleiner Zug; Graf Waldburg mit der alten, Herr von Ruhnow mit der jungen Freifrau, dann die Herren paarweise, so zogen sie zur Trinkstube, deren Tür der Erbauer öffnete. Es war ein nicht großer, aber so überraschend phantasievoll belebter Raum, daß er größer erschien; alle

Ecken und Winkel lebten, zur Einweihung feſtlich reich beleuchtet. Die üppigſte und doch auch gemütlichſte deutſche Renaiſſance herrſchte durchaus, an Wand und Decke, im Geſtühl, in den blinkenden Trinkgefäßen, den Fäſſern, den Fenſtern, der erhöhten Niſche. Auch ein ſchönverzierter Schachtiſch fehlte nicht; ein Spieltiſch auch nicht. Eine Laute, ein paar Waldhörner und Trompeten hingen an den Wänden.

Der Eindruck war ſo ſtark, ſo poetiſch und anheimelnd, daß nach allerlei Ahs der Verwunderung der Maler Euler in ein plötzliches, verfrühtes Hoch auf den „genialen Baumeiſter und Zauberer Walter Haßfeld" ausbrach, das dann aus allen Kehlen widerhallte. Felix ging auf Walter zu und umarmte ihn; er ſchüttelte ihn vor Freude und Dankbarkeit. Es begann ein allgemeiner Rundgang, um jede reizvolle Einzelheit mit Liebe zu betrachten. Mit Liebe hatte auch Walter dies ſein „Jüngſtes" geſchaffen; es war ihm eine Herzensluſt geweſen, das junge Glück, deſſen erſter Vertrauter er war, in ein Tempelchen naturfriſcher, gemütlicher, deutſcher Schönheit zu führen.

Endlich ſaß man beim Bier, beim Wein; jeder trank, was ihm gefiel. Herr von Ruhnow holte nun nach, was Eulers etwas übereilter Ausbruch verſäumt hatte: in einer nicht langen, aber wohlüberlegten, mit Scherzen und Humoren gewürzten, gleichſam von einem beſtändigen geiſtreichen Schmunzeln überhauchten Rede feierte er die Verdienſte, die ſich der Architekt um dieſe „Trinkſtubenperle" erworben habe, und forderte auf, da nun das edle Naß zur

Hand ſei, auf des Meiſters Wohl zu trinken. Ruhnow, nach Euler ein „Wunderling“ mit unberechenbaren Launen und Empfindlichkeiten, war ſonſt nicht leicht eines Menſchen Freund, er feilte an jedem herum; Walter hatte es ihm aber abgewonnen, vielleicht nicht zum wenigſten dadurch, daß die Welt ihm nachſagte, die reizendſte und geiſtvollſte Fürſtin hier zu Lande habe ihm ihr Herz geſchenkt. Alle erhoben die Gläſer, ſtießen an und tranken dem freudeſtrahlenden Walter zu. Lulu ging zu ihm, nahm ſeine beiden Hände und drückte ſie. Dann erſchien auf einmal auch die ſchwarze „Ahnfrau“, trat ernſt, faſt feierlich vor ihn hin, nickte dankbar und ſprach einige leiſe Segensworte, die wie von einer Kirchenkanzel herüberklangen.

Jetzt ſtand zu aller Überraſchung der Graf Waldburg auf; ſein Staatsmannsgeſicht mit den klugen, verſchleierten Menſchenfängeraugen war befremdend weich, gemütlich geworden, auch die Don Juans-Züge um den willensſtarken Mund hatten ſich in etwas Patriarchaliſches, Väterliches umgewandelt; wie wenn er mit uns Weihnachten feierte! dachte der erſtaunte Felix. Der Graf nahm das Wort. Er ſprach langſam, bedächtig, mit warmem Lächeln; das Herz war ihm aufgegangen, er verhehlte es auch nicht, er gab ſich dieſen Regungen wie ein Jüngling hin. Seine Augen gingen aber bald vom Hausherrn zur Hausfrau, bald von Lulu zu Felix zurück; nur den beiden galten ſeine weichen Gefühle. „Ihr habt's gut!“ ſagte er endlich, das „Sie“ verlaſſend. „Ihr

habt hier eine Inſel im Ozean. Wenn es da draußen an den Klippen brandet, an denen wir Politiker ſcheitern — jeder! der eine früher, der andre ſpäter! — dann ſitzt hier Felix von Mohr in ſeinem Aſyl, hat ſich die Ohren wie Odyſſeus mit Wachs verſtopft, hört die Brandung nicht, hört nur das liebe Lachen ſeiner Allerliebſten und das Zuſammenklingen freundſchaftlicher Becher; beides eine gute Muſik. Ich, Graf Adolar Waldburg, könnte euch beneiden! Das geht mir aber doch gegen den Mannesſtolz. Ich will mich lieber mitfreuen — wie wenn ich euer Vater wäre — und euch alles Gute wünſchen, und von ganzer Seele. Die glückliche Inſel und ihre Bewohner, die Gott weiter ſegnen möge, leben dreimal hoch!“

Es ward ein voller Zuſammenklang, der Becher und der Stimmen. Wie gern wäre Felix jetzt dem Grafen um den Hals gefallen. Er fühlte ſtärker als je, wie er an ihm hing. Ihm traten ein paar Tropfen in die Augen, die er ſchnell heimlich wegwiſchte. Lulu nahm Waldburgs Hand und drückte ſie tiefgerührt; Waldburg beugte ſich über ihre ſchöne, weiche Hand und drückte ſeine Lippen darauf.

„Was iſt das?“ fragte er nach einer Weile. Eine große Photographie erſchien auf dem Tiſch, vor ihm, von Felix mit beiden Händen gehalten. Es war die Nachbildung einer weiblichen Marmorbüſte. „Das iſt ja meine Schweſter? die Weißenfels? — Wie kommt die auf einmal hierher? Wie kommen Sie dazu?“

„Die Frau Fürſtin hat den entzückenden Einfall gehabt," erwiderte Felix, „mir dieſe Prachtphotographie zu ſchenken, heut, für die Trinkſtube, wie ſie ſchreibt. Sie hat von dem Verfaſſer der Büſte, von Herrn Haßfeld gehört, daß heut die Einweihung iſt. Der Rahmen, ſchreibt ſie, wird nachgeliefert; nach einer Zeichnung, die Haßfeld macht."

„Hm!" murmelte der Graf. Er blickte noch immer feſt auf das Bild. „Ich hab' die Büſte noch nicht geſehn; ich komme ja zu nichts. Ein — ein famoſes Stück Arbeit, ganz gewiß. Überraſchend ähnlich. Nur um den Mund da — etwas — — ſonſt überraſchend, wie geſagt. — Alſo auch den Rahmen dazu, den meine Schweſter nachliefern will, den zeichnet Herr Haßfeld ..."

Jetzt endlich wendete Waldburg den hellgelockten Kopf und ſah dieſen Haßfeld ſeitwärts an. Es entſtand eine kurze, aber von allen bemerkte Stille. Walter nahm ſich zuſammen, ſo gut er konnte, und erwiderte des Grafen Blick. Ihm ſchoß durch den Kopf, ſchneller als es Blitze können: Der denkt in dieſer Sekunde, „ob das wirklich der Geliebte meiner Schweſter iſt? Der Plebejer da?" Und die ſchauen mich alle an; ganz gewiß. Und denken alle an Elfriede und mich!

Er kämpfte gegen ein aufſteigendes, dumpf empfundenes Erröten wie ein Verzweifelter. Es war aber doch zu ſtark; er fühlte, wie es in die Wangen ſtieg, und als durchbreche es da irgendwas. Er zog unwillkürlich die Brauen herunter, vor Zorn;

das nützte aber nichts. Rot wie ein Schuljunge! dachte er.

Graf Waldburg betrachtete ihn aufmerksamer und jetzt mit einem Anflug von Lächeln: dieses Erröten — für ihn seit zwanzig oder dreißig Jahren so ganz überwunden — war ihm ein wunderlicher Anblick, ja beinahe komisch. Es gefiel ihm aber; er wußte nicht, warum. Sollte er etwa daraus schließen, daß nur eine platonische Neigung in dem Burschen steckte? etwas schuldlos Romantisches? — Nein, er schüttelte inwendig den Kopf. In diesen braunen Bildhaueraugen versteckte sich jetzt ein kühner, unternehmender Wageblick; den hatte er aber früher, im Salon der Borgonuovo, gesehn. Auch die freie Stirn ... Die Haltung — fast aristokratisch ...

Er sprach schon eine Weile, während er so dachte, fühlte. „Mein Schwager und meine Schwester," sagte er höflich, „haben viel von Ihnen! Sie bauen ihnen Jagdschlösser und Kapellen, modellieren ihnen Weib und Kind — und nun zeichnen Sie ihnen auch Rahmen zu ihren Photographien. Ich bedaure, ich hab' nichts von Ihnen; die verwünschte Politik läßt einem ja keine Zeit. Sonst ging' ich am Ende auch noch unter die sogenannten Mäcene ..."

Er lächelte. Dann schweifte er ab und verstummte: seine letzte Eroberung trat ihm plötzlich vor die inneren Augen. Die Zeit, die die verwünschte Politik ihm ließ, brachte er als Diplomat der Liebe zu, und vielleicht mit mehr Erfolg als in der Politik.

Die Photographie wanderte um den Tisch. Jeder

gab irgend ein Wort dazu, die Schönheit des Kunſtwerks oder der Nachbildung oder die Ähnlichkeit oder die Reize des Urbilds betonend. Walter ſchaute nicht hin; ihm war ſüß und bang und unklar, unausſprechlich zu Mut.

Jetzt hörte er gedämpfte Muſik: Graf Schwarzbach war auf Waldburgs Verlangen ins Wohnzimmer gegangen, wo der Flügel ſtand, und ſang ein Schubertſches Lied, ſich ſelbſt begleitend. Die Türen ſtanden offen. Der jugendliche Tenor klang ſo ſchwärmeriſch und ſo edel ſüß, als hätte die Fürſtin Elfriede einen Liebesgott abgeſchickt, um ihrem Heimlichgeliebten ihr Herz zuzuſingen. Walter horchte, die Augen eine Weile ſchließend. Ob die andern das a u ch denken? ging ihm durch den Kopf; ſo unſinnig waren ſeine Gefühle. Er vermied, jemand anzuſchauen. Graf Schwarzbach mußte auch Beethoven ſingen; dann noch wieder Schubert. Dann kam aber die Trinkſtube zu ihrem Recht: Schwarzbach ſetzte ſich wieder an den Zechtiſch und es erklangen Studentenlieder, Wein- und Wanderlieder, von dieſem oder von jenem angeſtimmt, von der Tafelrunde geſungen; Lulu ſchmetterte luſtig mit. Nur Graf Waldburg nicht; er hörte aber mit ſeinem feinen, genießenden Lächeln zu, die lidbeſchwerten Augen noch mehr zugedrückt, vielleicht von ſeinen wildfröhlichen Jugendjahren träumend.

* * *

Mitternacht war vorüber, alle waren fortgegangen; auch Lulu hatte ſich ſchon entfernt, müde wie ſie war, um zu Bett zu gehn. Felix ſtand noch in ſeiner Trinkſtube, er war wieder hineingegangen, um noch einen glücklichen Beſitzerblick umherzuwerfen und einen letzten Becher zu trinken. Walter kam zurück, von der Treppe; den Hut auf dem Kopf erſchien er in der offenen Tür. Sein Geſicht war bleich, ſeine Augen glühten. „Du biſt allein?“ ſagte er. „Wo iſt deine Frau?“

„Lulu geht ſchon ſchlafen.“

„Haſt du noch ein paar Minuten Zeit? — Wo iſt dieſe Photographie? — Ah, da liegt ſie. Laß mich ſie einmal anſchauen, Felix; ich hab' ſie noch gar nicht geſehn. Vorhin — mocht' ich nicht; und das Exemplar, das die Fürſtin mir geben will, iſt noch nicht gemacht; dies hier war das erſte. — Danke!“

Er nahm die Photographie, die ihm Felix hinhielt, und vergrub die Augen hinein. So ſtand er lange und ſchwieg. Um ſeine Lippen ſpielte eine ſtumme Seligkeit; es miſchte ſich aber ein Schmerz hinein.

„Das Schönſte, was du gemacht haſt, Walter,“ nahm endlich Felix das Wort. „Gelt, das Ding gefällt dir?“

„Man kann's ja nicht machen,“ murmelte Walter, noch immer auf das Bild ſtarrend. „Wer bringt denn all das Wunderbare heraus, das ſo ein Menſchenkopf hat? — Und gar dieſer Kopf.“

Er warf einen flüchtigen Blick zu Felix hinüber,

dem einzigen Vertrauten ſeiner großen Liebe. In einer ernſten Freundſchaftsſtunde, in der ſie ſich ganz herzensnahe kamen, hatte er ihm ſein Glück bekannt.

„Dieſer Kopf!“ wiederholte er, mit einem ſeligen und doch ſchweren Lächeln.

„Du haſt ihn aber doch wunderbar getroffen. Das haben ſie auch alle geſagt; haſt es ja gehört.“

Walter ließ die Photographie niederſinken, auf den großen Tiſch. „Und was haben ſie dabei g e d a c h t?“ ſtieß er heraus.

„Was ſie dabei gedacht haben?“

„Von — Elfriede und mir!“

Felix lächelte. „Schatz, das weißt du ja. Was fragſt du noch. Sie denken ſich a l l e was. Die Egoiſten, die beneiden dich, und die andern, die gönnen dir's.“

„Und w a s denken ſie? — Mir ins Geſicht ſagen ſie's ja nicht. Aber wenn ſie mit d i r reden. Was ſagen ſie dann über Elfriede und — und ihren Fürſten — und mich?“

Felix ſah den Meiſter dieſer fröhlichen Trinkſtube immer verwunderter an. „Was iſt mit dir, Walter? Was haſt du heut? Was gehn dich auf einmal die Leute an? — Na ja, natürlich, mit m i r wollen ſie a l l e reden, weil ich ſo gut Freund bin mit dir. Mich wollen ſie alle aushorchen über dich, und hören, wie ich ſelber zu der Sache ſteh'. Aber ihr lieben Leut', ſo geſcheit wie ihr bin ich doch noch lang'! Das müßteſt du einmal hören, Walter, wie ich die feinen Herren, die Siebengeſcheiten an der Naſ'

herumführ' und fopp' und ſo ein wenig von dir abrück' und zu ihnen hin: ‚Ja, ja, dieſe Norddeutſchen! Sie ſpielen ſich auf die Gediegenen, die Ethiſchen, die Kühlen, aber dann merkt man auf einmal: ſie haben doch auch natürliches, warmes Blut. Vom Haßfeld könnt' ich glauben, daß er wie die Preußen 1866 — —' Und dann mach' ich ſo einen militäriſchen Vergleich: die Fürſtin und die ſchleſiſchen Päſſe — und ſo weiter. Zuletzt aber zuck' ich die Achſeln und ſag': ‚Aber ſchweigen können ſie, dieſe Norddeutſchen. Ich denk' mir's nur ſo; geſagt hat er mir nichts!'"

Walter wollte lächeln; die Lippen und Wangen wollten aber nicht, er blieb ernſt. Er warf ſich in einen der ſchöngeſchnitzten Armſtühle. „Ach!" ſtöhnte er tiefverfinſtert. „Es iſt doch eine greuliche Welt!"

„Weil wir alle ein biſſel lügen?"

„Ein biſſel? Den ganzen Tag!"

„So ſchlimm iſt's doch nicht. Dich belüg' ich nicht. Und mich ſelber — ſelten. Und mit ſich ſelber iſt man ja doch die längſte Zeit!"

Auf das antwortete Walter nicht. Er ſtarrte auf die Wand. — „Ich hab' noch nie einen Ehemann betrogen," murmelte er endlich.

„Das iſt's, was dich drückt?"

„Hat's denn dich nicht gedrückt? — Wenn ich mit ihr allein war — im Atelier — oder ſonſt — und der Fürſt hereintrat; und wir auseinanderfuhren ... Er kam immer ſo langſam, ſo bedächtig, als ließ' er uns gefliſſentlich Zeit. Und die Fürſtin hört ſo fein. Es war nie gefährlich. Aber — dies

Gefühl! Wenn er so vertrauensvoll näher kam ... Ein Mensch, der keine Fliege kränkt. Was hat er mir getan? Warum betrüg' ich ihn?"

Felix hatte sich auch gesetzt; er stand auf, mit dem ernsten Gesicht eines Arztes, dem sein Patient eine neue Sorge macht. „Walter! Bist du krank?"

„Ach, red doch nicht so. — Gewiß bin ich krank; aber nicht körperlich. — Sag doch, sag doch. Was hat er mir getan?"

„Was er dir getan hat? Er hat die Fürstin Elfriede unglücklich gemacht — oder doch glücksarm, glückshungrig — das ist doch dasselbe. Die Frau, die du liebst, die dich liebt. Und du tröstest sie. Das ist der Ausgleich in dieser Welt!"

„Ja, so sagt der Egoist. — Bitte, leg die Hand aufs Herz. Hat es dich wirklich nie gedrückt?"

Ein paar Augenblicke dachte Felix nach; dann schüttelte er den Kopf. „Aber nein!" sagte er, in einem Ton, der beruhigen, beschwichtigen sollte. „Sie hatten mir nichts getan, die Männer; aber was hab' ich denn ihnen getan? Sie wissen's noch heute nicht. Wenn ich ihm nichts nahm und der andern so viel gab — ohne das sie nicht leben konnte — — Was ist denn in dich gefahren, Walter? Was ist dir geschehn?"

„Nichts, als daß mir schlecht zu Mut ist."

„Und an diesem Abend! — Da verdirbt er einem noch den schönen Tag. — Kommt das alles davon her, daß ihr Bruder hier war?"

Walters Gesicht blieb finster stumm. — „Lassen

wir das, Felix. — Ich ſprach nur von ihrem Mann. — Sie wiſſen's nicht, ſagſt du. Und wenn er's erfährt?"

„Er wird ja nicht."

„Und wenn er's erfährt?"

„Dann — — dann wird ſein Fiſchblut eine Weile ſo tun, als wär's Löwenblut. Fiſchblut bleibt's aber doch. Übrigens, mit Wenn und Wenn macht man ſich jeden Entſchluß und das ganze Leben tot!"

„Felix! Und wenn dir's ſo ging'?"

„Wenn mir's ſo ging'? — Da hat er ſchon wieder ein Wenn. — Wenn mir's ſo ging'? Das wär' allerdings, um ſich das Leben zu nehmen — oder dem andern — oder uns beiden. — Aber ich bin kein Fürſt Weißenfels, lieber Freund. Ich hab' meine Frau wahnſinnig lieb, und ſie mich; und ſie braucht keinen Tröſter — wird auch keinen brauchen."

Es war ein Lächeln in Felix' Stimme, aber doch wohl auch eine leiſe zitternde Erregung; wenigſtens ſchien es dem gutherzigen Walter ſo. „Verzeih!" ſagte er, zwiſchen Scherz und Ernſt. „Es war dumm, von dir zu reden. — So war's auch ſehr dumm, wieder umzukehren und dieſes ungemütliche Nachſpiel aufzuführen, nach dem ſchönen Abend. Nimm's nicht übel, Alter, und Gute Nacht!"

Die Feſſeln! dachte Felix. Fangen die ſchon an zu drücken? — „Ich leucht' dir hinunter," erwiderte er; „die Mädels ſind nun ſchon zu Bett." Er griff nach dem altdeutſch geformten kupfernen

Leuchter; es trieb ihn aber, noch eine Frage zu tun, um etwas mehr ins Helle zu kommen. „Vielleicht rührt ſich dein Gewiſſen, Alter, weil — das andre ſtiller wird?"

„Welches andre?"

„Nun — was man die Leidenſchaft nennt. Die ſogenannte Liebe."

Walter, der ſchon gehen wollte und abgewandt ſtand, drehte ſich langſam herum; in ſeine Augen kam ein Ausdruck, der Felix faſt erſchreckte, ſo ein ungewohntes, unheimliches Feuer lauerte darin. „Stiller wird?" Er lächelte. „Das wär' vielleicht ſehr angenehm; dann würd' wohl auch das Gewiſſen ſtiller. Nein, mein Guter! Weißt du noch, wie du damals bei Gauſe den Fauſt zitierteſt? über dich und Lulu? ‚Der große Hans, ach wie ſo klein . . .' Ich könnt' ihn heut auch zitieren — aber ſpätere Verſe. Wie es im Fauſt ſchon anders ausſieht; heiß — Feuer — eine Feuersbrunſt. Die Verſe hab' ich neulich wieder nachgeleſen, ſie lagen mir ſo auf der Bruſt:

Ich bin ihr nah und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indes berühren.

Den Leib des Herrn! Wie der Goethe das gefunden hat! O wie wahr das iſt! — Sie iſt ja auch katholiſch; die Elfriede. — Und ſo nach und nach werd' ich recht verrückt. — Zünd doch endlich die

Kerze an, daß ich weitergeh'. Leidenſchaft — ich hab' ja noch nie gewußt, was das iſt!"

* * *

Eine Woche ſpäter rollte der offene Landauer der Fürſtin Elfriede auf der Reichsbrücke über die Donau und drüben auf Korneuburg zu. Elfriede ſaß auf dem Rückſitz, mit Walter; vorwärts ſaßen ihre Gäſte, die Fürſtin Borgonuovo und die Gräfin Bragitſch, eine Hofdame der Kaiſerin. Ein weicher, lauer Südweſt ging über das breite Tal; die Damen waren noch winterlich eingemummt, aber erſte Frühlingsgefühle ſchmeichelten ſich an die Haut und in die Seele hinein. Als ſie an dem langgeſtreckten Biſamberg vorüberfuhren, der ein richtiger Weinberg iſt, ſchimmerte das erſte Grün, von der durch Nebelluft äugelnden Sonne hervorgelockt. Jetzt konnte Walter auch wieder das Chorherrenſtift Kloſterneuburg über die Donau herüberleuchten ſehn; auf ſeinem Rückſitz war es ihm lange unſichtbar geweſen. Er liebte dieſes Bild ſo ſehr: den mönchiſchen Palaſt mit den kaiſerlich und erzherzoglich bekrönten Kuppeln unter den ſanften Höhenrücken des Wiener Walds, an der grauen ernſten Donau, auf der einſt die Nibelungen fuhren. So hatte er's aber noch nie geſehn wie heut: am Profil der Fürſtin Elfriede vorbei — ſeiner Fürſtin jetzt. Die feine, anmutige Linie, vom üppigen braunen Haar herunter bis zum rundlichen Kinn, ſtand vor dem mächtigen Bau des Stifts, auf

deſſen Kuppeln die Sonne glänzte. Walter fühlte ſein Leben heut wie ein ſchönes Märchen: der Schulmeiſtersſohn aus Holſtein, der zu ſeinem Bau, dem Jagdſchloß über der Donau, fuhr, mit der fürſtlichen Schloßherrin, die ihn heimlich liebte. Auch wenn ſie ihn nicht anſah, fühlte er, daß ſie mit Leib und Seele ihm, nur ihm gehörte. Auch wenn ſie zu den andern redete, Nichtsbedeutendes, glaubte er ihre geſtrigen Worte zu hören: „Ich bin dein! ganz dein! immer und ewig dein!“

Wenn ich ihm nichts nehme, dachte er, ſich Felix' Worte wiederholend, und ihr ſo viel gebe — ohne das ſie nicht leben kann ...

Sie ſprachen von der Kaiſerin. Gräfin Bragitſch, eine zarte Erſcheinung in mittleren Jahren, angenehm ohne Schönheit, erzählte von ihrer ſchönen Herrin liebevoll, doch ohne byzantiniſch zu ſchwärmen; ja mit einer gewiſſen Vorſicht in Gegenwart dieſer beiden Fürſtinnen, vor deren Geiſt und Freiſinn ſie ein wenig Furcht hatte. Sie war oft etwas zerſtreut; mit ſelbſtverſpottendem Humor ſchilderte ſie nun, was für wunderliche Sachen ſie mitunter vor der Kaiſerin gemacht, und wie liebenswürdig heiter, laut lachend, die gute Majeſtät darüber hinweggehuſcht ſei. „Und die eine Geſchichte war ihr doch eigentlich recht ärgerlich,“ ſetzte ſie hinzu.

„Es iſt ja eine ungewöhnliche, bedeutende Frau,“ ſagte Elfriedens helldunkle Stimme.

Es war Walter, als hörte er ſie wieder ſagen: „Ich bin dein! ewig dein!“

„Einmal iſt mir's komiſch gegangen!“ fing Gräfin Bragitſch wieder an; „da war die Kaiſerin nicht dabei, ſie hat aber nachher ſehr darüber gelacht. Wenn der Hof hier oder in Ofen oder Gödöllö iſt — ihr wißt ja, wie die Herren ſind — ſie reden manchmal ſehr ungeniert, ſobald wir unter uns ſind, und vergeſſen ganz, daß doch noch Lakaien hinter ihnen ſtehen. Dann erheb' ich zuweilen meine Warnungsſtimme: Regardez les domestiques! — Da kamen wir nun nach Paris, mit der Kaiſerin. Wir vom Hof ſpeiſten im Hotel. Die Herren erzählen wieder gewagte Sachen. Hinter uns und hin und her die Kellner. Endlich wird mir's zu viel und ich ſage wieder: Regardez les domestiques! In dem Augenblick ſtehen all die franzöſiſchen Kellner ſtill, ſperren Mund und Augen auf und horchen; bis dahin hatten ſie ja kein Wort verſtanden. Schallendes Gelächter!“

„Ein echter Helene Bragitſch!“ ſagte Elfriede heiter.

Walter hörte wieder, was ſie ihm geſtern beim Abſchied geſagt: „Alſo morgen zeig' ich ihnen dein Werk, morgen prahl' ich mit dir. Werd nur nicht auch zerſtreut wie Helene Bragitſch und lieb ſie ſtatt mich!“

Sie waren durch das alte Städtchen Korneuburg gefahren und kamen aus dem flachen Land in die Hügel hinein; endlich ſtieg der Wagen die Höhe hinan, auf der das Weißenfelsſche Jagdſchloß lag. In dieſem ungewöhnlich milden Winter war der Neubau ſehr gefördert worden; die alten Mauern

waren längſt ergänzt, die nach Walters Plänen entſtehenden Gebäude hoch emporgewachſen; auch die Kapelle, ſein eigenſtes Werk, hatte ſchon „Rinde", wie er es nannte. Das alles wirkte bereits in die Ferne, burgähnlich, in dem bleichen Sonnenlicht. Als die vier aber hinaufkamen, war die Bauſtelle totenſtill; es war Sonntag, man arbeitete nicht. Nur der Aufſeher erſchien am Tor, mit ſeinem Gehilfen. Elfriede und ihre Gäſte ſtiegen aus. „Alſo nun endlich, endlich ſeh' ich's!" rief Fürſtin Berta aus. „Und ſeit drei Monaten will ich!" Sie war ziemlich lange krank geweſen; eben blühte ſie erſt wieder auf. Unterwegs hatte ſie wenig geſprochen; halbverſtohlen hatten ihre ernſten, klugen Augen oft auf Walter geruht, mit einer Miſchung von Wohlwollen und Mißbehagen, die ſich hinter ihrem Schleier verbarg.

Sie ſchritten in den „Burghof" hinein — nach der Anlage des ganzen Baus konnte man ihn ſo nennen — und von Walter geführt wanderten ſie von Raum zu Raum. Vieles ſprach ſchon für ſich ſelbſt, faſt bis zur vollen, geſchmückten Erſcheinung gediehn; das andre erklärte er, ſchlicht und kurz. Elfriede tat, was ſie ihm geſtern gedroht hatte: ſie ergänzte ſeine lakoniſchen Erklärungen durch redſelige Lobpreiſungen, die ihm mehrmals das Blut in die Wangen trieben. Es ſchien, die Frühlingsluft, der Südweſt hatte ſie übermütig gemacht. Wie wenn es ihr eine Wonne ſei, ihn zu reizen, ein wenig zu ärgern, und dabei zu rühmen, ſo lächelte ſie ihn an. Sie ſah dann faſt achtzehnjährig aus; und ſie ſprach

auch ſo. Mach' ich dich bös? ſagten ihre lachenden Augen. Ei, das tut mir gut. Wart du nur, bis wir wieder allein ſind: dann tu' ich dir gut!

Der Rundgang war zu Ende, erſt nach langer Zeit, die Damen hatten es gründlich gemacht; unter warmen Worten der Anerkennung, auch Bewunderung von der Fürſtin Berta, und freundlicher Zuſtimmung der Gräfin. Als ſie wieder auf dem „Burghof" ſtanden, ward die Gräfin blaß; ſie lehnte ſich gegen eine Wand, ein leichter Schwindel befiel ſie; dazu neigte ſie. „Mein Feind, der Südwind!" ſagte ſie und verſuchte zu lächeln. Von der Borgonuovo geſtützt ſtand ſie noch eine Weile, bis der Aufſeher mit einem Seſſel kam; einen zweiten brachte Walter, zwei Sekunden ſpäter. Sie ſetzte ſich. Sie erholte ſich. „Es iſt ſchon vorüber," verſicherte ſie dann; „nur der Kopf noch ſchlecht. Ihr wolltet noch zum Ausſichtsturm; kümmert euch nicht um mich. Geht, geht. Ich warte hier!"

„Nein, nein," entgegnete Fürſtin Berta, „ich bleib' bei dir. Auf den Turm ſteig' ich ein andermal." Sie ſetzte ſich auf den zweiten Stuhl. Sie ſchob aber die Schweſter fort. „Du mußt deine Fernſicht haben! Und der Meiſter auch!"

Elfriede ging, nach kurzem, nur geſpieltem Zögern; „wir fahren dann bald!" rief ſie noch zurück. Durch eine Vorhalle trat ſie mit Walter in den Turm, den er an den Hauptbau angegliedert hatte. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, in einen kleinen, erkerartig vorſpringenden Raum; dort blieb ſie und trat ans Fenſter,

höher wollte ſie nicht. Der Blick ging weit und ſchön über das Donautal, zwiſchen Hügeln hindurch und über Hügel hinweg; Kloſterneuburg grüßte von fern, dahinter lag das unſichtbare Wien. Elfriede ſah hin und ſah doch nichts. Nach ein paar Augenblicken wendete ſie ſich zurück und lächelte Walter an, der beim offenen Eingang ſtand. „Allein!“ flüſterte ſie. „Laß offen. — Nun kommt niemand, niemand!“ Sie wollte ihn ſo recht feſt und frei an ihr Herz drücken, darum warf ſie ihren Mantel ab.

Das Kleid, das ſie eng umſchloß, ließ den ſchönen Wellenfluß der Geſtalt erraten; Walter blickte ſie mit trunkenen Augen an. Sie ſchien nun noch höher als ſie war, weil ſie zwiſchen Kinn und Gürtel etwas kürzer war, als das reine Ebenmaß verlangte; ein ſeltener, leiſe befremdender, ſüß barocker Reiz für ihn. Er trat auf ſie zu; ſie war ihm aber ſchon entgegengekommen und ihre Arme umſchlangen ihn. Ihre warmen, ſehnſüchtigen Lippen lagen feſt und lange auf ſeinem Mund.

„Hier zum erſtenmal!“ ſagte ſie nach dem Kuß.

„Ja, hier! hier!“

„In dem Paradies, das du für mich bauſt. — Sag nicht mehr, nie mehr, daß du es für den Fürſten bauſt; das ertrag' ich nicht, das will ich nicht. Und mach auch nicht gleich ein finſteres Geſicht, wenn ich von dem Fürſten ſprech'; ſowie ich ihn nur nenne, ſo kommt das.“ Sie küßte ihn wieder. „Ach, wie biſt du nur! — Es gibt für mich keinen Mann auf der Welt als dich. Du biſt meine Welt!

Ja, nicht ſo lächeln; das biſt du. Weißt du, was ich träume, ſeit wir hier ſind? Wohin wir auch gingen, immer hab' ich gedacht: hier mit Walter leben! In ſeinem und meinem Haus!"

„In des Fürſten Haus —"

Sie ſchloß ihm den Mund durch einen Kuß. „Laß den Fürſten," ſagte ſie dann, „ich bitt' dich. Er ſoll mir's ſchenken; dann iſt's mein. Und dein iſt's, weil du's neu gebaut haſt; und weil mein auch dein iſt!" Mit all dem Durſt nach Liebe, nach Zärtlichkeit, nach Leidenſchaft, der ihr Herz erfüllte, drückte ſie ihn an ſich; dann, die ſchlanken Hände auf ſeinen Schultern, bohrte ſie ihren Blick in ſeinen. „Unſer Jagdſchloß, Walter. Ein ſüßer Traum. Warum nur ein Traum? Es geht ſo viel in der Welt. Ich komm' mit meiner Schweſter her, wenn du fertig biſt; wir bleiben; du kommſt nach. Unſer Schloß, deins und meins!"

Er ſah ihr tief in die Augen und ſchüttelte den Kopf. „Ich will fort!" ſagte er plötzlich. Es hatte ſchon lange in ihm wie ein Stein gelegen, jetzt flog es heraus.

„Um Gottes willen!" ſagte ſie laut, faſt zu laut. „Was willſt du?"

„Fort — mit dir!" — Sie ſtarrte ihn an, wie nicht verſtehend. Er legte ſeine Arme um ihren Leib, ſie begannen zu zittern: „Bitte, hör mich an! Elfriede! Und wenn er dir's ſchenkte — und wär's unſer Schloß — ich will nichts davon. Begreifſt du das nicht? O ſei gut, ſei gut. Ich lieb' dich ſo ſehr;

ich bin nur mein Schatten ohne dich. Und ich bin deine Welt, ſagſt du. So komm doch aus der Welt, in der du noch lebſt, zu mir — ganz zu mir —"

Mit einem leiſen Lächeln, mit heißen Augen ſchloß ſie ihm wieder den Mund durch den längſten Kuß.

„Hör mich an!" bat er wieder, als die ſchmeichelnden Lippen ihn losgelaſſen hatten. „Begreif doch, was ich fühle! Immer ſo neben dir — neben ihm — ich ſoll ihn nicht nennen — er ſteckt mir aber wie ein Schwert in der Bruſt. Und dich nie ganz haben! ganz! — Er gibt dich frei, wenn du willſt. Ich glaub's. Was hat er von dir? Und wenn du mich in Wahrheit — — wenn ich deine Welt —"

Sie lächelte nun wirklich; ſüß, zärtlich, aber als erklänge ein „O du Narr!" darin. Und wieder verſchloß ihm ein Kuß den Mund. Ihre Hände ſchüttelten leiſe ſeine Schultern.

„Elfriede!" rief es von unten herauf. Sie fuhren auseinander. Es war der Fürſtin Berta Stimme. „Elfriede!" rief ſie zum zweitenmal.

„Was gibt's?" fragte Elfriede und trat zur offenen Tür.

„Ach, ich dachte nur: die Helene Bragitſch ſitzt mit ihrem Kopfweh ſo kläglich da, ſie möcht' offenbar heimfahren und iſt zu rückſichtsvoll, um darum zu bitten. Da mein' ich, wir ſollten —"

„Ja, ja, ja, ich komme!" rief Elfriede.

„Der Wagen wär' bereit —"

„Ich komme!"

Elfriede nahm ihren Mantel; Walter half ihr

ihn anziehn. Seine Arme fingen vor Erregung wieder an zu zittern. „Ob ſie gehört hat —?“ flüſterte er.

Sie zuckte die Achſeln. Leiſe ſprach ſie dann an ſeinem Ohr; er verſtand es nicht. Er ſollte vielleicht auch nicht. Sie legte aber die Hand auf ſeinen Mund, wie vorher die Lippen, und ihre Augen baten liebevoll, zärtlich, aber mit faſt gebietendem Flehen: Von dem andern ſprich nie mehr!

Sie gingen hinunter und traten auf den Hof hinaus, wo die Fürſtin und die Gräfin ſchon im Wagen ſaßen.

* * *

Raſcher, als ſie gekommen waren, fuhren ſie nach der Stadt zurück. Das Geſpräch war weniger lebendig und heiter; die Bragitſch ſaß oft, ganz zurückgelehnt, ſtill in ihrer Ecke, Fürſtin Berta, deren Geſicht auffallend wenig Farbe hatte, raffte ſich nur manchmal zu einer flüchtigen Bemerkung oder einer kleinen Anekdote auf. Über Walters Seele lag ein Druck, den er vergebens wegzuſcherzen, wegzulachen ſuchte. Sie hielten endlich am Kärntner Ring vor dem Haus, in dem die Borgonuovos vorübergehend, dieſen Winter, wohnten; ihr Palais ward umgebaut. Fürſtin Berta ſtieg aus; „nun, wie wär's?“ ſagte ſie zu Walter. „Sie wollten einmal die Zeichnungen zu unſerm unglücklichen Um- und Durchbau anſchauen, mir über dies und das Ihre Meinung ſagen. Haben Sie eine halbe Stunde Zeit?“

Walter, ſeine Unluſt verbergend, nahm von den andern Damen Abſchied, ſprang aus dem Wagen und folgte der Fürſtin ins Haus. Sie führte ihn in ihr Boudoir; dort lagen die Zeichnungen in einer großen Mappe auf dem Tiſch. Sie öffnete die Mappe, bat ihn, Platz zu nehmen, und ſetzte ſich; ihre Hand blieb aber wie verträumt auf den Blättern liegen. Ihr wieder blaſſes Antlitz errötete. „Lieber Herr Haßfeld!“ fing ſie nach kurzem Zögern an.

„Frau Fürſtin?“

„Ich möchte Sie zunächſt etwas fragen — oder — Es gibt Dinge, nicht wahr, die werden einem merkwürdig ſchwer. Mir beſonders. Von gewiſſen Dingen zu reden — wie ich's als junges Mädel nicht konnte, ſo kann ich's eigentlich auch heut noch nicht. Wenn's nun aber ſein muß ... Zuerſt muß ich Ihnen aber ein Geſtändnis machen — das mir auch nicht leicht wird. Ich hab' eine Weile da unten geſtanden; ich meine, heut; im Turm. Sie ſprachen ſo laut — oder ich hör' ſo ſcharf. Ich hab' allerlei gehört!“

Walter bewegte nur die Brauen; er überwand ſich ſonſt und rührte ſich nicht. Er ſah ſie ruhig an und ſchwieg.

„Allerlei gehört,“ wiederholte ſie, während ſie für das weitere ihre Worte ſuchte. „Ich bitte, Herr Haßfeld, bedenken Sie: Fürſtin Elfriede iſt meine jüngere, ſehr viel jüngere Schweſter, ſeit dem Tod unſrer Mutter hab' ich für ſie beinahe wie eine Mutter gefühlt. Nun ſtand ich da — ahnungslos — und hörte plötzlich von oben herunter — der Turm

muß merkwürdig akuſtiſch ſein — hörte plötzlich ſo erſchreckende, wunderliche Reden. Sie ſprachen. Sie. Und jedes Wort — —“

Sie ward wieder rot. Ihre beiden Hände irrten auf den Blättern in der Mappe herum. „Ich weiß nämlich,“ murmelte ſie, jetzt faſt ohne Stimme. „Ich hab's lange nur geahnt. Und nicht glauben wollen. Bis ein — ein lebhaftes Wort von Elfriede — — Darauf bin ich dann krank geworden. Sie begreifen: wenn man ſo denkt wie ich ... Und wenn man ſeine Schweſter ſo liebt! — Ich mach' Ihnen keinen Vorwurf, Herr Haßfeld. Ich hab' wohl nicht das Recht dazu; und wenn ſie hören würde, ich hätt's getan, ſie würde mir nie wieder gut! — Aber eines, Herr Haßfeld, darf ich mir erlauben; und ich bitte Sie herzlich, hören Sie das freundlich an. Wie es nun einmal iſt — wie es nun einmal iſt — ſo iſt dies meiner Schweſter Glück! Stören Sie das nicht!“

„Stören? Ich?“ ſtieß Walter hervor. „Wie verſtehn Sie das?“

„Es nicht ändern wollen, mein' ich. Sie machen ihr nur Kummer dadurch, Sie verſtimmen und verſtören ſie; und ändern können Sie's nicht — das iſt ja unmöglich. Bedenken Sie doch, Herr Haßfeld! Sie hat den Fürſten, ſie hat die Kinder. Scheidung! Ganz unmöglich! — Und wenn — ich will es ganz zu Ende denken — Sie wiſſen, ich fürchte mich vorm Denken nicht — und wenn es doch möglich wäre und Elfriede es täte: dann wieder heiraten? eine

Katholikin? Oder Proteſtantin werden? Oder gar ſo drauf los leben — ohne alles?“

Walter ſtand auf, es trieb ihn vom Stuhl empor. „Ich bitte, Durchlaucht — beleidigen Sie mich nicht. Eh' ich das der Fürſtin Elfriede zumute, ſchieß' ich mir eine Kugel vor den Kopf!“

„Nun alſo. — Das wußt' ich ja. — Wie kann ich Sie beleidigen wollen; ich will ja nur das Glück meiner Schweſter retten. Ein Glück, das ich nicht gewollt hab' — vor dem ich gezittert hab' — aber nun es einmal ſo iſt, muß ich mich ergeben. Das müſſen wir aber alle, nicht wahr; jeder an ſeinem Platz. Schonen Sie Elfriedens Glück — und Ihr eigenes! Ich bin ja die Schweſter, aber ich darf doch ſagen: es iſt ein Schatz von Liebe in ihr, der ganz außerordentlich, der wohl unermeßlich iſt. Und daß Ihnen der zugefallen iſt, nicht wahr, das iſt doch ein Segen — — von Gott, wollt' ich ſagen; ach, laſſen wir hier Gott aus dem Spiel. Aber es iſt für Sie ein Segen, nicht wahr. Ich muß an die alten Märchen denken: da wird einem tief im Wunderberg ein großer Segen zu teil — er will aber noch mehr, oder er will's anders — und verliert dann alles. Bitte, runzeln Sie nicht ſo finſter die Stirn. Ich hab' Sie nur beſchwören wollen, lieber Herr Haßfeld: rütteln Sie nicht daran! Laſſen Sie den Segen ruhig auf ſich niederregnen, ſo wie er iſt! Ich glaube, Sie ſind in Wien der beneidetſte Mann!“

Walter verneigte ſich, wie um nun zu gehn. „Weil ich das fühle, Durchlaucht — ich meine, weil ich mein

Glück, meinen Segen fühle — darum hab' ich Sie so lange ruhig angehört. Sie müssen mir aber erlauben, Ihnen zu sagen: sonst hätt' ich es nicht getan. Denn in mein eigenstes, persönlichstes Leben mir eingreifen zu lassen — das liegt nicht in meiner Art. Ich kann es nicht. Sie entschuldigen! — Lassen Sie mich nur noch das eine sagen — und dann, bitte, nichts mehr —: das Glück Ihrer Schwester ist mir heilig; mutwillig stören werd' ich's nicht. Darüber mögen Sie ruhig sein. Ob es etwa ohne Schaden zu ändern, oder ob es noch zu bessern ist — das ist zwischen ihr und mir. Bitte, entlassen Sie mich jetzt; die Zeichnungen ein andermal. Ich hätt' jetzt nicht — die Andacht dafür. Guten Abend, Durchlaucht!"

Die Fürstin nickte. Sie gab ihm ihre Hand; sie war kalt. Er ging.

Als er auf die Ringstraße hinauskam, wehte ihn ein etwas verstärkter Südwestwind an; es ward abendlich, die Luft war schwül. Er fühlte die Schwüle auch im Blut; ein tiefes, zorniges Mißvergnügen lag ihm auf der Brust und glühte zur Stirn hinauf. Er schritt unruhig und hastig aus, dem Kolowratring zu. Das machte ihn nur noch heißer, gereizter; er fühlte es und hielt an. Langsamer ging er über den Schwarzenbergplatz und die Schwarzenbergbrücke, die über den kleinen, damals noch offenen Wienfluß führte. Dann bog er nach rechts in die jungen Anlagen ein, die den Fluß begleiteten, und schlenderte der Elisabethbrücke zu.

Weil ich ein Bürgerlicher bin? dachte er, ſich auf eine der Bänke ſetzend. Wenn ich ein Prinz war, hätte die Borgonuovo dann auch ſo zu mir geſprochen? und Elfriede mir meine Worte auch ſo weggeküßt? — Nun ja, ich bin ein Bürgerlicher! Ebenſo hoch und ſchlank wie eure Prinzen oder Grafen — ebenſo geſcheit — und hab' ebenſoviel Ehre im Leib wie ſie — aber eines kleinen Schulmeiſters Sohn. Schlöſſer und Landſitze, die hab' ich nicht. Ich weiß nur beſſer als eure Prinzen, was ſchön iſt; und kann's machen; und verdiene tüchtig Geld damit. Und veracht' es wie ein Fürſt! — Nun ja, ſo einen kann man lieben, ſelbſt wenn man die Fürſtin Elfriede iſt. Aber ſeine Frau werden? Um Gottes willen! Lieber einem verhaßten fürſtlichen Gemahl gehören und ihn betrügen und heucheln und lügen. Und die tugendhafte Schweſter kommt und ſegnet unſern Bund! Er war nicht nach ihrem Sinn — davor gezittert hat ſie — mehr aus Tugend oder mehr aus Stolz? — aber wie ein Staatsmann macht ſie Frieden, weil die Räſon es verlangt, und ſegnet unſern Bund. So ihn nun aber laſſen! Nicht ſtören! Er könnt' wohl tugendſamer werden, aber was würd' dann aus der Fürſtin? Eine bürgerliche Künſtlerfrau. O nur das nicht! Laſſen Sie den Segen auf ſich niederregnen, ſo wie er iſt! — Wie ſie da ſaß, die Borgonuovo; ſo fein, ſo wehmütig, ſo gottergeben — und ſo inwendigſt ſtolz. Und die andre — Elfriede — wie ſie da ſtand, im Turm — mit den heißen Augen; mit den warmen Lippen. Sie hatt'

mich ſo lieb. Aber was meine Ehre, mein Herz von ihr wollte, das küßte ſie mir mit einem ſüßen, fürſtlichen Lächeln von den Lippen weg — von den Lippen weg ...

Ach! ſeufzte er nun auf, vor Liebe. Etwas Seliges flog über ſein verfinſtertes Geſicht. Wie hatte ſie ihn geküßt! wie verliebt!

Biſt du denn nicht verrückt? ſagte er ſich und fuhr ſich an. Kannſt du ſie nicht ruhig lieben und dich lieben laſſen? Was warſt du denn vor vier Monaten, ehe ſie dich küßte? — Neulich Nachts, im Bett, richteteſt du dich auf einmal in die Höhe und hobſt die Arme und ſagteſt in das Dunkel hinein: Ich fühl' mich wie ein Gott! — Muß ſie denn ihre Kinder, ihre Welt, ihren guten Namen in dieſer Welt verlaſſen und Frau Haßfeld werden, weil ſie dich ſo liebt?

Er ſah ſie wieder im Turm, wie ſie den Mantel abwarf, um ihn an ihre Bruſt zu drücken. Er ſah ſie in dem engen Kleid; die himmliſche Geſtalt — ganz fein. Jugendduft drum her, Adel, Grazie; die unausſprechliche Wonne der Formen. Und das alles fein! Und darin die Seele, gleichſam mit den Flügeln ſchlagend, um zu ihm zu kommen. Was willſt du noch? wollten wohl ihre Küſſe ſagen, als ſie ſeine Worte erſtickten. Haſt du mich denn nicht? Iſt es nicht ein Wunder, daß ich dir ſo ganz gehöre? Mußt du ſo ungenügſam ſein?

Eine Sehnſucht packte ihn, daß das Herz ihm weh tat. O wär' ich noch mit ihr im Turm! dachte

er. Wie wollt' ich ihr zu Füßen ſinken. Wie wollt' ich ſie küſſen!

Seine Augen erhoben ſich vom Boden, auf den ſie die ganze Zeit geblickt hatten; er ſah nun zwiſchen den noch kahlen Gebüſchen, und über ſie hinwegragend, die himmelanſteigende Kuppel der Karlskirche, eine von den Töchtern der Peterskuppel. Es war in Wien nach dem Stephansdom ſein liebſtes Bauwerk; mit all ſeinen barocken Zutaten kühn, mächtig, ſchön. Wie zog die Kuppel das Auge mit; wie wetteiferten rechts und links die rieſigen, von Bildnereien bedeckten Säulen mit ihr, auch dem Himmel nah. Ein phantaſtiſch wirkender Gedanke ... Er wirkte auch jetzt in Walters Bruſt. Iſt nicht mein Leben, dachte er, auch ſo emporgewachſen? Rag' ich nicht mit Kopf und Schultern auch ſo über den früheren Walter Haßfeld — und über meinesgleichen hinweg? ſeit ich dieſes Wunder, dieſen Segen hab'? — Feſſeln! — Haſt mich damals warnen wollen, guter Felix. Ach, laß nur. Es iſt doch gut. Wer hat keine Feſſeln? Ich hab' aber auch eine Treppe zum Himmel hinauf — wie die Triumphſäulen da. Dich um deine Lulu beneiden? O Gott! — Ich will nichts mehr ſagen. Will mein Glück genießen!

* * *

Der Frühling zog ins Land; raſch, wie er es im Wiener Gelände liebt. Der Mohrſchen Trinkſtube blieben aber ihre Stammgäſte noch lange treu; der

Geiſt und Humor des Wirts und die Schönheit der Wirtin waren zwei Aushängeſchilder, die noch immer lockten. Im Mai ſollte auch ein Zuwachs kommen, der „neues Leben in die Bude" brachte; und unerwarteterweiſe ſollte er durch die „Ahnfrau" kommen, die jetzt auch „die Wolke" hieß: Herr von Ruhnow fand ſie den einſamen grauen Gebilden ähnlich, die ſo oft das reine Himmelsblau unterbrechen und mit Regen drohen; ſie regnen aber nicht, und man gewöhnt ſich an ſie. „Heut iſt mir recht was Gutes geſchehn," ſagte die Alte heiterer als ſonſt, ſowie ſie die Trinkſtube „durchwölkt" hatte; „eine liebe Freundin iſt endlich wieder heimgekommen, und ſie gefällt mir beſſer als je. Gräfin Albertine Friedenau; — erſchrecken Sie nur nicht, Herr Euler: ſie iſt ſehr viel jünger und hübſcher als ich. Eine Witwe; ach Gott: Witwe; ſie hat ihn eigentlich gar nicht gehabt. Bald nach der Hochzeit mit dem Pferd geſtürzt — und nicht wieder aufgekommen. Graf Rudolf Friedenau, ein lieber Menſch. Darauf iſt die junge Witwe fort, mit Verwandten, nach Italien, nach Ungarn; war mir faſt wie verſchollen. Iſt die Tochter einer Freundin von mir. Aber Briefe — ſelten. Wer ſchreibt auch gern, wenn er jung iſt, einer alten Frau? — Nun iſt ſie aber wieder hier, und zu mir gekommen, und ſo lieb, ſo lieb. Sie will auch meine Kinder ſehn. Ich hab' ihr von der Trinkſtube erzählt. Da muß ich hinein! hat ſie gleich gerufen. Gut, hab' ich geſagt, ich bring' dich mit!"

Die Stammgäſte ſahen einander an; ein dumpfes

Gefühl von Sorge zog über den Tiſch hin und her. Was konnte von der „Parze" Gutes kommen? — So heiter und ſo viel hatte ſie zwar noch nie geſprochen; ſie ſaß gewöhnlich beſcheiden und ſtill wie ein Gedankenſtrich da. — „Eine zweite Wolke?" flüſterte Ruhnow dem Maler zu.

Als aber an einem der nächſten Abende die alte Freifrau mit der Gräfin eintrat, ſtanden die Männer nicht nur aus Höflichkeit, auch vor Überraſchung auf: ſo ein Sonnenblick kam mit der Wolke herein. Keine Schönheit wie die Fürſtin Elfriede oder wie die Hausfrau, aber einer von dieſen freudeverbreitenden Menſchen, die man ſogleich „liebenswürdig" nennt. Ein ſchlanker Kopf voll geiſtiger Anmut auf einer zarten, feinen Geſtalt; ein freier Blick, klug und gut. So ſtand die junge Gräfin Albertine eine Weile da, jeden der ihr vorgeſtellten Gäſte begrüßend und in dem gemütlich reizvollen Raum herumſtaunend. Sie ging hin und her, in den Arm der Freifrau eingehängt. „Nein," ſagte ſie endlich lächelnd, „ſo hab' ich mir's nicht geträumt. Ich hab' nämlich wirklich dieſe Nacht von dieſer Trinkſtube geträumt. Sie war aber — anders. Ganz anders. Ich ſeh' zu meiner Beſchämung, zum Baumeiſter hab' ich kein Talent!"

Die Gräfin hatte aber andre Talente; darauf kam man bald. Nicht nur, daß ſie zu Felix' Freude aus einem großen Humpen mit Grazie zu trinken und guten und beſſeren Wein zu unterſcheiden verſtand: als Graf Wilhelm Schwarzbach, von der „Wolke"

gebeten, am Flügel ſitzend einen ſeiner ſchönſten Schuberts geſungen hatte, trat ſie zu ihm und ſagte ſchlicht: „Sie ſingen lieber ſtehend, nicht wahr. Soll ich Sie begleiten?“ Graf Schwarzbach ſprang auf; ſie ſetzte ſich. Er fragte, was er denn ſingen ſolle; „mir gleich!“ antwortete ſie. „Wenn Sie nur ein wenig Nachſicht mit mir haben wollen!“ — Er ſchlug einen andern Schubert auf. Sie begann zu ſpielen. Dann ging ſie mit dem Sänger mit, nach einer erſten kurzen Schwankung ſo an ſeinen Vortrag angeſchmiegt, als begleitete ſie ihn ſeit Jahr und Tag. Es ſchien auch ihr eigener Flügel zu ſein. Sie war ganz Muſik. Ruhnow, in der offenen Tür der Trinkſtube, alle Kritik vergeſſend, den Neid dann auch, ſchüttelte immer wieder vor Staunen den Kopf. Schwarzbach aber, nachdem er ein paar Lieder geſungen hatte, trat zur Ahnfrau, die ſich leiſe ins Wohnzimmer geſchlichen, ergriff ihre Hand und küßte ſie: „Uns dieſe heilige Cäcilie zu bringen — das haben Sie gut gemacht!“

Seit dieſem Abend ſang der Graf in dieſem Zimmer nie mehr ſitzend; wenn Gräfin Albertine nicht da war, ſo ſang er nicht; und wenn ſie mit der alten Baronin kam, ſo ſaß ſie am Flügel. Sie kam immer öfter. „Es gefällt ihr hier ſo gut,“ ſagte die Alte, mit heimlichem Stolz. „Hier iſt Poeſie! Hier iſt Freiheit!“ ſagte Albertine. Sie haßte den Zwang, die „dummen Bräuche“; ſie hatte draußen in Freiheit leben gelernt. Sie wollte keine Ariſtokratin ſein, nur ein freier Menſch. „Der Wiener

Wald, das Burgtheater, die Bilder im Belvedere, die philharmoniſchen Konzerte und dieſe Trinkſtube — das iſt hier meine Welt!"

„Ob auch der Sänger mit dazu gehört?" ſagte Euler, der Maler, als er Walter eines Tages beſuchte; er tat es von Zeit zu Zeit. „Es macht den Eindruck, muß ich ſagen. Wenn ſie und der Schwarzbach zuſammen muſizieren — ſie kommen mir vor wie die im ‚Sohn der Wildnis': ‚Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!' Er ſteht dann auch ſo da, die urguten Augen gar nicht von ihr weg, als holte er all ſeine Tenortöne aus ihr heraus. Und ſie ſitzt am Flügel, als kämen all ihre Noten von ihm."

Walter lächelte: „Sie können mehr ſehn als ich. Ich hab' nur bemerkt, daß ſie das angenehmſte Menſchenpaar in der ganzen öſterreichiſch-ungariſchen Ariſtokratie ſind. So natürlich, ſo frei, ſo menſchlich."

„Ja, ja! — Sie noch mehr als er! Sie lacht den ganzen Adel aus. Und dabei fürs Auge alle beide ſehr erfreulich anzuſehn! — Aber wiſſen Sie das Neueſte? Sie haben in letzter Zeit die Trinkſtube ſo oft geſchwänzt; ſind wohl gar zu fleißig. Der Miniſter, der Waldburg, kommt wieder hin! Ja, ja, ja, es iſt ſo. Die Einweihung war ja ſein Erſtes und Letztes; wir dachten, das iſt aus. Jetzt hat ihm aber der Doktor Rabe — einer ſeiner Wodansraben — ſo viel von der Gräfin Albertine erzählt, von ihrem Verſtand, ihrem Freigeiſt, ihrem

Muſikgenie; auf einmal ſitzt mein Graf Waldburg wieder am Tiſch. Er hatte eine gewiſſe Sehnſucht, ſagt er, nach der Trinkſtube. Neugier iſt's geweſen, ſag' ich. Geſtern ſchon zum zweitenmal!"

„Und er macht der jungen Gräfin den Hof?" fragte Walter.

„Lieber Freund, wem macht er nicht den Hof? Darin iſt er der höflichſte Mann in der Monarchie. Ich glaub', ein Harem wie der des weiſen Salomo wär' ihm nicht zu groß! — Na ja, ich übertreib' 'n biſſel; ziehn Sie meinetwegen fünfhundert ab. Aber mir ſcheint, unſre Gräfin, die gefällt ihm mächtig; er macht ihr ſeine ſchönſten Augen; — allerdings unſrer Frau Lulu auch. Er verteilt ſich mit Grazie. Wiſſen Sie, wenn's in der Politik auch ſo ging', wenn die Großmächte lauter wirkliche Frauenzimmer wären: Frau von Ruſſia, Baronin Italia, Gräfin Britannia und ſo weiter — da würd' er ſich tummeln, unſer Waldburg. Und ich glaub', von allen europäiſchen Miniſtern machte er die beſte Politik!"

„Ich glaub's auch," ſagte Walter und lachte. „Wo blieb' dann der Bismarck! — Nun komm' ich aber morgen gewiß wieder hin. Wie das werden will, das muß ich ſehn!"

Am nächſten Abend um neun, nachdem er in einem Reſtaurant einſam zur Nacht gegeſſen und mit ſeiner heimlichen Liebe innere Zwieſprach geführt hatte — an ſo manchen Tagen ſein einziger Troſt — erſchien Walter in Felix' Wohnung und trat in

die Trinkſtube ein. Wirklich und wahrhaftig, Graf Waldburg war auch heut wieder da; die noch jugendlich ſchöne Geſtalt mit dem vornehmen, klugen, blondlockigen Kopf ſaß unter den verſammelten Stammgäſten, der Ahnfrau gegenüber, deren Augen mit einem ſonderbar ernſten, wie forſchenden Ausdruck auf ihm ruhten. Lulu ſaß neben ihm; Waldburg ſchaute aber an ihr vorbei nach der Tür, und als er Walter eintreten ſah, machte er ein offenherzig enttäuſchtes Geſicht. Gräfin Albertine fehlte heut. Er hatte gehofft, ſie komme jetzt.

„Sie ſind ganz allein?“ fragte er mit einer Art von Bosheit in der Stimme, als Walter ihn begrüßte.

„Schmach über dich!“ ſetzte Felix hinzu. „Erſt ſchwänzeſt du wochenlang, dann kommſt du und bringſt keine Gräfin mit!“

Walter entſchuldigte ſich mit ſcherzhaften Worten. Das Geſpräch war bald wieder lebendig; Ruhnow erzählte witzige Geſchichten, von denen er Hunderte in den „Gehirnſchubläden“ hatte, und Euler warf ſeine Späße dazwiſchen. „Exzellenz,“ ſagte er auf einmal über den Tiſch hinüber, „Sie haben aber merkwürdige Völker zu regieren! Geſtern abend ſitz' ich im Gaſthaus beim Bier; am Nebentiſch ſitzen ein paar junge Ungarn, ich kenn' ſie, bereits im ungariſchen Landtag, glaub' ich; ihr Vater iſt ein hochgeſchätzter Politiker. Ein norddeutſcher Schriftſteller trinkt mit ihnen. Sie politiſieren. Da hör' ich, wie er ſie fragt: ‚So ſagen Sie, meine Herren, was wünſchten und möchten Sie denn eigentlich?‘

Da antwortet der eine Magyar, in ſeinem in der Theiß gewaſchenen Deutſch, langſam und mild: ‚Wir Ungarn, wir möchten, daß auf dem Wiener Stephansplatz wieder der Pflug ginge! Weiter nichts!‘“

Graf Waldburg lächelte nur ein wenig; ſein Geſicht blieb ſonſt unbewegt. Ein kurzer Blick ging nach der Tür; es war ſeiner Herrennatur zuwider, daß eine Erwartung ihm fehlſchlug. „Was wollen Sie?“ nahm Ruhnow das Wort, zu Euler hin. „Auch die Cisleithanier ſagen die herrlichſten großen dummen Worte! Ich war geſtern abend in einer hochgräflich-fürſtlichen Geſellſchaft; als das Ringtheater aus iſt, wo Salvini den Ingomar, den ‚Sohn der Wildnis‘, zum erſtenmal geſpielt hat, kommen zwei junge Prinzen daher, die waren im Theater. Nun, fragt man ſie, wie war's? Wie hat er ihn geſpielt? Sagt das eine Prinzchen: ‚Wie er ihn geſpielt hat? Wie den Hausknecht zum blauen Ochſen!‘“

„So was Dummes gibt's ja nicht!“ rief der empörte Euler aus, dem der Humor verging. „Salvini! Ich hab' ihn den Sohn der Wildnis in Italien ſpielen ſehn; klaſſiſch! jede Gebärde, jedes Wort! Die höchſte, beſte Natur! — Dieſes Prinzenpack; entſchuldigen Sie, Exzellenz. Tommaſo Salvini iſt der größte Schauſpieler, den es gibt!“

„Dafür halt' ich ihn auch,“ ſagte Felix.

„Einverſtanden,“ warf Doktor Rabe hin.

Graf Wilhelm Schwarzbach ſtand auf. Mit ſeinem herzlichen, weichen Tenor fing er gleichſam bittend an: „Ihr Herren, das iſt ein hartes Wort. Warum

muß er gleich der Größte ſein? Ich bewundere ihn auch, und wie. Ein vornehmer, großer, echter Meiſter. Aber unſer Adolf Sonnenthal — wenn er auch nur ein deutſcher Schauſpieler iſt — vor den Ausländern fallen wir ſo gern auf die Kniee — unſer Sonnenthal iſt in ſeiner Art gewiß nicht kleiner. Seine Herzenstöne —"

„So heroiſch wie Salvini?" rief Euler. „Keinen Augenblick!"

„So heroiſch nicht; aber Herzenstöne hat er — die hat wieder kein andrer ſo. Das Herz im Leib kann er mir umdrehn. — Und Charlotte Wolter! Dieſes Götterweib! Wo haben ſie ſo ein Weib?"

„Wir ſprachen auch nicht von Weibern," rief Euler wieder. „Nur von einem großen Mann, dem Salvini!"

„Alſo gut," erwiderte Graf Schwarzbach und hob ſein Glas, ritterlich wie immer; „ich trink' auf ihn. Aber ich weiß nicht, warum für uns Deutſche immer da draußen die Größten ſind. Unſer altes Burgtheater! Mir deucht, es iſt immer noch das beſte, das es gibt. Unſre deutſche Kunſt! Sie kann auch, was die andern können; und ſie kann, was keine andre kann."

„Bravo!" rief Walter, dem der Graf jedesmal beſſer gefiel.

„Aber das beſtreit' ich ja nicht!" rief Euler. „Davon red' ich ja nicht!"

„Nun, wenn Sie das nicht beſtreiten," ſagte Waldburg lächelnd, „ſo ſchließen wir ein Kompromiß;

das ist immer das beste Ende. Wir trinken alle auf Tommaso Salvini und auf das Burgtheater, vertreten durch Adolf Sonnenthal und Charlotte Wolter."

„Ein Daniel!" sagte Ruhnow und verneigte sich mit etwas altfränkisch graziösem Humor gegen den Minister.

Alle hoben die Gläser, die Damen auch, und es wurde ein lautes, lustiges Rufen. „Salvini hoch! — Hoch das Burgtheater! Adolf und Lotte hoch!"

Plötzlich rief eine helle, fremde Stimme mit, als die andern schon nachließen. „Ah ja! Das ist gut! Unser Burgtheater!" Gräfin Albertine stand in der Tür, ungehört war sie eingetreten. Sie lächelte in reizender Freude und hob ihren rechten Arm in die Luft.

„Da ist sie noch! Da ist sie noch!" sagte Waldburg und stand auf, um sie zu begrüßen. Alle erhoben sich. Gräfin Albertine machte eine abwehrende Bewegung: „Ich bitt' schön, sich nicht stören zu lassen; hören Sie lieber einen Augenblick zu, ich hab' was zu sagen. Hinter mir, draußen, ist noch ein Gast! Er will nicht eintreten, eh' ich nicht auf ihn vorbereitet hab' und eh' die Trinkstub' nicht gesagt hat: ja, ja, nur herein!"

„Da er mit Ihnen kommt," versetzte Felix, „ist's ja selbstverständlich. Ich als der Wirt zur Trinkstube sag': Herein!"

„Wer ist's denn?" fragte Lulu.

„Eine Dame; sonst gar nicht feig, aber zu bescheiden. Eine gute Freundin von mir aus der italie-

niſchen Zeit. Jetzt kommt ſie nach Wien, und in den erſten Tagen wohnt ſie bei mir. Ich ſollt' her, wollt' ſie aber nicht verlaſſen; da endete der edle Streit mit —"

Sie hörte Felix nebenan im Eßzimmer ſprechen; er war mittlerweile hinausgegangen. „In der Trinkſtube iſt Freiheit, gnädige Frau!" ſagte ſein humorvoller Baß.

„Das hab' ich ihr auch geſagt," rief die junge Gräfin hinaus. „Sie hat aber der Freiheit nicht getraut!"

Die Dame trat an Felix' Arm herein; eine unerwartet große, ſtattliche, germaniſch blonde Geſtalt. Walter ſtarrte ſie in höchſter Überraſchung an: es war Urſula Reineke aus Itzehoe, ſeine Spielkameradin, ſeine Jugendfreundin. Sie war etwas voller, üppiger geworden, ſonſt ſo blühend, jung und friſch wie vorm letzten Abſchied. Ihr ſtand nur jetzt zu viel Röte in den Wangen, offenbar weil ſie ſich ihrer Verlegenheit ſchämte. Felix führte ſie zu ſeiner Frau, die ſchon entgegenkam; im Gehn lächelte aber Urſula nach links ihrem Landsmann zu.

„Urſula!" rief Walter.

„Walter!" ſagte ſie.

Felix' Kopf fuhr herum. „Was? Sie kennen ſich?"

„Aber ſeit zwanzig Jahren!" brach jetzt ſo herzhaft laut aus der ſchüchternen Dame hervor, daß die andern lächelten. „Wir haben uns ja geprügelt; wie oft!" — Nun ſah ſie das Lächeln und ward

wieder rot. „Entſchuldigen Sie, Frau Baronin,“ ſagte ſie gedämpft und kleinlaut zu Lulu, die ihr eben die Hand entgegenſtreckte; „nicht wahr, ich bin unverſchämt. Gräfin Friedenau ſagte nein, ich fühlte aber ja. Und bin doch gekommen. So ein dummer, rätſelhafter Widerſpruch!“

Sie blickte wieder ſeitwärts auf Walter und lächelte ihn an.

„Gott ſei Dank, daß es ſolche Rätſel gibt,“ entgegnete Felix galant. „Sonſt geſchäh' vieles Beſte nicht! — Nun ſollen Sie aber, ſobald wir Ihnen alle Guten Abend geſagt haben, zuerſt Ihren Jugendkameraden ordentlich begrüßen; denn ein Freund, mit dem man ſich oft geprügelt hat, das iſt beinah was Heiliges! — Alſo, gnädige Frau —“

„Urſula Derfler,“ ſagte ſie, da ſie merkte, er wiſſe ihren Namen noch nicht. „Verheiratet; o ja, ſehr,“ (da Felix den Kopf ſchüttelte) „ſchon lange. Drei Jahre.“

Felix ſtellte vor, nannte alle Namen. Zuletzt: „Und das iſt Ihr Walter Haßfeld, Erbauer dieſer Trinkſtube; mit dem ſollen Sie jetzt, wenn es Ihnen recht iſt, ins Eßzimmer gehn. Wenn Sie beide feſtgeſtellt haben, daß Sie ganz anders geworden und doch noch die alten ſind, dann kommen Sie wieder!“ Er ſchob Walter zur Tür und bat Urſula durch eine ſeiner heiter eleganten Bewegungen. Sie traten ins Speiſezimmer; Felix ſchloß hinter ihnen die Tür.

„Urſula!“ ſagte Walter, ihre beiden Hände nehmend. „Ich ſtaune. Du biſt noch ſtattlicher —“

„O weh!“

„Nein, ſo mein' ich's nicht. Du biſt noch — ſchöner geworden. Der reine Frühling!“

„Na, na, na!“ — Sie lächelte ihm wieder zu; ihre Augen ſtrahlten. „Und denk' dir, eben dacht' ich auch ſo was Schönes von dir. Du kommſt mir ſo — vervollkommt — wie ſagt man das — ſo — ſo geadelt vor. Aber das iſt ja wohl das erſte Mal, daß wir uns Schmeicheleien ſagen; haben's wohl noch nie getan!“

Walter ſtand wie im Traum. In Urſulas Sprechen war viel Heimatklang geblieben; den hatte er hier in Wien noch nicht ſo gehört. So ſah hier auch niemand aus wie ſie. Eine junge Thusnelda, dachte er, aus Cheruskerland! Die breiten Schultern — nicht zu breit —, die hohe Wölbung der Bruſt, des Buſens, alles von Kraft erfüllt; die lichten Farben, die ſtrahlende Geſundheit — alles war geblieben. Nur die zu grade Haltung nicht; die Geſtalt war jetzt ſo frei wie ſchön.

Treuherziger blickte auch kein Menſch als ſie. Und ihre Augen ſtrahlten ſo fort; er wußte nicht, warum.

„Wie kommſt du nach Wien?“ fragte er, immer noch ihre warmen Hände haltend.

„Das will ich dir ſagen; und dann gehn wir wieder zu den andern — denn nun weiß ich, wie du ſprichſt und wie du zu mir biſt, und alles. Wenn ich nicht gehofft hätt', du wärſt hier, ſo wär' ich ja nicht ſo frech geweſen, als ſtockfremder Menſch mit

herzugehn! — Ich wollt' dich aber wiederſehn. Mein Mann, Guſtav Derfler, hat leider ſo viel Geld, daß wir gut davon leben können; darum ſind wir bis jetzt ſo viel gereiſt und er hat ſo wenig getan. Jetzt ſoll's aber losgehn; er hat mir's verſprochen. Eine Geſellſchaft hat ihn unter ihre Flügel genommen, er ſoll hier in Öſterreich Bahnen bauen helfen. Wir ziehn alſo nach Wien! Mein Mann wird aber viel draußen ſein, wird wohl ganze Vierteljahre in Linz oder Sankt Pölten wohnen oder — ich weiß nicht wo. Und ich dann wohl mit. Ob ich hierher paſſ', zu den Öſterreichern? — Na, man wird ja ſehn. Wie Gott will. — Warum guckſt du mich ſo an? Was denkſt du dir?"

„Ich war eben weit, weit weg."

„Was? Während ich mit dir ſprech'?"

„Ja; aber mit dir. In Itzehoe, und in Blankeneſe, an der Elbe. Und auf dem Platz mit der abgebrannten Kirche, weißt du; wo ich ſpäter die neue gebaut hab'." — Walter lächelte ſie an, wie vorhin Urſula ihn. „Biſt du noch ſo ſtark?"

Sie hob den Kopf mit drolligem Stolz, dann blickte ſie das Zimmer entlang. „Sag nur, wo du liegen möchtſt."

„Oho!"

„Bitte, fühl die Muskeln!"

Sie hielt ihm ihren Oberarm hin. Er umſpannte ihn. Der Arm war ſchön gerundet, aber feſt, voll geſpannter Kraft. Walter ſpitzte die Lippen und hob die Brauen, in ſcherzender Bewunderung.

„Und wann kann ich dich beſuchen?“ fragte er dann.

„Ach, noch lange nicht! Jetzt werd' ich herumrennen den ganzen Tag. Guſtav iſt nicht hier. Wenn er kommt, ſo gehn wir wohl gleich ins Gebirg, ich weiß nicht wohin. Erſt im Herbſt werden wir Wiener; jetzt ſuch' ich die Wohnung, und die Sachen. Gräfin Friedenau — ein Engel vom Himmel! — die hilft mir. So, nun laß uns zu ihr und den andern gehn. Ich dank' dir, daß du ſo lieb und gut zu mir biſt; ob er wohl doch etwas hochmütig geworden iſt? hab' ich bei mir gedacht. Da du jetzt ſo vornehm lebſt — unter den Blaublütigen —“

Sie ſprach nicht aus, was ſie ſonſt noch dachte.

„Unſinn! — Beinahe hätt' ich dir eben was geſagt wie in alten Zeiten —“

„Dumme Gans?“

„Na, ungefähr. — Ich leb' mit Menſchen — die mir gefallen —“ er deutete auf die Trinkſtubentür: „zum Beiſpiel mit denen da.“

Sie nickte: „Ja, das iſt wohl ſchön. — Alſo gehn wir hin. Ich hab' dich wiedergeſehn!“

Sie drückte ihm die Hand, mit Kraft und doch weich. Darauf ſchritt ſie voran — eine Prachtgeſtalt — und öffnete die Tür. Drinnen ſtand Graf Waldburg zwiſchen der jungen Hausfrau und der Gräfin Albertine; er hatte von jeder eine Hand, und ſeine blauen Erobereraugen, jetzt voll Heiterkeit, gingen von einer zur andern. Walter mußte unwillkürlich

an Euler denken, der ihn mit dem weiſen Salomo verglichen hatte; „ziehn Sie meinetwegen fünfhundert ab!“

* * *

Der Sommer, der die Großſtädter auseinanderſtreut, trug auch die kleine Geſellſchaft der Trinkſtube und die große des Hochadels fort und ſetzte ſie hier und dort auf Bergen, Wieſen, Wanderſtraßen, an Seen, Wäldern und Wirtshäuſern nieder. Fürſtin Elfriede hatte eine Villa am Traunſee gemietet, ziemlich weit von dem geräuſchvollen Gmunden, ſüdlich von Ebenzweier, dem Traunſtein gegenüber; mit einer Terraſſe am See, mit Schiffshütte und Badehütte. Dort wohnte ſie mit einer Freundin, die ſie zu längerem Beſuch eingeladen hatte, der Gräfin Hiller, einer kränklichen und ſtillen Frau. Der Fürſt, Elfriedens Gemahl, erſchien nur von Zeit zu Zeit und auf einen Tag; er lebte auf den Gütern, denen er im Sommer „das Auge des Herrn“, wie er gerne ſagte, zugewendet hielt; er liebte die Landwirtſchaft und glaubte ſie auch zu verſtehn. Die Fürſtin, mit den Kindern, hatte, was ſie wünſchte: Freiheit von den geſelligen Pflichten, ſchönen Frieden, nur zuweilen durch Beſuche aus Gmunden unterbrochen, befreundete Unterhaltung, wenn ſie wollte, auch unbeachtete Einſamkeit, wenn ſie wollte (Gräfin Hiller ging früh zu Bett), und an einem der ſchönſten Seen die Reize der Natur.

Weiter nach Süden, eh' man nach dem romantiſchen Traunkirchen kommt, liegt das „Gaſthaus am Stein", nur durch die Fahrſtraße vom See getrennt; mit zimmergroßen, gedeckten Balkonen und tiefſchattigem Garten, unter deſſen Bäumen man ißt und trinkt. Hier hat man den ſchönſten Blick auf Traunkirchen; auch die mächtigen Berge, die drüben jäh aus dem Waſſer aufſteigen, zeigen ſich in großer Pracht. Walter hatte ſich in dieſem Gaſthaus angeſiedelt, allein; er hatte auch nur wenigen Menſchen verraten, welche Sommerfriſche er gewählt. Ein Ruderboot, das er monatsweiſe mietete, war ſein einziger Kamerad; mit dem zog er zuweilen halbe Tage auf den See hinaus, in alle Buchten und Winkel hinein. Er vermied es, nach Gmunden zu fahren, das auch für einen Ruderer weit entfernt war; die vielbeſuchten Wohnſitze der Menſchen ſuchte er nicht auf. Dagegen quer über den See, zu den Echofelſen, die ihm jedes Liebkoſungs- oder Schimpfwort mit märchenhafter Treue zurückwarfen, zu den hervorbrechenden Schluchten, den Uferhöhlungen ruderte er faſt jeden Tag. Oder er trieb ſein kleines Schiff in den Schilf am niedrigen weſtlichen Ufer hinein, ließ es raſten, träumte, horchte auf den Vögelgeſang, ſah den goldiggrünen oder zartblauen Libellen zu, die im Schilf allein oder zu zweien ihr anmutig flatterndes Weſen trieben.

Zu zweien ... Dazu kam dann wohl auch für ihn die Zeit. Wenn irgend eine unſcheinbare Botſchaft ihn im Lauf des Tags gefunden hatte, ging

er nach dem Nachtmahl noch wieder zu der Schiffshütte, in der ſein „Schinakl" lag, ſchloß es los und fuhr auf den See hinaus. Zuerſt ruderte er eine gute Weile nach drüben zu; dann lenkte er ſein Boot gen Norden und führte es allmählich an das weſtliche Ufer, das flache, an dem hier und da eine Villa lag. Es blitzten wohl auch noch Lichter aus den Häuſern zwiſchen den Bäumen durch; in die milde Nacht hinein wachten die Menſchen noch. Walters Fahrzeug trieb langſam, geräuſchlos, faſt unhörbar dahin. Er wartete auf ſeine Zeit. Endlich kam eine ſanfte Buchtung, die er auch beim ſchwächſten Dämmerlicht erkannte; in die glitt er hinein. Und nun ſchlug ſein Herz ...

Wie oft hatte er in den allererſten Jünglingsjahren von ſo einer Nacht phantaſiert! Ruderfahrt auf einem wunderſchönen See, allein. Terraſſen, Gärten, Villen am Ufer. Muſik. Helle Gartenzimmer. Steinerne Treppen führen hinauf. Blumendüfte ſchweben. Schlanke Mädchengeſtalten, mit Roſen geſchmückt, in hellen Gewändern, treten in die Tür; lehnen ſich an, träumen in die Nacht hinaus; ſingen leiſe; verſchwinden wieder. Der Mond verſinkt. Es dunkelt tief. Die Fenſter leuchten nicht mehr. Nichts bewegt ſich mehr; nur das Waſſer ſpielt noch leiſe an den Terraſſen, am Boot, wie im Traum. Es iſt, als ſtünde das Leben nun ſtill. Aber dort — noch eine Villa — und ein letztes Licht. Und in die offene Tür da oben, über der Ufertreppe, tritt ein weißer Schein. Das iſt eine Frau — die ſchönſte Frau

— im langen weißen Kleid. Sie geht langſam die Stufen herunter, wie ein holder Geiſt. Und er, der Jüngling, rudert leiſe an die unterſte Stufe, unter der das Waſſer ſpielt. Er ſteigt aus; die ſchönſte Frau liegt in ſeinen Armen ...

So und ähnlich hat er einſt geträumt. Jetzt iſt es ihm wie ein Traum: er l e b t's! In der ſanften Bucht lenkt er unhörbar, faſt auch unſichtbar auf den Ufergarten einer ſchwachſchimmernden, lichtloſen Villa zu. In der Tür erſcheint eine Geſtalt; erſcheint? Man kann's kaum ſo nennen; denn ſie iſt vorſichtiger als die Frau in Walters Jünglingsphantaſie, ſie hat ſich in einen dunklen Mantel gehüllt. Aber Walter errät ſie doch. Sie erſpäht auch ihn. Wie ein Schatten bewegt ſie ſich langſam vorwärts, auf die kleine Waſſertreppe zu, die ſie ſo gut kennt. Und dort wartet ſie nicht auf ihn, auch das iſt hier anders: ſie ſteigt in das Schiff zu ihm. Er ſtößt leiſe ab. Erſt wenn er weiter draußen anhält, vom Garten der Villa nicht mehr zu ſehn, durch den hohen Schilf gedeckt, in den ſich das Boot hineingeſchlichen, erſt dann, neben ihm ſitzend auf der Bank, wirft ſie ſich an ſeine Bruſt und verzaubert ihn mit ſüßen Worten und mit heißen Küſſen.

Solche Nächte im Kahn, im Schilf kamen, ſo oft Elfriede ihm ſicher melden konnte: es geht! es kann ſein! Und hatte er einmal länger darben müſſen, ſo überſchüttete ſie ihn umſo zärtlicher, wie abbittend für die verlorenen Tage, mit Liebe und Glück. Es war dann, als hätte Gott ſie nur zum Lieben ge-

ſchaffen ... Walter ſtaunte oft im ſtillen, während ſie in ſeinen Armen lag, wie unerſchöpflich das Verlangen ihrer Seele nach Zärtlichkeit, nach holden Worten, nach dem Rauſch des Gebens und Nehmens war. Als hätte ſie all die Jahre ſeit dem erſten Sehnſuchtstraum in der Zelle eines ſeelenloſen, alten, grämlichen Zauberers gelebt und gefaſtet, und all die eingefangenen Wünſche, Triebe, Gluten brächen nun erſt wie die Geiſter aus der entkorkten Wunderflaſche hervor. Ja, ihre Schweſter hatte wohl recht: „Es iſt ein Schatz von Liebe in ihr, der wohl unermeßlich iſt!“ Walter fühlte oft und allmählich mehr und mehr, daß ſie reicher war: daß ſie heißer und länger glühte als er, unerſättlicher. Wenn über ihn kühlerer Frieden kam, wogte es noch in ihr. Ihn hatte nie jemand gefangen gehalten, er hatte nie ſo wie ſie mit den Flügeln geſchlagen und in Qualen entbehrt. Und doch, und doch, dachte er, wenn dieſes Gefühl ihn drückte, wenn er ſich neben ihr arm und fiſchkühl erſchien, wenn ſich gar eine Bangigkeit über ihn legen wollte, die er nicht verſtand, — und doch iſt ſie mein höchſtes Glück! meine Seligkeit! So eine Poeſie des Lebens kann mir nie mehr kommen!

Eines Abends, als wieder die Botſchaft ausgeblieben war, die ihn zur „Seligkeit“ rief — der Fürſt war in der Villa eingetroffen, er hatte ſogar Gäſte mitgebracht — fuhr Walter vor dem Nachteſſen noch einmal auf den See hinaus, von Unruhe und Ungenügen getrieben; der Tag ſank übrigens auch beſonders ſchön, verklärt in die Dämmerung

hinab. Er ruderte diesmal am Ufer seiner Bucht entlang, an der felsigen Zunge von Traunkirchen vorbei und in den südlichen, schmaleren Teil des Sees hinein, der, ganz von hohen Felsen ummauert, während im Norden die Gestade immer sanfter werden, bei Ebensee als Traunfluß endet, oder eigentlich seinen Anfang nimmt. Traunkirchener Boote schwammen noch hier und da auf der überschatteten Flut; von den östlichen Bergen fiel noch ein Abendschein auf den unbewegten Spiegel. Die Luft ging leise, angenehm kühl; wie unsichtbare Ströme zogen warme Streifen hindurch, von den tagüber besonnten Felsen und Schluchten her. Was rudert da für eine große Gestalt? dachte Walter; eine Dame, allein? Wohl ein Traunkirchener Sommergast? der wie ich vor seiner Einsamkeit noch aufs Wasser flieht? — Die kraftvollen, aber anmutigen Bewegungen der Arme fielen ihm ins Auge. Er ward neugierig und ruderte unauffällig, im Bogen, auf die Einsame zu. Plötzlich hörte er einen hellen Laut, der wie Lachen klang; es konnte auch Freude sein. „Walter Haßfeld!" hörte er darauf eine wohlbekannte Stimme rufen.

Es war Ursula Dersler, wie er nun sah; der große, breitrandige Hut hatte ihm das Gesicht verdeckt. Er erstaunte fast ebensosehr wie damals in der Mohrschen Trinkstube; wie kam sie hierher? — „Ursula!" sagte er zuerst nur und starrte sie an, immer näher rudernd. „Du bist's!"

„Du wunderst dich wohl sehr," erwiderte sie, mit

großen Augen. „Ich auch. Von wo ſchwimmſt du denn her? Wohnſt du hier am See?“

Er deutete nachläſſig hinter ſich: „Ich treib' mich da in der Ecke hinter Traunkirchen herum. — Aber du? So ſpät am Abend allein auf dem Waſſer? Wohnſt du in Traunkirchen?“

Urſula ſchüttelte den Kopf, ſie wies gegen Süden hin, die Augen immer feſt auf ihm.

„In Ebenſee?“

„O nein. Um Gottes willen! Da iſt der Bahnhof, und die Saline, und all das Zeug; lauter Proſa. Nein, gleich daneben in Rinnbach haben wir unſer Quartier; da iſt's fein, gemütlich. So recht ländliche Häuſer, dicht am Wald. Jeder hat im Wald ſeine Bänke und ſeinen Tiſch. Lauter fidele Leute; Burgſchauſpieler, Segelſporter, arme, vergnügte Idealiſten, und wir. Baron Mohr und ſeine Frau wollen auch noch kommen. Wußteſt du das nicht? Biſt du ſo heraus aus der Welt? — Warum ſchauſt du ſo?“

„Du als Schifferin, allein im Boot — ich hab' dich noch nie ſo geſehn. Es ſteht dir ſo gut. Germania zu Waſſer! — Alſo von Rinnbach her allein?“

Sie ſah halbverächtlich zurück: „Es iſt ja nicht ſo weit. Meine Muskeln, weißt du! — Ich fahr' ziemlich oft allein, weil ich meiſtens Strohwitwe bin; mein Mann hat in Wien zu tun, und wenn er auf ein paar Tage kommt, ſo will er immer auf die Berge hinauf. Er hat die Kletterkrankheit gekriegt! — Da nehm' ich mir denn gern ein Boot, beſonders

wenn's ein ſchöner Abend iſt, rudere an den Felſen hin, auf dem wundervoll grünen See, werde ſentimental, deklamiere Verſe, träum' von allerlei — zum Beiſpiel auch von Walter Haßfeld — und mach' mir ſo einen guten Tag."

Sie lächelte, in ihrer großen, friſch freien Art; wie Thusnelda! dachte er.

„Alſo auch von mir wird geträumt?"

„Kommt vor. Von den alten Zeiten. — Es ſcheint übrigens, du wunderſt dich, daß ich ſo ſpät ſo allein auf dem Waſſer lieg'? Mir tut keiner was. Und was ſie vielleicht denken, das iſt mir gleich. Ich tu' nichts Böſes."

Walter nickte ihr zu: „Ich weiß ja; auch Urſula Reineke dachte ſchon ſo. Und das gefiel mir ſo an dir. Überhaupt — mir gefiel ſo viel an dir. Hab' ja ſchon als ganz junger Burſch eine hölliſch große Meinung von dir gehabt, obwohl du noch ein Backfiſch warſt; und — — Du biſt alſo meiſt allein im Haus?"

„Ach nein, das doch nicht. Ich hab' ja die Gräfin Albertine bei mir! Ja, die Friedenau; ich weiß nicht, was ſie an mir hat; ſie mag mich aber leiden, wahrhaftig. Und eines Tages — ich hatt' ihr geſchrieben, wie ſchön's hier wär' — da kommt ſie angefahren: ‚du haſt Platz, ſagſt du, ich hab' Sehnſucht nach dir, ich bleib' bei dir!' Und nun wirtſchaften wir gemeinſchaftlich. Ja, wir nennen uns jetzt du! Sie hat ja für keinen Groſchen Adelsſtolz;" Urſula lächelte: „und mein Bürgerſtolz hat ſich drein

ergeben. Wir ergänzen uns auch ſo gut. Sie iſt ein Engel vom Himmel — wie ich dir ſchon ſagte — und ich bin ein rechter Erdenkloß, ganz kompakt, ganz von Mutter Erde!“

Walter ſchüttelte den Kopf. „Machſt du dich ſchon wieder ſchlecht? Das tatſt du *auch* immer gern; gefiel mir aber *weniger* gut an dir.“

„Nun ja, guck mich doch an: ſeh' ich nicht furchtbar bürgerlich aus? ſo recht ‚derbgefügt‘? Das mußt *du* doch ſehn, der jetzt ſo viel mit den Blaublütigen lebt; den die großen, ganz großen Damen mit ihrer Huld — —“

Walter machte eine kurze, zuckende Bewegung; es entfuhr ihm ſo.

„Ach, verzeih,“ ſagte ſie raſch; „ich red' Unſinn — ich weiß ja nichts. Es läuten nur die Glocken ſo. Nein, nein, nein, ſei ruhig; ich war wieder eine ‚dumme Gans‘ wie früher, aber ich ſag' nichts mehr. Prügeln könnt' ich mich!“

Er lächelte wieder.

„Tüchtig durchprügeln könnt' ich mich! Da ſieht man ſich einmal wieder — nach Ewigkeiten — auf dem ſchönſten See, in der ſchönſten Abendſtunde — und die dumme Gans fängt wie eine rechte Kleinſtädterin an zu kohlen und zu klatſchen. Nimm's nicht übel, Walter! Ich geh' in mich und beßre mich! — Ach, ſo möcht' ich mich nicht von dir trennen; das iſt doch zu dumm. Aber es wird ja ſtockendunkel, ich muß nach Haus.“

„Wir trennen uns ja auch nicht,“ ſagte er gemüt-

lich, indem er wieder nach ſeinen Rudern griff; er hatte ſie inzwiſchen, wie Urſula, in ihren Haltern hängen laſſen. „Wenn's dir recht iſt, begleit' ich dich, bis zu deinem Landungsplatz."

„Was?" Sie riß die Augen auf. „Du willſt mich begleiten? Den ganzen Weg?"

„Ich möchte."

„Dann kommſt du ja ſo ſpät nach Haus?"

„Immer noch früh genug."

„Walter! Nachdem ich ſo — albern geredet hab'?"

„Ach du Kind. Jetzt ſag' ich wirklich: du dumme Gans. Ich werd' doch der Urſula Reineke nichts übel nehmen; übrigens hab' ich auch nichts gehört. Nimm du nur deine Ruder, oder Riemen, und fahren wir nebeneinander im Takt drauf los."

„Walter —"

„Ja, ſchon gut!"

Er begann zu rudern; ſie auch. Er ſah ihr zu, nichts ſtand ihr beſſer als das; die herrliche Geſtalt kam zu ſchönſter Wirkung. So dunkel war es doch noch nicht, daß er nicht den Reiz jeder Bewegung — ſo nah Schiff an Schiff — empfinden konnte. „Urſula!" ſagte er. „Schau, wie gut das iſt! Wir zwei auf dem Gmundner See. Das Leben wird doch manchmal zum Märchen; was? Mit kleinen Papierſchiffen und Holzſchiffen haben wir auf Pfützen geſpielt; denn wenn ich auch älter war, ich blieb ſo lang' ein dummer Jung'. Jetzt ſpielen wir hier mit g r o ß e n Schiffen, zwiſchen hohen Bergen, von denen

wir damals nur 'ne kindliche Ahnung hatten. Und wir ſind uns ſo fern und ſo fremd geworden, und ſind uns doch noch immer gut."

„Biſt du mir noch gut?"

„O ja. Merkwürdig gut! — Ich hab' auch das Gefühl — und das iſt ſo eigen, ſo ſonderbar — als kennt' ich dich jetzt viel beſſer als damals; und hab' dich doch ſo lang' nicht geſehn. Weißt du, wie ich's meine? Mir iſt, als wärſt du damals nur gemalt geweſen und ich ſäh' dich jetzt plaſtiſch, rundherum. Deine Eigenſchaften; alles, was mir damals an dir gefiel oder nicht gefiel. Ach, was red' ich da von ‚nicht gefiel'! Das war meine Grünheit; jugendliche Einfalt. Man will alles ſo oder ſo! Bei dir hängt aber alles gut und organiſch zuſammen; das fühl' ich jetzt; hab's noch nie ſo gefühlt. Soll nur alles ſo bleiben, wie's iſt. Ein Prachtſtück. Urſula Derfler — nein, für mich Urſula Reineke!"

Sie hörte auf zu rudern; er dann auch. Er ſah, daß etwas Naſſes in ihren Augen blinkte. „Was haſt du?" fragte er. „Weinſt du?"

„Ach, ich wein' ja nicht. Freude! — Die große Freude, daß du ſo gut zu mir biſt. Und wie ſprichſt du von mir! Und ich hatt' manchmal gedacht, du wirſt — — O Walter, ja, nun kann ich dir's ſagen, kann dir alles ſagen." Ein Schein von Lächeln ſchwebte über ihr Geſicht: „Nun ſag' ich dir meinen Brief!"

„Einen Brief?"

„Ich hab' dir ja jahrelang einen Brief ſchreiben

wollen; es wurd' aber nie was draus. ‚Germania zu Waſſer' ſagſt du; die Germania kann aber ſo feig ſein, das glaubſt du nicht! — Nun biſt du aber ſo rührend gut. Und dann, jetzt kann man ſo ſchön von allem reden: ich bin eine verheiratete Frau, und du — — Kurz, das liegt ſo hinter uns. Ich hab' nämlich immer — — Wir müſſen aber weiter fahren, ſonſt kommſt du nie mehr nach Haus!"

Sie zog die Ruder wieder durchs Waſſer; er auch. Er hielt ſich ihr ſo nahe, wie's ging.

„Ja," ſprach ſie weiter, „ich muß alſo erſt etwas zur Erklärung ſagen, warum auch nicht: ich war dir immer mächtig gut. Das heißt, nicht ſo, wie's gewöhnlich iſt: ich verlieb' mich in dich, verlieb' du dich auch, und werden wir dann ein Paar! Nein, daß wir ein Paar werden könnten, das hab' ich wohl nie gedacht: oder höchſtens in der erſten Dummheit. Ich hatt' immer das Gefühl, weißt du: der iſt ſo anders als die andern, der hat was Beſondres im Kopf und im Herzen, der will hoch hinauf. Und ich kam mir ſo vor wie ein Bauernapfel. Und ich weiß noch, als ich das zuerſt bei Shakeſpeare las, in ‚Viel Lärmen um nichts', wie mir das gefiel: der Prinz fragt Beatrice im Scherz, ob ſie ihn zum Mann haben will? Und ſie antwortet: Nein, gnädiger Herr, oder ich müßt' noch einen zweiten für die Werkeltage haben können. Eure Hoheit iſt zu koſtbar, um ſie alle Tage zu tragen! — Das bezog ich damals gleich auf dich. Und als du dann endlich fort warſt, ganz fort — ich blieb

ſo erbärmlich allein zurück — ich hab' auch geweint, das geſteh' ich dir. Aber ich hatt' meine ſtille Schwärmerei für dich, das war doch was Schönes. Ich hörte von dir und kriegte Grüße von dir, und hörte, wie du in die Höhe kamſt und wie ſie dich draußen hochſchätzen lernten, und ich freute mich, und mir war, als lebt' ich doch immer mit!"

„Gute Urſula —"

„Laß nur; jetzt kommt's. Als wir uns damals bei Mohrs wiederſahen und von Holſtein ſprachen, da kamſt du auch auf den Platz mit der abgebrannten Kirche, wo du ſpäter die neue gebaut haſt. Von der will ich reden! Ich las davon in den Zeitungen: das erſte Werk des jungen Meiſters; und es hätt' dich ſofort berühmt gemacht. Und ich, kannſt du dir denken, gleich keinen andern Gedanken als: hin! Ich fuhr auch am nächſten Sonntag auf der Eiſenbahn hin. Ganz allein. War dann zweimal in der Kirche; Nachmittags beim Gottesdienſt, Abends mit der Küſtersfrau; die ſchickt' ich aber fort. Himmliſch einſam war's! Und ich ſtand und ging und ſaß; und ſah zum erſten Mal eine Kirche, eine wirkliche, lebendige Kirche; denn ſo hatt' ich noch keine geſehn. Dein Werk! Walter Haßfelds Werk! So wunderbar feierlich und edel und ſchön und harmoniſch alles. Nirgends bunt, und doch alles farbig. So ſchlicht und doch ſo belebt. Lach mich nicht aus; ich bin ja kein Kenner; aber ich hab' doch ein Gefühl davon. Und mir wurd' ſo heilig zu Mut! Der iſt nun noch ſo jung, dacht' ich, und hat das geſchaffen; das kann

keiner, der ſo wie die andern iſt, in den Tag hineinlebt, fürs Vergnügen oder fürs Erwerben; das kann nur einer, der 'ne hohe Andacht hat vor der Kunſt und vor Gott! Und dann hab' ich geweint, vor Glück. Und hab' da geſeſſen, bis es dunkel wurd'. Und hab' mir in meiner ſeligen Verrücktheit gelobt: wenn ich ihn einmal wiederſeh', und wir ſind allein, dann küſſ' ich die Hand, die das gemacht hat!"

„Urſula —!"

„Ich hab' mir's gelobt, bei Gott. Ach, ich hab' noch mehr getan. Hab' mir damals feſt vorgenommen, ich ſchreib' dir einen langen Brief, darin ſchildere ich dir dieſe meine ſchönſten Stunden und dank' dir für dies große Glück. Iſt dann doch nie geſchehn! Du warſt auf Reiſen, Gott weiß wo; kamſt dann in die große Welt, immer mehr und mehr; und wurd'ſt mir ſo fremd — ſo unheimlich fremd — als wärſt du auf dem Mond. Und ich ſelber, die ſelige Verrückte, ich war mittlerweile vernünftig geworden: brauchſt 'nen Halt, du törichtes Kind, eine Führung brauchſt du, allein bleiben iſt dir nicht geſund. Und er wollte mich durchaus und ich nahm ihn endlich. Wir vertragen uns auch recht gut. 's iſt ſo ein anſtändiger, braver Menſch. Mit der Führung, das iſt allerdings nur ſo ſo: meiſtens führ' ich ihn. So viel kann ich, Walter. Es geht! — Ach, und nun hab' ich dich wieder, den Stern. Als wärſt du hinter Wolken geweſen und hervorgekommen. Und als hätt' ich dich noch nie ſo leuchten ſehn; ſo gut warſt du noch nie!"

Walter lächelte. Warum lächelte er denn? Um ſeine Bewegung zu verbergen? Ihm war wunderbar zu Mut. Tiefe Freude, Rührung, Andacht . . . „Du biſt gut," ſagte er nach einer Weile. „Was hab' ich denn getan, als mich an dir gefreut? — Alſo nun haſt du ihn mir geſagt, den Brief. Was man alles erleben kann! Da ſitzt dieſe Urſula! — — Was willſt du?"

Sie zog auf ſeiner Seite ihr Ruder ein und näherte ſich ſeinem Boot. „Bitte, nimm auch das Ruder weg," antwortete ſie mit einem kühnen Lächeln, das dann aber mädchenhaft verlegen ward. „Wir kommen nun Rinnbach ſo nah. Du haſt ja gehört, was ich mir gelobt hab'; das ſoll aber doch kein andrer ſehn."

„Du willſt mir die Hand küſſen?"

„Ich muß ja doch. Wär' dir's recht, wenn ich mein Wort nicht hielt'? — Mir wär's nicht recht. Brauchſt dich auch nicht zu ſchämen, daß man dir die Hand küßt; haſt die Kirche gebaut. Und ich ſchäm' mich nicht."

„Muß es denn die Hand ſein, Urſula? Lieber, wie gute alte Freunde, den Mund!"

„Wär' dir das lieb, Walter? — Wie ſüß er nickt. — Ach, einen Freundſchaftskuß, nach ſo einem Wiederſehn, geb' ich dir ja gern. Aber erſt die Hand! Das hab' ich gelobt!"

Sie lagen nun Boot an Boot. Er zuckte die Achſeln, dann hielt er ihr die Hand hin; „nein," ſagte ſie, „nicht die linke: die rechte! Die hat's doch gemacht!" Sie ergriff ſeine rechte Hand und drückte ihre Lippen darauf.

Jetzt nahm er sie an den Armen, mit beiden Händen; die schon schiefliegenden Boote senkten sich noch tiefer gegeneinander. Er suchte und fand ihren Mund. Eine schöne, duftige Wärme legte sich an ihn. Ihre überraschend weichen Lippen blühten ihn an wie Blumenblätter. Etwas Unerwartetes durchrieselte ihn. Länger, als er gedacht, gewollt hatte, und mit einem andern Gefühl drückte er Mund auf Mund.

Endlich zog sie sich zurück, machte sich los; eine Weile hatte sie noch geduldig, willig stillgehalten. Sie sah ihn verwundert und geängstigt an.

Es dauerte nicht lange; sie lächelte wieder. „Das war ja beinah ein unmoralischer Kuß," sagte sie wie in harmloser Heiterkeit. „Die Freundschaft macht's sonst kürzer; nicht?"

Er antwortete nicht. Sie ruderten wieder; Ursula jetzt mit aller Kraft. Sie sprachen beide wenig mehr, abgerissene, nichtsbedeutende Worte; dann stießen die Boote ans Land.

Ursula stieg aus. „Ich dank' dir nochmals für alles Gute," sagte ihre herzliche, frische Stimme. „Diesen Abend, den vergess' ich nicht. Du Armer, komm du nur bald nach Haus!"

„Auf Wiedersehn!" entgegnete er. „Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Sie übergab ihr Schiff einem alten Mann, der am Ufer stand. Dann verschwand sie mit raschen Schritten in die Nacht hinein.

* * *

Für Walter kamen nach dieſem Abend wunderliche Tage. Die Berge hier, die Felſen, der See waren ihm wieder fremder geworden, ſo erſchien es ihm; die heimatlichen Ebenen, die lebendigen Hecken, die tiefen Wolken, die jungen Träume, das alles war wieder herangerückt. Aus dem Weltmenſchen war er wieder zum Holſteiner geworden; — oder was war ihm ſonſt geſchehn? — So hängt ſie an mir? dachte er, wenn er ziellos und willenlos im Boot auf dem Waſſer ſchwamm. Hab' ich das denn nie ſo gewußt? oder nur vergeſſen? — Eigentlich hab' ich's wohl gewußt. Wie wunderbar viel man vergißt — wenn man ſo jung und ungeſtüm in die Welt hineinſtürmt, immer nur vorwärts, vorwärts will; was hinter einem liegt, das liegt! Ich wußte ja, ſie war mir gut. Ich ihr auch. Und wie! Manchmal ſehr verliebt. Aber das war mir ja alles Unſinn: nur fort, nur hinaus, ins Leben; werden, werden! Von all dieſen Kindereien und Ketten los!

Und draußen ward er's dann los; und ganz . . .

Soll ich ſie wiederſehn? fragte er ſich. Jetzt? in Rinnbach? — Sie hat nichts geſagt. Nachdem ihr das von den „ganz großen Damen" und der „Huld" entfahren war — wie rührend rot ward ſie dann! eine Pfingſtroſe! — da hütete ſie ſich offenbar vor jedem Wort, das wie eine neugierige Frage ausſehen konnte: wo und wie und mit wem lebſt du denn nun hier? Nicht einmal nach meinem Wirtshaus hat ſie gefragt. Nichts als „Gute Nacht!" Als wär' mein Boot ein Schnellzug, mit dem ich nur eben vorüber-

fuhr. Gute Urſula! — Nein, ich verkriech' mich nicht. Nein, die alte Freundſchaft — die mir dieſen Kuß gegeben hat — die verleugn' ich nicht. Will ſie auch einmal bei ſich ſelber ſehn; in ihrer eigenen Luft. Nach Rinnbach! Ich werd' kommen ...

Es gingen aber doch noch Tage hin, eh er ſich entſchloß. Ein ſonderbares Zögern lag ihm auf der Seele, lähmte ihm den Willen. Endlich ſtieg er zu ſeinem Bahnhof hinauf, fuhr nach Ebenſee. Von da ſchlenderte er zu Fuß nach dem nahen Rinnbach. Er erfragte das Haus, in dem Frau Derfler mit der Gräfin Friedenau wohnte; es war faſt das nächſte, am Wald. Er trat ein. Die beiden Damen ſaßen im Zimmer, da es regnete. Urſula nähte, Gräfin Albertine las. Ein kleiner, unanſehnlicher Raum; draußen das naſſe Grau; auf den Geſtalten und Geſichtern ein fahles Licht. Es war ein recht proſaiſches Idyll, in das er kam; welch ein Gegenſatz gegen den Abend auf dem See, wo Germania ruderte! Germania ſah heut „bürgerlich" aus, diesmal hatte ſie recht. Er fühlte an ſeiner tiefen Verwunderung, wie anders er ſie in der Seele hatte; in dieſem Augenblick wäre er gern wieder umgekehrt.

„Walter!" ſagte ſie, von Freude ſtrahlend und ſogleich verſchönt, indem ſie ihm entgegenging. „Du kommſt alſo wirklich!"

„Du haſt mich auf der Reede von Traunkirchen beſucht," entgegnete er ſo heiter wie möglich; „nun mach' ich dir meinen Gegenbeſuch."

Sie lächelte ihn dankbar an. Auch die Gräfin

Albertine war herangetreten; ſie ſtanden nun beide vor ihm, die zarte und die große Geſtalt, er konnte ſie ſo recht nebeneinander ſehn, wie verſchieden und wie verwandt ſie waren. Beide ſo offene, gute, redliche Geſichter; in beider Augen dieſer freie Blick. Es ſtand ihnen auf die Stirnen geſchrieben, daß ſie unerſchrocken dachten, ſich vor keiner Wahrheit fürchteten. Neben Urſula erſchien die Gräfin feiner, ariſtokratiſcher; man ſieht ihr den Adel wohl an, dachte Walter. Das war aber, ſozuſagen, Nebenſache bei ihr; während an der Fürſtin Elfriede alles gleichſam einen ariſtokratiſchen Duft ausatmete, fühlte man bei Albertine mehr: das iſt ein echter, richtiger M e n ſ ch!

Das Grau des Tages verging ihm, ein gutes, warmes Geſpräch entſtand. Ihm ward wieder wohl... Es dauerte nicht lange: plötzlich trat Herr Derfler ein, von dem noch niemand geſprochen hatte. Ein noch jugendlicher Mann von mittlerer Größe, gedrungen, aber gutgebaut; das hübſche Geſicht war wohlgebräunt. Es verriet aber wenig Geiſt und auch wenig Willensſtärke; die Züge waren angenehm und hielten doch das Auge nicht feſt. Er war echt gebirgleriſch gekleidet, in Joppe und Kniehoſe, Gamsbart am grünen Hut. Er wollte auf den Erlakogl hinauf; der Regen hatte nachgelaſſen. Da er aber den „Beſuch aus der Heimat" fand — auch er war Holſteiner — ſetzte er ſich dazu, höflich wie ſich's ſchickte; er ſaß aber nur auf der Hälfte des Stuhls, wie um ſogleich aufzuſpringen, wenn der Gaſt es täte.

„Wollen Sie mit?" fragte er. „Eine gute Rundsicht."

Walter dankte; nein.

„Willst du mit?" fragte er Ursula. „Krieg' ich dich einmal mit hinauf?"

„Ach, du weißt ja, Gustav," antwortete sie. „Du rennst mir zu sehr. — Er ist nämlich rastlos," setzte sie hinzu.

„Nun ja! Man will weiter!"

Das denkt er auch in diesem Augenblick, dachte Walter, und wartet auf mein Fortgehn. Ja, schon gut, ich werde gehn! — Ein Widerwille gegen diesen hübschen, schnurrbärtigen Bergsteiger erwachte in ihm; eine Art von Eifersucht. Der, der Ursulas Mann? So ein Durchschnittswesen — vielleicht gut — was man so nennt — und weiter nichts? Den hatte dieses Mädchen genommen, das sich so begeistern konnte? Wenn sie diese „schönsten Stunden" des Kirchenabends im Herzen, den Brief an Walter Haßfeld auf der Seele hatte, so konnte sie dem da sagen, weil er sein Bergsteigerknie vor ihr senkte: ja, ja, ich werd' dein!?

Walter mußte inwendig lächeln; wenn auch bitter, grimmig. Eifersucht? dachte er. Wie komm' ich dazu? Was bin ich ihr und was ist sie mir? — Hätt' sie auf mich warten sollen? Bin ich je gekommen?

Er sprach noch ein paar Minuten mit, ohne recht zu wissen, was; dann stand er auf. Gustav Dersler stand dann auch. Walter gab allen die Hand, sprach

von „Auf Wiederſehn" und verließ das Zimmer. Wie aus einem Märchen oder einem Traum herausgefallen, einen Stachel in der Bruſt — einen von denen, die man gern herauszöge, man weiß aber nicht, wo ſitzt er? — ſo kehrte er in ſeinen Winkel zurück.

Einige Tage vergingen. Statt Walters, der ſich wieder „verkroch", erſchien ein anderer Gaſt in Urſulas Haus: Graf Wilhelm Schwarzbach, der Sänger, der zu ſeiner muſikaliſchen Ergänzung ſtrebte. Er war auf dem Dampfſchiff hergefahren, das täglich von Gmunden nach Traunkirchen und Ebenſee ging; ſeit Gräfin Albertine hier mit Urſula wohnte, flogen Briefe von ihm ins Haus; endlich kam er ſelbſt. Die Damen empfingen ihn mit Herzlichkeit; auch Albertine, die aufrichtige, verbarg ihm nicht, daß ſein Kommen ihr wahre Freude machte. Der Tag war ſchön, ſie führten ihn in den Wald, zu ihren Bänken und ihrem Tiſch. Hier ſaßen ſie ſich gegenüber, der Graf und die Gräfin, er an ihren dunklen Augen hängend, ſie gern vorbei in die Bäume ſchauend; Urſula lehnte an einer Tanne. Vom Nachbarhaus beobachtete man das junge Paar: dort ſaß Lulu von Mohr am Fenſter und ſpähte her. Sie und Felix waren geſtern abend gekommen, um den Reſt ſeines Urlaubs in Rinnbach zu verbringen. Ihre blauen Augen hingen an der Gruppe da draußen, mit heruntergezogenen Brauen; ſie merkte nicht, daß Felix ſeitwärts in der Tür ſtand und ſie ebenſo unverwandt betrachtete, wie ſie die drei oder die zwei Menſchen im Wald.

„Lulu!“ ſagte er endlich und trat näher. Sie fuhr nervös erſchreckt zuſammen. „Was ſiehſt du da?“ Er wußte es.

Lulu wandte ihr ſchönes Köpfchen zurück. „Gott, was ſeh' ich denn? Was man immer wieder ſieht: zwei, die ſich gern haben. Kannſt's auch ſehn: Schwarzbach und die Friedenau. Er verſchlingt ſie ordentlich; man fühlt's förmlich ſeinen Schultern an. — Das iſt nun alſo auch vorbei!“

„Was iſt nun vorbei?“

„Die ſchönen Abende mit ihm in der Trinkſtube. Er kam doch ſo lange für uns, um unſertwillen — als es noch keine Albertine Friedenau gab. Dann kam er nur noch für ſie. Und im nächſten Winter wird er garnicht mehr kommen: dann macht er ſich mit ihr ſein eigenes Neſt!“

„Glaubſt du?“

„Ganz gewiß!“

Felix ſtellte ſich neben Lulu, die Augen wieder feſt und forſchend auf ihr; ſie ſah es nicht. „Nun, dann wird er auch noch kommen, mit ihr.“

„Ach, das iſt ja nicht mehr das!“

„Hm! — Dann macht er dir nicht mehr den Hof, willſt du ſagen. Und dann iſt's ja einerlei, ob er kommt oder nicht!“

Lulu horchte auf; ſie glaubte nun doch einen Nebenklang in ihres Mannes Stimme zu hören, ſogar leiſe zu zittern ſchien ſie. „Was iſt?“ fragte ſie, ſeinen Blick erwidernd. „Was iſt dir nicht recht?“

„Nun, was keinem Mann recht iſt, meine liebe

Lulu: daß die Frau ſo unzufrieden und mißvergnügt iſt, wenn die Hausfreunde ihr Herz entdecken — für 'ne andre als ſie. Das ſollen ſie nicht, das will die Frau nicht. — Warum denn nicht? Hm?"

„Eiferſüchtig?" Sie ſtarrte ihn an. Die blauen Augen verloren faſt die Farbe, für ein paar Sekunden. „Wirſt du eiferſüchtig?"

Felix lächelte; aber nur mit den Lippen. „Das wär' ſchlimm, mein Herz; das wollen wir nicht hoffen, daß das je geſchieht. Dann — dann fällt der Himmel ein!"

„Der Himmel ein," wiederholte ſie. „Ja, aber was haſt du denn? — Was haſt du denn an mir geſehn?"

„Was ich nie gedacht hätt'. Ich ſeh's aber nun ſchon ſo lang' und ſo oft, daß — — daß mir's gar nicht gefällt! Es iſt ja wie ein tiefer Verdruß in dir, daß Graf Schwarzbach ſich für die Friedenau erwärmt. Es verſtimmt, verſtört dich. Oder wenn dich's nicht verſtört — das iſt vielleicht nicht das rechte Wort —"

„Na, was iſt dann das rechte Wort?"

Er ſuchte es. Von der Anſtrengung ſchwoll eine Ader auf ſeiner Stirn. „Daß die ſchöne Frau einen Hof um ſich haben will; und ‚du ſollſt keine andern Götter haben neben mir'. Daß du durchaus gefallen, gefallen willſt. Einem aber gefällſt du nicht damit; der bin ich, dein Mann!"

„Allmächtiger!" rief ſie jetzt und ſtand auf, das Geſicht verziehend. „Eiferſucht! Felix eiferſüchtig! —

Ja, ja, ja, das iſt Eiferſucht. Du, du! Das hätt' ich doch nie gedacht! Als du um mich warbſt, da dacht' ich: das iſt ſo ein friſcher, fröhlicher Mann, hat ſo'nen goldnen Humor — bei dem wirſt du's gut haben, der wird nicht gleich finſter ſchauen, oder predigen, der wird dir deine Freiheit laſſen —"

„Freiheit!"

„Unſchuldige, mein' ich ja doch. Und nun ſtehſt du da und wirfſt mir vor — weil ich hier am Fenſter ſitz' und —"

Felix fiel ihr ins Wort. „Dann will ich dir doch auch ſagen, meine gute Lulu, was ich mir gedacht hab', als ich um dich warb! Ich hab' mir gedacht: Die wird nach dir ſchauen und nach keinem ſonſt. Die wird ſich ſo recht wärmen in deinem Neſt, und zufrieden ſein. Die wird dir's ſo recht von Herzen danken, wenn du ihr ein kleines Paradies ſchaffſt, in dem ſie ſo ſorgenlos wie ein junger Vogel ihren Tag genießen kann; und wird für dich leben — nur für dich —"

„Weil du aus mir 'ne Freifrau machſt?" unterbrach ſie ihn. „Und weil ich durch dich zu leben hab'?"

„Aber Lulu! Lulu!"

„Ich war Lulu Sommer. War ich denn da nichts? Wurd' ich denn erſt durch dich etwas? Und wenn du mich haben wollteſt — bitte, hör noch, Felix; ich hab' auch zu reden — und wenn du mich durchaus haben wollteſt, ſo hatt'ſt du wohl auch bemerkt, daß ich mehr ſchön als häßlich bin. Soll denn eine hübſche Frau nicht gefallen dürfen? Soll ihr kein Menſch

mehr den Hof machen, weil ſie einen andern Namen angenommen hat? Soll ſie wie 'ne Türkin —"

„Lulu! Wie du da eben wieder am Fenſter ſaß'ſt! Finſter wie die Nacht — gekränkt — weil der hübſche Graf, der dich zuerſt ſo ritterlich anſchwärmte, ſich nun ernſtlich in eine andre verliebt!"

„Aber um Gottes willen! Was denkſt du denn? Daß ich verliebt bin in ihn?"

„Nein, das nicht. Aber —"

„Oder ein kokettes Weib? Warum ſagſt du dann nicht auch gleich, daß ich eine Seelenkränkung hab', weil dein Miniſter, der Waldburg, ihr und mir den Hof macht? Und der Friedenau mehr als mir?"

Felix ergriff ihren Arm; er drückte ihn, ohne daß er's wollte. „Lulu!" ſagte er mühſam. „Manchmal denk' ich, es iſt auch ſo! Als hielt'ſt du auch den Grafen Waldburg, den Flatterer, gern am roten Faden; und als wurmte es dich, daß er der da draußen —"

„Jeſus Maria und Joſeph!" rief Lulu aus und griff mit beiden Händen in die Luft. „Er glaubt, ich bin eine ſchlechte Frau! Er glaubt, ich bin untreu!"

Sie irrte ins Zimmer hinein. Dann, da ſie zum Sofa kam, warf ſie ſich darauf hin, den Kopf in die Ecke. Ein krampfhaftes Schluchzen brach ihr aus der Kehle hervor. Sie weinte wie ein Kind.

„Lulu!" ſagte er, auf einmal wieder weich, erſchüttert, und trat zu ihr. Er kniete nieder, ſuchte ihre Hände; „Lulu!" ſagte er immer wieder. „Wie

kannſt du ſo reden. Untreu. Eine ſchlechte Frau. Wenn ich das glaubte, ſo wär's ja aus. Nie, nie, in keiner Sekunde hab ich ſo was gedacht. Nur dir ſagen, was mich kränkt! Nur dich ein biſſel warnen, Lulu! — Ich hab' dich ſo lieb, ich kann dich mit niemand, niemand teilen, auch nicht einen Gedanken von dir!"

Sie weinte fort; es klang etwas kinderhaft, nicht ſchön. Es drehte ihm aber doch das Herz herum. „Ach, du haſt mich nicht mehr lieb," ſchluchzte ſie.

„Doch, Lulu. Wie nur je. Wenn du —"

„Wenn ich? Ach du böſer Felix — ich könnt' ja ſterben für dich. Und du tuſt mir ſo weh! Ich dank' Gott jeden Abend für dich. Ja, das tu' ich, Felix. Und da kommſt du und ſagſt — und glaubſt — daß ich untreu —"

Sie konnte nicht mehr reden, ſo weinte ſie.

„Nein, nein, nein, das ſag' ich nicht! Hör doch auf meine Worte, Lulu. Verſteck dein ſüßes Geſicht nicht ſo. Ich glaub' ja an dich. Nur daß dieſe Art — dieſe — — Schau mich einmal an! Ich bin ja nur aus Liebe ſo. Ja, ich bin verliebt, verliebt! Dein ſchönes, dein verweintes Geſicht — deine ſüße Geſtalt . . ."

Er hatte ſie endlich in den Armen, er ſaß in der Sofaecke. Sie lag wie hingeſchmolzen an ſeiner Bruſt; ein leiſes, gleichſam vorwurfsvolles Weinen ſchüttelte ſie noch.

„Lulu!" ſagte er mit weichſter Stimme zwiſchen ſeinen Küſſen. Ihre Nähe berauſchte ihn, ſeine Sinne glühten. Auch in ihr erwachte die Zärtlichkeit.

Aber während ſie ihm ſeine Küſſe mit wachſendem Verlangen zurückgab und ſich ihm ſo recht in die Arme legte, dachte ſie: ach, ſo ſchön, wie es war, wird's nun doch nicht mehr! Und ihm, während er ſie mit ſeinen Liebkoſungen gleichſam überdeckte, fuhr ſchmerzhaft durch den Kopf, durch die Bruſt: Ob ſie mich wirklich ſo von Herzen liebt, wie ich immer dachte?

* * *

Etwa eine Woche ſpäter war Lulus Geburtstag. Gegen Mittag erſchienen Gräfin Albertine und Urſula mit Blumenſträußen; Lulu war aber mit Felix ausgegangen, bergan. Sie werde bald wiederkommen, ſagte die Magd, ſei ſchon lange fort. Ob die Damen nicht ein wenig warten möchten? Es würd' der Frau Baronin ſo leid tun.

Die beiden ſetzten ſich, die Magd ging in die Küche. „Lange kann ich nicht warten," ſagte Urſula. „Mein Mann will ja kommen!"

Sie hatten von dieſem Mann zu Hauſe und im Hergehn geſprochen; Urſula mit ſtiller Verwunderung, daß ſie ihr Herz ſo öffnete. Es ging aber von Albertine ſo viel Aufrichtigkeit und Wahrheit aus, daß gleichſam ein volles Echo zurückkam; was Urſula ſonſt verſchwieg, vor dieſem offenen, alles verſtehenden Geſicht ſprach ſie's offen hin.

„Das iſt ſo unglücklich an deinem Mann," ſagte die Gräfin, „daß er den Unterſchied zwiſchen euch

nicht fühlt; daß er offenbar nicht begreift, wie sehr du ihm an Verstand und Willen und Empfinden überlegen bist."

Ursula seufzte leise. „Weißt du, ich glaub', diese Mittelmenschen, die dabei allerlei gelernt haben und auch allerlei denken können, die begreifen alle nicht, daß ein anderer mehr ist als sie. Theoretisch, o ja! Aber in der Praxis, im einzelnen Fall, haben sie doch wohl immer das Gefühl: wie kann man denn darüber besser denken als ich?"

Albertine lachte. Sie nickte.

„Ach Gott!" fuhr Ursula fort. „Aber wer bin ich denn? Vor den wahren Menschen auch nur so ein Mittelmuff. Daß ich das wenigstens einseh', das hebt mich noch ein bißchen. — So, dacht' ich damals, wär' Gustav auch. Wir sind beide nichts Besondres, dacht' ich, aber wir wissen das und bescheiden uns und haben einen tiefen Respekt vor denen, die was Besseres sind. Ich schloß Gustav immer mit ein, als wär' jeder brave, ordentliche Mensch so, also Gustav auch. Und so nahm ich ihn. — Ach, wie hatt' ich mich da getäuscht!"

„Er ist gar so selbstzufrieden," sagte Albertine leise, schonend. „Als neulich Herr Haßfeld hier war und dein Mann ihm gegenübersaß, da mußt' ich denken: man sieht's ihm an, er hat keine Ahnung, daß da ein so viel Höherer sitzt!"

Ursula antwortete nicht. Sie blickte vor sich hin. Jetzt wurden auf dem Vorplatz Stimmen laut. Die Magd öffnete die Tür, und zur großen Überraschung

der Frauen trat der Miniſter, Graf Waldburg, ins Zimmer, einen nach der damaligen Mode gebundenen Strauß von edelſten gelben und roten Roſen in der Hand.

„Die Exzellenz!“ rief Urſula in ihrer Verblüfftheit aus.

Waldburg verneigte ſich lächelnd. „Ja, noch ein Gratulant, wie Sie ſehn. Ich höre nur eben leider, die Gratulanda iſt nicht zu Haus. — Statt deſſen hab' ich dieſe Freude!“

Er ging auf die Gräfin zu und küßte ihr die Hand; dann auch der Frau Urſula.

„Exzellenz,“ ſagte Albertine, „ich weiß, daß Sie als Miniſter vieles wiſſen; aber daß Sie auch Geburtstage wiſſen, hätt' ich nicht gedacht!“

„Sie irren, Gräfin, ich weiß wenig; fragen Sie nur Felix Mohr. Aber ebenderſelbe hat mir neulich durch einen Zufall verraten, daß heut der Geburtstag von Frau Lulu iſt. Und da ich den Felix gern hab', und ihm eine Freude —“

„Himmel, ich muß fort!“ rief Urſula aus; ſie hatte nach der Uhr geſehn. „'s iſt die höchſte Zeit!“ Sie nahm raſchen Abſchied und eilte aus der Tür.

Graf Waldburg legte ſeine Roſen auf einen Stuhl und ſtellte den Hut dazu. Mit einem Ausdruck, den ſie noch nie an ihm geſehen hatte, betrachtete er dann Albertine ſo feſt, ohne ein Wort, daß eine gewiſſe Befangenheit über ſie kam. Sie fing an, vom Wetter zu ſprechen, um etwas zu ſagen. „Glauben Sie an Zeichen?“ unterbrach er ſie.

„Wieſo, Exzellenz?“

„Haben Sie einen ſogenannten Aberglauben?“

„Nein, nicht mehr. So weit ich mich kenne, nicht.“

„Nicht? — Ich ja. Ich ſchäme mich auch nicht; ſo viele große Männer waren abergläubiſch. — Daß ich Sie hier heute treffe, und ſo — — Vor zwei oder drei Wochen war's umgekehrt; jetzt kann ich's Ihnen ſagen. Da war ich in Wien an Ihrer Tür; Sie waren aber fort, eben fort, denſelben Vormittag hierher abgereiſt. Das machte mich irre — war mir wie ein Zeichen. Den Gedanken, mit dem ich zu Ihnen gekommen war, ließ ich wieder fallen; mir ſchien, es ſollte nicht ſein.“

Um Gottes willen, dachte Albertine, was will er?

In Waldburgs Augen kam ein faſt unheimliches Leben; „mir ſchien, es ſollte nicht ſein,“ ſagte er noch einmal. „So fuhr ich heut ohne dieſen Gedanken her — ahnungslos — reſigniert. Da ſtehn nun aber Sie, die ich — die ich vermeiden wollte, in Frau Lulus Zimmer; die find' ich nicht, ich finde Sie. Als ſollt' es doch ſein! — Nun ja, das iſt ein Aberglaube. Warum denn auch nicht? Ich fühle nun erſt recht — was ich für Sie fühle. — Gott ſei Dank, nun iſt's heraus!“

„Ich beſchwöre Sie, Herr Graf —“

„Sie ſtehn noch immer. Bitte, ſetzen Sie ſich, Gräfin, und hören Sie mich zwei Minuten an!“ — Sie blieb ſtehn, die geängſtigten Augen auf ihn gerichtet. Er nahm die Lehne eines Stuhls und bewegte ſie, ohne es zu bemerken; „ich hab' nun ſo

lange als kinderloſer Witwer gelebt," fuhr er fort. „Ich bin nicht mehr jung, nicht wahr? Wenn Sie mich näher kennten, ſo würden Sie wiſſen, wie jung ich doch noch bin. Von dem Feuer der ſogenannten Jugendjahre, deucht mir, hab' ich nichts verloren. Ich fühl's in dieſem Augenblick! Gräfin Albertine, ich brauch' Ihnen nicht mehr zu ſagen, was ich fühle und was ich wünſche. Es iſt der ernſteſte, feierlichſte Wunſch, den man haben kann. Sie ſind die redlichſte Frau, die ich kenne. Iſt — mein Aberglaube dumm? Oder hab' ich Hoffnung?"

Albertine warf einen unwillkürlichen Blick auf den Roſenſtrauß, mit dem Graf Waldburg gekommen war. Er ſah es; er verlor aber ſeine äußere Ruhe nicht. Als hätte er nichts geſehn, blickte er ſie fragend an. „Verzeihn Sie," gab ſie zur Antwort: „ich begreife nicht. Ich hätt' nie gedacht, daß Graf Waldburg — daß Sie —"

„Daß ich noch wieder freien will?"

„Daß Sie Ihre Freiheit —"

„Es gibt auch nur eine Frau auf der Welt, der ich meine Freiheit opfern möchte; nur Sie! Ich hab' viele Frauen gekannt; — was ich nun ſagen will, Gräfin, das iſt keine Schmeichelei, iſt die reinſte Wahrheit. Ich kannte keine und kenne keine, die ſo frei von den weiblichen Schwächen iſt — und dabei doch durch alle weiblichen Reize wirkt. Das klingt wohl etwas profeſſorenhaft! Ich ſag's aber wie ein Mann; oder wie ein verliebter Jüngling, wenn ich mich noch ſo nennen darf. Sie haben alles! Sie

können einen wilden Reiteroffizier glücklich machen, Sie können auch die Egeria eines Staatsmanns werden. Ihr Geiſt —"

„Bitte, hören Sie auf!" fiel ihm Albertine ins Wort, indem ſie die niederhängenden Hände hob. „Sie machen ein Weſen aus mir, das es gar nicht gibt!"

„Doch wohl; woher kämen mir ſonſt dieſe Worte. In mein leeres Haus zöge mit Ihnen die geborene Miniſterfrau! — Aber — in Ihren ſchönen Egeriaaugen ſeh' ich noch immer eine Art von Angſt, weiter nichts. Wenn Sie fühlen — ich bitte ja um Wahrheit — wenn Sie fühlen, daß Sie zu jung ſind — das heißt, ich zu alt —"

Sie ſchüttelte den Kopf. „O nein. Das iſt's nicht. Sie ſind zu jung, Exzellenz."

„Wie? — Was will das ſagen?"

„Verzeihen Sie. Da Sie die Wahrheit wollen — und ich brächt' ja auch nichts andres heraus. Sie ſind ein berühmter Mann; und nicht nur als Staatsmann berühmt. Sie haben auch ſonſt Erfolge — um die man Sie beneidet. Die machen aber keinen Ehemann — nicht wahr, Exzellenz."

Waldburg lächelte ein wenig. „Sie meinen mein ſogenanntes Glück bei den Frauen."

„Kurz, ich denke, Sie brauchen Frauen und nicht eine Frau!"

Der Graf war einige Augenblicke ſtumm; etwas verblüfft ſchaute er dieſe zarte junge Gräfin an, die ihm ſo unverzagt die Wahrheit geigte. „Gut, ſehr

gut," ſagte er dann. „Ich danke Ihnen, daß Sie dieſen Punkt in der Scheibe treffen; davon wollt' ich ſelber reden. Sehn Sie, Gräfin — ich hab' wohl in Ihrem Sinn nicht gut gelebt — wenn ich auch nicht ſo ungeheuerlich gelebt hab', wie die Leute ſagen — von meiner ‚Berühmtheit' iſt das meiſte nicht echt. Aber wie Saraſtro oder wie Sankt Paulus hab' ich nicht gelebt. Eben das ſoll ja nun aus ſein. Ich komme ja zu Ihnen! Ich komme wie ein Menſch, der das eine, das reine, das ganze Glück ſucht, das er nie gehabt hat. Bei Ihnen find' ich's! das weiß ich gewiß!"

Sie ſchüttelte wieder den Kopf. „Bei mir ſicher nicht."

„Warum nicht?"

„Schauen Sie mich doch an. Wenn ich eine märchenhafte Schönheit wär' — vielleicht dann — dann vielleicht — ich weiß es nicht. Aber ich mit meinem bißchen Geſtalt und dem ſimplen Geſicht — o Gott!"

Waldburg biß ſich auf die Lippe; in dieſem „O Gott!" lag ſo viel. „Sie meinen, ich kann nicht treu ſein?" fragte er mit gekränktem Lächeln.

„Mir ſicher nicht!"

„Das iſt eine Beſcheidenheit, die —"

„Wie Sie's nennen wollen. Auch Furcht, wenn Sie wollen." Sie blickte wieder auf den Roſenſtrauß.

„Was ſehen Sie an den Blumen da? Die ſagen Ihnen doch nichts. Blumen, die ich einer guten Freundin bringe —"

„Der Frau des Herrn von Mohr!“

„Eben darum. Ich hab' ihn gern. Und ich war Trinkſtubengaſt.“

„Verzeihen Sie — aber daß Sie eine Reiſe machen, um ihr ſelber dieſen Strauß zu bringen —“

„Ich war bei meiner Schweſter in Ebenzweier, von da komm' ich her. — Aber wie unausſprechlich drollig: ich werde hier katechiſiert — wie Fauſt von Gretchen.“

„Der Vergleich paßt wohl nicht ganz, Herr Graf. — Ich bitte aber ſehr um Vergebung, wenn ich durch irgend ein zu aufrichtiges Wort —“

„Bitte ſehr! Wenn auch Miniſter und Diplomat, ich liebe die Aufrichtigkeit!“

Albertine ergriff dieſes Wort wie ein Rettungstau; dem ſchrecklichen Geſpräch ein Ende machen! ſo geſchwind wie möglich! „Dann alſo noch eine Aufrichtigkeit, wenn Sie mir's geſtatten; die letzte. Ich bin unheilbar furchtſam, Herr Graf. Bitte, geben Sie mich auf! Ich fände nie, nie den Mut!“

Waldburg wechſelte die Farbe; er ward blaß, dann rot. Dieſe Niederlage! — Er ſah, er hörte, wie alles an ihr haſtete, um zum Schluß zu kommen. Ob ſie den andern liebt, dachte er, dieſen Wilhelm Schwarzbach? — So eine Niederlage! Er! Er! — O hätt' er die nur erſt gut gemacht — irgendwie!

Er horchte, wiederum faſt abergläubiſch: draußen erklang Lulus helle Stimme. Dann auch Felix' Baß.

Er verneigte ſich gegen die Gräfin; „Frauenwünſche ſind Befehle,“ ſagte er mit äußerer Faſſung.

„Ich gehorche alſo!“ Darauf nahm er ſeine Roſen vom Stuhl und ging der Hausfrau entgegen, die eben mit luftgeröteten Wangen blühend ſchön hereintrat.

Er überreichte ihr den Strauß; ſie ſtaunte ihn an. „Beſte, ſchönſte Baronin,“ ſagte er wie in fliegender Eile, „warum kommen Sie gar ſo ſpät? Ich hab' lange auf ſie gewartet; leider nun gar keine Zeit mehr. Muß fort. Alle Segenswünſche! Alle Segenswünſche!“

Lulu ſah ihm mit einem Ausdruck der Enttäuſchung nach; er war ſchon verſchwunden.

* * *

Es war der ſchwülſte Tag im Auguſt. Am Morgen hatten nacheinander zwei Gewitter gedroht, waren aber über die Berge am See hingezogen; am Nachmittag lag nur noch ein feiner, ſüdlicher Dunſt über dem Himmelsblau, das ſich im windſtillen Waſſer ſpiegelte. Walter ſaß in ſeinem Boot; er ruderte gradeswegs auf Traunkirchen zu, dann um die Landzunge herum und in den ſchmaleren Teil des Sees hinein. Schon dreimal in dieſer Woche hatte er dieſen Weg gemacht; hat denn Urſula das Schiffahren aufgegeben? dachte er zuletzt verſtimmt. Er war an beiden Ufern, war faſt bis Rinnbach gefahren; ſie und ihr Boot hatte er nicht geſehn. Er wollte ihre holſteiniſche Stimme hören, ſich an ihrer Stattlichkeit und Schönheit beim Rudern freuen, auch

den treuherzigen Blick ihrer graublauen Augen fühlen; ja, fühlen: so fast körperlich hatte er ihn verspürt. Immer kam er nach langem Spähen und Warten enttäuscht, unfroh heim. Dies war der vierte Versuch; wird der besser glücken?

Über der schönen Uferstraße rechts steigt der kahle Sonnstein hoch empor; auf den fuhr er zu, bis er an den Vorsprung kam, von dem ein steinerner Löwe auf den See hinausschaut. Einige Schifflein mit Herren und Damen, auch mit Kindern, schwammen ihm entgegen, von Ebensee oder Rinnbach her; eine Gestalt wie Ursula war nicht dabei. Es hätte ihn auch nicht gefreut: er wollte sie nicht mit andern, allein sollte sie sein wie das erste Mal. Seine Augen suchten, an allen Ufern entlang, bis sie anfingen wehzutun. „Was ist denn? Was hat sie denn?" sprach er endlich in seiner Ungeduld laut vor sich hin. Plötzlich entdeckte er etwas, und in demselben Augenblick schlug sein Herz wie toll. Drüben, aus der hochfelsigen Bucht, in die sich der Karbach ergießt, bewegte sich ein Boot hervor, in dem eine einzige, licht gekleidete, große Gestalt saß, offenbar eine Dame. Er erkannte das Gesicht noch nicht; aber wie sie rudert! dachte er. Wie sie die Arme hebt! Das ist Ursula!

Warum schlug aber sein Herz so? Was sollte das?

Er schüttelte den Kopf. Er zog die Brauen herunter. Es zog ihn aber hin, ihr entgegen; sein Fahrzeug hatte er auch schon gewendet, ohne daß er's wußte. Er ruderte mit aller Macht. So holte

er ſie ein, als ſie die Bucht noch nicht lange verlaſſen hatte und unter den marmorkalkigen Uferfelſen des Erlakogls hin gen Süden fuhr, wie um heimzukehren. Er rief ſie bei ihrem Namen an; rückwärts rudernd, wohl auch verſonnen oder verträumt, hatte ſie ihn noch nicht geſehn. Sie zuckte zuſammen. Darauf wandte ſie den Kopf und zeigte ihm ein freudiges, heiteres Geſicht.

„Sehn wir uns doch noch einmal?“ ſagte ſie. Ihre Augen grüßten, ſie nickte.

„Ich ſuch' dich ja faſt alle Tage,“ erwiderte er. „Dies iſt das vierte Mal!“

„Du ſuchſt mich? — Nein. Wer hätte das gedacht!“

„Ich hatte Sehnſucht nach dir.“

„Ach, du. Spaß nicht ſo. Das mag ich nicht.“

„Warum ſoll das Spaß ſein? Ich wollte dich wiederſehn. Mit dir ein paar Stunden in der Heimat leben und in alten Tagen. Warum kamſt du denn nie mehr?“

Sie antwortete nicht. Sie zuckte nur die Achſeln.

„Was tatſt du da in der Karbachbucht? Verſteckteſt du dich?“

„Ich verſteh' nicht; vor wem oder vor was ſollt' ich mich verſtecken? — Die Bucht hab' ich ſo gern. Sie iſt ſo feierlich ſchön.“

„O ja.“ Walter nickte. „In der Karbachbucht hab' ich dieſen Juli ein kleinblättriges Lindenbäumchen unmittelbar über dem Waſſer geſehn, aus dem Fels gewachſen; das blühte am zweiundzwanzigſten

Juli noch; ich hab' mir den Tag gemerkt. So im Boot ſitzend, wie jetzt, pflückt' ich mir ein paar von ſeinen Blütenzweigen ab. — Was willſt du denn? Willſt du ſchon nach Haus? O nein, Urſula; das noch nicht. Komm noch mit in meinen See; bei Traunkirchen vorüber, bis zum Schönberg und zur Lainauſtiege. Da mußt du meine Echos hören. Da mußt du auch meine Höhle ſehn. Komm! — Ich wende dein Schiff!"

Er tat ein paar geſchickte Ruderſchläge, dann drehte er die Spitze ihres Boots nach Norden herum.

Urſula lächelte; es war aber etwas Fremdes, Unfreies drin. „Sind es deine Echos? Dein See? Biſt denn du der Seekönig? Ich dachte, der Graf Harrach wär's — oder wie heißt er — der da um die Ecke ſeinen Hafen mit der großen Flotte hat."

„Ja, den nennt man wohl ſo. Ich bin's aber auch, auf meine Art: als Künſtler. Wenn ich hier herumſchau' ... Schau, Urſula! Dieſe Bergſeepoeſie! mit den Felſenmauern! Das gibt einem große Architekturgefühle; dir nicht auch? Oder nur uns Baumeiſtern? — Wenn rechts und links die marmornen Felſenwände aufſteigen, wie in einer Rieſenkirche; oben iſt ſie offen; unten hat ſich ein märchenhaftes Gewäſſer in ſie ergoſſen und bedeckt den Boden. Das ſchöne Traunkirchen da ſpringt als Kanzel vor. Und du und ich —"

Er ſah ſie mit einem langen, träumeriſchen, warmen Blick an; darüber verſtummte er.

„Was iſt mit uns?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Nun ja, du und ich, wir ſitzen in der Kirche wie zwei Andächtige. Oder wie zwei gute, fromme Kinder; Urſula, weißt du noch? Wie wir einmal am Sonntag in der kleinen Dorfkirche ſaßen, wir ganz allein?“

„Oder wie ich in deiner Kirche — die du gebaut haſt — an dem Abend.“

„O wär' ich da mit dir geweſen!“

Sie ward wieder ſtill. Sie ruderten nebeneinander an den Felſen hin. Oft ſtiegen die hohen Wände ſteil aus dem Waſſer auf, in dem ſie ſich ſpiegelten; oft gliederten ſich auch niedere Vorſprünge ab, die allerlei Gewächs, kleine Lärchen, Föhren, Weiden, auch Berberitzen, Haſelnußſtauden, Vogelbeerbäumchen trugen. Auf einem beſonders ſchön geformten Vorfels ſtieg eine einzelne, mächtige Fichte empor, herrlich verzweigt; ſie ſtand wie ein Wartturm da. Hoch oben pfiffen oder kreiſchten Sperber oder Falken; zuweilen konnte man ſie auch zart piepſend rufen hören; es ſchien, das ſchwül warme Wetter machte ſie redſeliger, während es Urſula ſtummer machte.

„Da ſind ſie!“ ſagte Walter plötzlich. An dem zerklüfteten Geſtein, an dem ſie jetzt hinfuhren, hing Alpenroſengebüſch, hier und da bis zum See hinunter; auch Alpenveilchen waren dazwiſchen zu ſehn, nicht viele, doch in ſchönſter Blüte. „Schau, auch Alpenroſen blühen noch!“ Walter ruderte hart an

den Fels hinan, so daß das Boot wie an einem Bollwerk lag; so konnte er einige Blütenbüschel mit der Hand ergreifen, ohne aufzustehn. Er hielt sie Ursula hin, deren Schiffchen neben seinem schwamm.

„Nein, du!“ sagte sie. „Behalt sie doch.“

„Ich werd' doch meine Dame schmücken. Bitte, steck sie in dein Haar oder an die Brust.“

„Bin ich deine Dame? — Ach, was für ein süßes, warmes Rot; und was für gemütliche Blütenfamilien.“ Ursula ließ sie an ihrem Busen glühn. Sie nickte ihm dankend zu.

Er stand auf und langte auch nach den Alpenveilchen; ein paar ließen sich fangen, die andern blühten zu hoch. „Für dich!“ sagte er und hielt sie so lange hin, bis sie sie nahm. „Nun sollten wir noch bis zur Holzrinne fahren; nein, nein, streb noch nicht nach Haus! Unterwegs kommt meine Höhle; in die kann aber nur ein Boot hinein. Darum sei lieb und steig zu mir über; dein ‚Schinakel‘ bind' ich dann an meines an. Warum schüttelst du dein stolzes Haupt?“

„Ach, Walter, ich bin nicht stolz. Vor dir sicher nicht. Aber laß mich nur in meinem Schiff!“

„Du magst mir die kleine Liebe nicht tun? — Wie spröd oder ablehnend du heut bist. Wie oft werden wir denn so auf dem Wasser fahren? Und wie gehen die Jahre dahin?“

Sie sah vor sich nieder; dann zu ihm auf; ihre großsternigen Augen feuchteten sich. Schweigend stieg sie zu ihm in sein Boot. Walter band das ihre fest.

Darauf ſetzte er ſich zu ihr auf die Bank; „ich dank' dir!" ſagte er, nahm ihre Hand und küßte ſie.

„Gehört das auch zum Dank?" Sie lächelte ſchwach. — „Warum ruderſt du jetzt vom Ufer weg?"

„Weil mein beſtes Echo kommt. Ich hab' hier eine ganze Horde, beſonders am Schönberg; aber dieſe glatte Felswand hat die geſchulteſte Stimme und das größte Nachahmungstalent. Mit der hab' ich mich ſchon manchmal lange unterhalten; — auch bei Itzehoe hatten wir als Kinder ein luſtiges Echo, weißt du noch? Aber dieſem hier kommt's nicht gleich. Wie hätt'ſt du wohl gelacht, Urſula, wenn du mich hier neulich gehört hätt'ſt; ich dacht' an dich und wurd' wieder ein rechter Schuljung'. Geſchimpft hab' ich den Kerl da in der Wand, als wär' es mein Buſenfeind und ich müßt' ihm ſo recht von Herzen die Wahrheit ſagen; alle Schmähworte ſchrie ich ihm hinauf, die ich finden konnte. Er immer ebenſo frech zurück! Und ich dann immer lauter, immer wütender. Was ſich wohl die Sperber gedacht haben! Wir waren wie zwei Clowns, das Echo und ich."

Urſula lachte ein wenig. „Und das willſt du jetzt auch ſo machen?"

„O nein. An ſo 'nem poetiſchen Tag, mit dir? — Ach, Urſula Reineke, mir iſt heut ganz anders zu Mut. So friedlich — ſo weich — ſo — ich weiß nicht wie. Du bei mir in meinem Boot! in dem ich ſonſt ſo einſam dahinzieh'. Ach, laß mir doch einmal deine Hand! Ich tu' ihr doch nichts. Sag dem Echo was."

„Was denn?“

„Sag ihm, was du — was du von mir denkſt, von mir hältſt.“

„Was ich von dir denk'?“ — Sie überlegte einige Augenblicke. Dann ſprach ſie zum Felſen hin: „Dieſer Walter Haßfeld iſt ein gefährlicher Menſch!“

Es kam keine Antwort.

„Das war zu leis; das hört er nicht. — Übrigens, warum bin ich ein gefährlicher Menſch? — Jetzt will ich zu ihm reden; mich verſteht er beſſer.“ Walter rief mit lauter Stimme: „Ein Prachtweib iſt die Urſula!“

„Urſula!“ rief der Mann in der Wand zurück.

„Bitte, beachten Sie genau, was ich ſage. Die Urſula iſt ein Prachtweib!“

„Prachtweib!“ rief der Mann mit vollendeter Deutlichkeit und mit viel Gefühl.

„So war's richtig!“ ſagte Walter zur Felswand hin. Dann zu Urſula: „Nicht wahr, der verſteht's?“

„O ja. Aber was ſo ein armer Mann ſich alles vorlügen laſſen und mitlügen muß!“

„Weil ich Prachtweib ſage? Aber ſelbſt die Libellen wiſſen, daß das wahr iſt; ſchau die grüne da — das geflügelte, huſchende grünblaue Licht. Sie ſetzt ſich auf deine Bruſt!“

Urſula ſchaute auf das ſchöne Geſchöpfchen hinab. „Das tut ſie wegen der Alpenroſen.“

„O nein! — Dieſe zutraulichen Dinger: neulich hat mich ſo eine grüne von hier quer über den See bis nach Haus begleitet; zuweilen ſaß ſie auf meinem

Ruder, dann auf meiner Schulter, zuletzt auch auf meiner rudernden Hand. — Schau, das tut deine nun auch!"

Die Libelle hatte ſich auf Urſulas blütenweiße, ganz wenig gebräunte Hand geſetzt. Dort ſaß ſie nun ſtill. Walter ſah ihr zu. Seine Augen fingen an zu glühen. „Glückliche Libelle!" ſagte er mit einem fliegenden Lächeln.

Urſula lachte auf. „Machſt du auch lyriſche Gedichte?"

„Ach, laß mich. — Der kleine Lichtelf weiß, was er tut. — Es iſt ordentlich, als küßt' er die Hand. — Küſſen. Weißt du noch? Unſre Kinderzeiten? Da wurde die ſtolze Urſula manchmal plötzlich bacchantiſch zärtlich und packte mich und drückte mir ein paar wild feurige Küſſe ins Geſicht. Darauf liefſt du fort. Die vergaß ich dann aber lange nicht!"

„Ja, ja," murmelte ſie. „Verrückte Kindereien. — Ich hab' dich ja doch immer gern gehabt. — Nun ſollten wir aber umkehren, Walter. Es will Abend werden. Ich hab' weit nach Haus."

Zucken denn in mir die Gewitter noch? dachte Walter plötzlich. Ihm ward ſo wetterſchwül ums Herz. Was will denn mit mir geſchehn?

„Du hörſt ja nicht, Walter," begann ſie nach einer Weile wieder. „Woran denkſt du denn? — Wir ſollten umkehren, mein' ich."

„Umkehren?" ſprach er wie im Traum zurück. „Wohin denn? — Ach, red' doch nicht. Siehſt du die hölzerne Rinne da oben? Da ſchleifen ſie die

Baumstämme hin, die sie in den Bergwäldern geschlagen und geschält haben; dann stürzen sie sie durch die Rinne über die Felswand in den See hinunter. Und das Wasser zischt hoch auf! Ein wundervolles Bild. — Ich wollt', das wär' jetzt. Es sollt' etwas losgehn! Los, los!"

Er warf seine Arme in die Luft; er dehnte und spannte sie.

„Warum soll was losgehn? Was hast du?"

„Ich hab' noch die Gewitter im Blut! — — Nein, wir wollen uns wieder fassen, sammeln. Bürgerliche Ruhe. Mach nur kein so banges Gesicht! — Ich will von meiner Kapelle sprechen. Die Kapelle, weißt du, nach der sie mich damals in der Mohrschen Trinkstube fragten; die ich im Weißenfelsschen Jagdschloß bau'. So 'ne Art Liebling, Ursula. Mir wird auch schon wieder gut, sanft, harmonisch, da ich an sie denk'. O, die mußt du sehn! wenn sie fertig ist. Du, meine beste Beschauerin!"

„Ich?"

„Ja, du. Wer hat denn wohl sonst so tief in meine Holsteinsche Kirche hineingesehn? Wem geht das, was ich kann und was ich bin, so ins Herz wie dir? — Ach du Goldene. Ich möchte dir — — Ich sag' dir — — Nein. Aber die Kapelle. Du mußt sie sehn! Du mußt sie mir auch so weihn wie die Kirche da. Wann bring' ich dich hin?"

„Wenn sie fertig ist, sagst du ja. — O, dann will ich kommen, Walter. Wie gern. Ja, dann bring' mich hin! — Ich leb' ja so in — —"

Sie ſprach nicht weiter. Sie ſah an ihm vorbei auf die Uferwand. Das Boot, in dem ſie ſaßen, war faſt ohne Ruderſchläge langſam weitergeſchwommen, Urſulas Fahrzeug hinterdrein. Über dem Waſſer erſchien jetzt eine Vertiefung im Fels, ein breiter Spalt, in dem es ſchattig dämmerte. Sie wies mit dem leiſe zitternden Finger darauf. „Was iſt das?“ fragte ſie.

„Das iſt meine Höhle. Wie konnten wir früher umkehren; die mußteſt du ſehn! Da kann dies Boot faſt ganz hinein. Schau, wie für mein Schiff gemacht. Ein Hafen, in dem mich niemand ſieht! Hier hab' ich geträumt, geleſen. Gedacht. Auch an dich gedacht. — Aber wo dächt' ich nicht an dich?“

Er hatte das Boot mit ein paar ſanften Ruderſchlägen hineingetrieben; nun waren ſie wirklich von der Höhle ummauert, unſichtbar, nur vor dem Eingang lag das Tageslicht. Urſula blickte rundum; ein Laut der Verwunderung oder der Freude kam aus ihrer ſonſt ſchweren Bruſt. „Gefällt dir meine Höhle?“ ſagte er faſt kindlich lächelnd; in ſeinen Augen brannte es aber ernſt und trüb. „Deine Libelle iſt wohl lange fort. Ich hab' dich nun aber. Hier ſind wir ſo verſteckt wie manchmal in der erſten Kinderzeit. So kommt alles wieder. Du mit mir in meinem Reich allein! — — Urſula — was warſt du für ein wildes — ſüßes — wunderliches Kind. Wird dir heut nicht bacchantiſch zu Mut? hier in unſrer Höhle? Haſt du keinen Kuß für mich?“

Sie rückte von ihm fort. „Aber Walter, was

ſprichſt du da? — Es ſcheint, du haſt recht, dir ſtecken noch die Gewitter im Blut. Ich hab' dir damals einen Kuß gegeben, das war der erſte und letzte. Vielleicht war auch der ſchon zu viel. — So, nun laß uns wieder hinaus!"

„Urſula," ſtieß er hervor. „Ich kann's nicht."

„Was kannſt du nicht?"

„Dich ſo von mir laſſen. Sei gut!"

„Bin ich denn nicht gut?"

„Du willſt ſchon hinaus —"

„Ja, ja. Es wird hohe Zeit!"

„Nein, nein," ſagte er mit irrem Blick. „Noch zu früh. Draußen iſt's vorbei! — Wann kommſt du wieder in meine Höhle? Nie!"

Er wollte noch reden, es verging ihm. Seine Arme ſtreckten ſich nach ihr aus, er zog ſie an ſeine Bruſt.

„Walter!" ſagte ſie mit ſchwacher Stimme.

Er erſtickte ihre Worte mit ſeinen Lippen. Sie brannten. Sie lagen feſt auf ihrem Mund. Willenlos geworden, nur leiſe ſeufzend ließ ſie ſeine Küſſe über ſich ergehn; gab ihm endlich einen zurück. Einen einzigen. Doch er umſchlang ſie noch immer, und ſeine Lippen irrten über ihre Wangen hin, über ihre Stirn.

Mit einem plötzlichen Ruck riß ſie ſich los, ſprang auf. Ihre Augen flogen umher; ſie hatte vergeſſen, wo ſie war. Sie ſtemmte ihre Hände rechts und links gegen die Höhlenwände; zuerſt ungeſchickt, ſo daß ſie das Boot nach rechts, dann nach links drängte,

ſtatt hinaus; bis ſie es endlich ins Freie ſchob. Die ſinkende Abendſonne überflutete ſie und das Schiff. Sie ſtarrte auf Walter hinunter, der nun wie erſtorben, bewegungslos daſaß.

„Walter! Walter!“ ſtieß ſie heraus. Dann legte ſie ſich beide Hände vors Geſicht.

Er drückte die Augen zu. Ich bin verrückt, dachte er. Oder was denn ſonſt? — Zum zweiten Mal in eine Ehe hineinbrechen? Die Frau eines andern an mich reißen? Der einen mit der andern untreu werden?

Ein Schauer, ein Froſt war über ihn gekommen, lief an ihm hinunter. Vergib! wollte er ſagen; er brachte es aber nicht heraus. Es ſchüttelte ihn nur.

Sie ſah das; ſie ſeufzte. Eine Weile ſah ſie wieder ſtumm auf ihn hinab. Es war als wollte ihr Zorn ſchon zu Mitleid werden; ſie ſteifte aber ihre Geſtalt, richtete ſich hoch auf. Dann ſtieg ſie über die Bänke, band ihr Schiff von ſeinem los. Er ließ es geſchehn, er rührte ſich nicht.

Sie zog ihr Boot heran, bis es ſeitwärts neben ſeinem lag, und ſtieg hinüber. Auf einmal verſagte ihr das Herz, Blut zum Kopf zu ſenden; ihr Blick ward leer, ſie meinte in den See zu ſtürzen. Sie hielt ſich aber aufrecht, bis die Blutwelle wiederkam. Nun ſetzte ſie ſich in ihrem Boot auf die Ruderbank.

„Ach, Walter, was haſt du da gemacht?“ ſeufzte ſie hervor. „Warum haſt du uns das getan? — Dir auch. Nun darfſt du mich nie mehr ſehn!“

„Urſula!“

„Ach, nun darf ich dich nie mehr ſehn. — Bitte, ſag jetzt nichts. Was nützt es, daß wir reden? — Wie ſchwach war ich eben; großer Gott! — Ich hatt's ja gefühlt. Es war in dieſen Tagen eine dumme Schwäche über mich gekommen; darum war ich dir ausgewichen. Hätt' ich's nur durchgeführt! — Das iſt nun vorbei. Oder wird's bald ſein. Aber dieſe Erinnerung. Und wie viel, wie viel haben wir verſpielt!"

„Vergib —"

„Ach, vergeben. Wenn's das nur wär'. Jetzt fahr' ich aber allein nach Haus; und wie! — Bitte, ſieh mir nicht nach. Und veracht' mich nicht. Und — und ſag nichts mehr. Leb wohl!"

Sie hatte ihr Schiff von ſeinem abgeſtoßen, jetzt legte ſie die Ruder aus und ruderte mit Macht davon. Er ſchloß die Augen wieder und regte ſich nicht.

* * *

Auch der nächſte Tag war ſchwül, und dann auch die Nacht. Es blieb faſt ſo warm wie am Tag; am Himmel erſchienen nur ein paar trübe Sterne, ein ſchwerer Dunſtſchleier, den kein Wind bewegte, lag über dem toten See. Elfriede ſtand ſchon eine Weile in ihrem Garten, horchte und ſpähte hinaus; es flüſterte noch immer kein Ruderſchlag, es erſchien nichts in der Bucht. Was war denn? Warum kam er nicht? Sie warten laſſen! Zum erſten Mal! — Sie ſchüttelte den Kopf. Endlich verzog ſich das

ſchöne, erblaßte Geſicht. Es reizte ſie, den Mantel von den Schultern zu werfen; ſie war weniger darunter bekleidet als ſonſt, wegen der Sonnenglut, und doch ward ihr alles zu ſchwer. Die Fürſtin Elfriede warten laſſen? Ein bitteres Lächeln umflog ihren Mund. Ob mich Prinz Rudi wohl hätte warten laſſen, dachte ſie, wenn ich ihn erhört hätte? Oder Fürſt Alois? — Nun iſt's dieſer Walter Haßfeld — und da ſteh' ich. Er weiß, ich bin ſo heftig, ſo unwürdig verliebt! Wär' ich doch nicht ſo verliebt. Das wurmt die Berta ſchon ſo lange; ich hab' all meinen Stolz verloren, ſagt ſie. Wär' ich doch mehr wie ſie, dann gäb' ich mich dieſem Walter nicht ſo wehrlos hin! — — Nein, doch lieber nicht wie die Berta. Lieber ſo heiß und ſchwül wie dieſe Nacht — wenn ſie auch auf die Nerven geht — als ſo kühl wie ein Wintertag. Ich will ihm aber Augen machen, wenn er endlich kommt!

Ihr feines Ohr hörte ein leiſes, zirpendes Plätſchern. Es kam näher, näher. Sie vergaß ſchon das Augenmachen; ein Lächeln der Freude ſtand auf dem Geſicht. Die fürſtlich ſtolze Geſtalt war wieder eine verliebte Horcherin. Etwas Dunkles ward ſichtbar, das rechts neben dem Schilf auf dem Waſſer ſchwamm. Wie ſchön ſchlug ihr jetzt das Herz! — Langſam, beinahe unhörbar ging ſie auf die Uferſtreppe zu.

Endlich ſtand ſie in Walters Boot. Er ruderte wieder in das Schilfverſteck. Sie ſetzte ſich. Das alte Märchen! Das traumhafte, immer neue Glück!

„Und ſo ſpät gekommen, du?“ flüſterte ſie, um es ihm doch vorzuwerfen; es kam aber nur wie eine freundliche Klage hervor.

„Verzeih,“ murmelte er mit etwas heiſerem Klang. „Ich ward — aufgehalten.“

„Ich dachte, du ſeiſt immer frei.“

„Nein, ich bin nicht immer frei,“ antwortete er, den Doppelſinn ſchmerzhaft fühlend.

Das Rudern war zu Ende, die Hüter des Geheimniſſes, die Schilfrohre, ſtanden wie in ehrerbietiger Regungsloſigkeit um ſie her. „Warum ſagſt du mir kein Grüß Gott?“ fragte ſie jetzt; ſie meinte den erſten Kuß. Sie legte die Hände auf ſeine Kniee, mit einer leiſe wachſenden verwunderten Bitterkeit im Herzen. Neben einer Wolke, die ſich am Himmel verbreitete, erſchien auf Augenblicke der zunehmende Mond, beleuchtete den Traunſtein drüben, den König der Traunſeeberge, und gleich darauf auch Walters Geſicht. Es war bleich und fremd.

„Was iſt dir? — Biſt du nicht wohl?“

Er ſetzte ſich neben ſie, neigte ſich zu ihr. Nach dem verlangten „Grüß Gott“ faßte er ihre Schultern und ſchüttelte ſie; aber nur weil er ſelber zitterte, wie es ſchien. „Elfriede! Werd' meine Frau!“ ſagte er kaum verſtändlich.

„Gott im Himmel!“ Ihre Schultern zuckten. „Kommſt du auf das zurück?“

„Elfriede —“

„Ich war ſo glücklich und dachte, das iſt für immer vorbei!“

„Es kommt wieder. — Ich kann nicht anders. — Willſt du mich behalten, ſo gib dich mir ganz! ſo werd' meine Frau!"

Elfriede forſchte bang auf ſeinem verſtörten Geſicht. „Was iſt dir geſchehn?"

„Ich ertrag' es nicht mehr, ſo zu leben. Es macht mich toll, es macht mich ſchlecht. Das iſt mir geſchehn. Haſt du mich lieb und willſt du mich behalten —"

„Walter! Warſt du mir untreu? Walter!"

„Nicht ſo, wie du meinſt. Aber nur für dieſe Stunden leben — ſonſt einſam — und die Tage verträumen — ich halt's nicht aus. Das wirft mich aus der Bahn, das mordet meine Ruhe —"

„Warſt du mir untreu?" wiederholte ſie. „Biſt du's noch?"

„Ich will dir ja treu ſein, darum bin ich hier. Wie du's meinſt, nein, nein! So iſt nichts geſchehn! Kannſt du nicht ohne mich leben — du ſagſt es immer — willſt du mich behalten — o wie leicht, wie leicht. Nur ein Wort. Von dem andern weg, dem du nichts mehr biſt, und zu mir!"

„Jeſus Maria —"

Er verſchloß ihr den Mund durch einen zitternden Kuß. „Ich weiß ja, was du fühlſt," flüſterte er dann an ihren Lippen. „Ich weiß auch, wie ſchwer mir das Betteln wird! — Walter Haßfeld. Wer bin ich denn? Fürſtin Weißenfels! So oft ich dich in den Armen hab', fühl' ich's wie ein Wunder. Du die himmliſch holde Frau — und von dieſem Duft

umgeben, der ſo unausſprechlich iſt — Adelsduft — wie ſoll ich's nennen. Bluts- und Seelenadel ... Aber in deiner Welt, wen haſt du da? Wer iſt deiner wert? — Große Namen und gute Manieren und gutes Franzöſiſch und ſchöne Pferde, und Glauben an die Pfaffen — iſt's noch viel mehr? Ich weiß nicht! Darum biſt du ja zu mir gekommen, weil dir unter ihnen ſo einſam war. Warum denn nun nicht g a n z zu mir? in mein Haus? Elfriede!"

Sie rang die Hände in ihrem Schoß. „O Gott! Was wird das?"

„Vielleicht unſer Glück. Ja, ja, ich hoff's, ich hoff's, unſer Glück! Wir in unſrer Kunſt — laß mich einmal prahlen — da ihr ſo ſtolz ſeid — wir in unſrer Kunſt ſind doch auch wie Fürſten, thronen über der gemeinen Welt. Das Niedrige, Kleine, Gemeine, das berührt uns nicht. Und meine Freunde, die Künſtler, würden deine Freunde. Wie viel Unfreiheit, wie viel leere Stunden, wie viel Prunk und Zwang und Schein fiele ab von dir. Ein Leben im Schönen! wie's zu deiner Schönheit gehört! Freiheit! Sonnenſchein! Geiſt und Licht! — Ich kann's nur nicht ſo ſagen, wie ich's in mir hab'. Dieſen ganzen Tag, herumrennend oder daliegend — ſtundenlang ausgeſtreckt, in meiner Seelennot — nein, in meiner Sehnſucht — hab' ich's an dich hingeſprochen, zehnmal beſſer als jetzt. Du weißt's ja aber. Du verſtehſt ja alles. Rett' uns unſer Glück!"

Das Mondlicht war verſchwunden, es erſchien jetzt wieder; Walter ſah nun jeden Zug in Elfriedens

Geſicht. Es war bang, von Angſt erfüllt; die ſchönen Lippen hatten ſich geöffnet, wie um irgendwoher einen Troſt zu trinken, die braunen Augen ſuchten ihn in der dämmernden Nacht. So hilflos hatte Walter ſie noch nicht geſehn. Auch ſo rührend nicht. Sein weiches Herz fing an ſtark zu ſchlagen. Auf einmal fühlte er ſeine Hände von ihren ſchlanken Fingern ergriffen, als klammerten ſie ſich an ihn; das fuhr durch ihn hin.

„Walter! Meine Kinder?“

Er bebte wieder. Die Frage hatte er gefürchtet. Er nahm all ſeinen Mut zuſammen: „Die gibt er dir.“

„Seine Prinzen? Nie, nie, nie!“

„Du wirſt ſie ſehn. Du wirſt andre Kinder haben. Du wirſt — — Und irgend ein Opfer bringt jeder Menſch!“

„Darf ich meine Kinder opfern? Weißt du denn, was eine Mutter iſt? Ich red' ja nicht vom Mutterglück. Von den Pflichten red' ich! Wenn ſie verlaſſen bei dem Vater ſitzen, der nicht weiß, wie man aus Kindern Menſchen macht — ſie ſollen ſeinesgleichen werden, weiter weiß er nichts — wenn ſie dann im Käfig ſitzen und wie erfrierende, hungernde kleine Vögel klagen: wo iſt unſre Mutter? Dann ſoll ich ein ‚Leben im Schönen‘ leben? Im Sonnenſchein? Eine Mutter, die ihre Kinder nach Gottes Willen geboren hat und ſie ſo verläßt? — Ach, du mit deinem guten Herzen — du, der du das Leben ſo heilig nimmſt — wenn du das nur hörſt,

ſo vergeht dir ja der Mut. Und wenn ich auch nicht Katholikin wäre — was uns immer trennen muß ... Kannſt mir auch ſo nicht mehr ſagen: Komm zu mir! zu mir!"

Walter ſeufzte wider Willen auf. Als Elfriede das hörte, ließ ſie ihn los und warf ſich vor ihm, zwiſchen zwei Bänken, auf die Kniee hin. „Süßer, Geliebter du! Du kannſt es nicht ſagen — und kannſt mich nicht verlaſſen!"

Er faßte ſie, um ſie emporzuziehn. „Um Gottes willen, ſteh auf!"

„Nein, nein, nein, hier lieg' ich —"

„Auf den harten Brettern! Du tuſt deinen zarten Knieen weh!"

„Ja, das will ich auch. ‚Da ihr ſo ſtolz ſeid', ſagteſt du. Ich will dir zeigen, ich bin nicht ſtolz. Ich will auch nicht fragen, was du mir da draußen angetan haſt — was dich ‚aus der Bahn geworfen', was dich ‚ſchlecht gemacht' hat. Wie und wo und mit wem du mir untreu warſt. O Gott, ich will dich gar nichts fragen; und ich dürft' es doch. Will dich nur anflehn: verlang' nicht, was unmöglich iſt, und verlaß mich nicht!"

„Ich beſchwör' dich, ſteh auf," ſagte Walter wieder. „Eine Frau wie du! Ich ertrag' es nicht!"

„Dann ſag doch: ‚ich verlaſſ' dich nicht. Ich bleib' ſo bei dir. Ich geh' nie von dir!' — Bin ich ſtolz? Hier lieg' ich vor dir. So ganz dein; ſo demütig. Ich will nicht wiſſen, will nie erfahren, wie du mir untreu warſt; es ſoll ſo vergeſſen wie ver-

geben ſein! Kann eine Frau mehr tun? Glaubſt du? — Ach, nur eine kleine Buße — nein, keine Buße — mich nicht verlaſſen, iſt das eine Buße? — Aber ja: mir verſprechen, daß du mich nie verläßt, nie, nie von mir gehſt — damit meine Seele wieder Glauben, Ruhe, Frieden hat — das ſoll deine Buße ſein. Mein Geliebter! Hörſt du? Deine Hände. Gib ſie her. Ja, ich will ſie küſſen! Ich will ſie küſſen und du — du gelobſt es mir. O Gott, wie haſt du mir wehgetan. Aber keine Frage, nie. Nur das eine Wort!"

Er zog ſie nun doch vom Boden auf, ihre Kniee taten ihm weh, dieſe ſchönſten Kniee. Sie ſank an ſeine Bruſt, ſaß auf ſeinem Schoß. Ihre weichen Arme umſchloſſen ihn, ihre ganze Geſtalt drängte ſich an ihn. Der Mantel war von ihren Schultern gefallen. Ein ſüßer, geiſtiger Duft umwehte ihn. Ihre Lippen ruhten auf ſeiner Wange, zärtlich ſchmerzlich ſeufzend. Er fühlte, das Schickſal lag auf ſeiner Bruſt.

„Nur das eine Wort, ſagſt du. Was für ein Wort?"

„Das du ſagen ſollſt," antwortete ſie. „Eine Silbe. Nie!"

„Nie von dir —"

„Nie mehr von mir gehn! — O gib mir meine Ruhe wieder. Und büß' ein wenig deine Schuld!"

„Meine Schuld —"

„Ich will ja nichts wiſſen. So lieb' ich dich. Mein ‚Nie' gegen deins. Iſt das nicht genug?"

Ihm graute vor ſeiner Schuld. Ihn zog alles, auch dieſes Grauen, zu dieſer ſüßen Vergebung hin. Ja, ja, ich will's büßen! dachte er, während er die ihn umſchmeichelnde Pracht ihrer Glieder, ihre Glut, ihre Liebe fühlte.

„Ja, ja, ja," ſagte er. „Glaub an mich. So ſoll's ſein. Ich bleib' bei dir!"

„Wirſt mich nicht verlaſſen —"

„Mein Wort!"

„Nie, du mein Einziger!"

„Nie!"

Drittes Buch

Es war voller Winter geworden; Hans Makart, der gefeiertſte Maler Wiens, gab eines ſeiner großen Feſte. In den Sälen des Werkſtatthauſes, das im Garten neben ſeinem Wohnhaus lag, war die Pracht, mit welcher der Farbenmärchenſinn des noch jungen Meiſters die rieſigen Räume ausgeſtattet hatte, noch erhöht, vermehrt worden. Den Hauptſaal, Makarts Atelier, ſchmückte auch eines ſeiner großen, romantiſchen Gemälde, das faſt eine ganze Wand bedeckte, eben erſt vollendet; von den andern Wänden ſahen hier und da farbenprunkende Frauenbildniſſe auf ihre umherwandelnden Urbilder hinab. Im Nebenſaal lockte auf langen Tiſchen ein gewaltiges eßbares Stillleben, von einem ausgeſtopften Pfau von höchſter Schönheit gekrönt. Es war eine Zeit, ſozuſagen die Makartzeit, in der die Wiener „Geſellſchaft“ das Schwelgen in Schönheit als Höchſtes betrieb; ſo ſollte denn auch niemand in moderner Tracht erſcheinen, der bei den Frauen der große Stil, die maleriſche Wirkung, bei den Männern alles fehlte. Das ſiebzehnte Jahrhundert war vorgeſchrieben; aber in all ſeiner Mannigfaltigkeit, ohne Einſchränkung. In

Koſtümen jeder Art, von den allerreichſten, prächtigſten bis zu den ſchlichteſten — wenn ſie nur nicht logen — bewegte ſich ein Strom von Menſchen, die „mit dazu gehörten", in den hohen Räumen hin und her; ſchöne Frauen von Rang und ohne Rang, Fürſten und Miniſter, Künſtler jeder Art, auch Schauſpieler und Schauſpielerinnen, endlich alles, was ſich zaunkönig lich unter die Flügel eines „Adlers" der Geſellſchaft zu ſchmiegen verſteht.

Auf der breiten Erhöhung am Ende des Hauptſaals, zu der eine hölzerne Treppe hinaufführte, ſtanden drei der vielen reizenden Frauen, nicht prunkvoll, aber mit Geſchmack gekleidet: Gräfin Albertine, Urſula und Lulu, und ſchauten über die Brüſtung in den Saal hinunter. Von hier geſehn verlor ſich der einzelne leicht im Haufen, aber die Harmonie des Ganzen, die Erfüllung des geſchmückten Raums mit geſchmückten Menſchen kam zur vollen Wirkung. Das langſame, immer wechſelnde, ſorgenloſe, genießende Vorüberziehn der farbenreichen Geſtalten ging wunderlich angenehm auf die Sinne: bald zu höchſtem Leben anſpannend, bald einlullend wie weiche Muſik. Urſula ſtand an die Brüſtung gelehnt, ihre Augen *träumten* mehr. Albertine ſah lebhaft umher, aber mehr das Geſamtbild ſuchend; Lulu verfolgte die einzelnen, neugierig, bewundernd, beneidend, wie mit Kinderaugen.

„Wie eigentümlich reizend das iſt," ſagte Albertine, die Hand auf Urſulas Arm legend: „die großen Teppiche an der Wand, mit den großen Menſchen drauf

— wenn vor denen ähnlich gekleidete, lebendige ſich vorbeibewegen."

„Ja, ja; märchenhaft," murmelte Urſula.

„Da iſt auch die Wolter!" warf Lulu hin. „Kommt eben aus dem andern Saal herein; die im Stuartkragen. — Dieſes Prachtgewand! Uije!"

„Und der Kopf," ſetzte Albertine hinzu. „Schwarzbach hat recht: ein Götterweib!"

„Wo iſt denn Graf Schwarzbach?" fragte Lulu, mit einem heimlich forſchenden Seitenblick auf die Gräfin.

Albertine zuckte die Achſeln. „Weiß nicht, Frau Lulu. Vielleicht kommt er erſt."

„So ſpät? — Da geht Fürſt Weißenfels mit ſeiner Fürſtin. Ei, iſt die ſchön! Aber ein biſſel bleich, kommt mir vor. — Die Borgonuovo iſt auch dabei. Was die um den Hals und an ihrem großen Hut für Perlen und Rubinen und Brillanten hat!"

„Alter Familienſchmuck, wie mir ſcheint."

„Ja, ſo ſieht's aus. — Es ſcheint aber, die hohen Herrſchaften wollen ſchon wieder gehn; der kleine Hans, der große Meiſter, macht ihnen ſo vorwurfsvolle Armbewegungen. — Schau, da kommt mein Gatte daher; mit Euler."

Felix ſtieg die kleine Treppe hinauf, hinter ihm der Maler. In ſeinem mächtigen, hoch emporgeſchlagenen Hut und dem ſtilwidrig geöffneten Hemdkragen — die Hitze in den Sälen war ihm zu ſtark geworden — ſah Felix eher einem Räuberhauptmann aus der Oper als einem Edelmann gleich. „Nur

'ne Abkühlung um zwanzig Grad," ſagte er, als er oben ſtand, „dann wär' alles gut!"

Lulu ſah ihn flüchtig mitleidig an: „Du armer Aff'. — Ich ſpür' keine Hitz'. — Heut iſt ja wohl die ganze Mohrſche Trinkſtube hier!"

„Ich glaub'," entgegnete Felix; „bis auf meine Mutter."

„Die iſt nicht recht geſund, hör' ich eben," ſagte Albertine. „Ihre Frau hat uns erzählt, daß ſie für die Nächte zu Ihnen hinaufgezogen iſt."

Felix lächelte: „Eine kleine Kriegsliſt von uns — um der alten Frau den Mut zu ſtärken! Sie neigt nämlich etwas zu Todesangſt; und da ſie jetzt Nachts zuweilen Erſtickungsgefühle hat — Doktor Rabe ſagt, es iſt nicht ſo ſchlimm; ungefährliche kleine Anfälle — ſo glaubt ſie jedesmal: das wird mein Tod! Da iſt mein gutherziges Weib auf den Gedanken gekommen: wenn ſie nicht ſo einſam, ſondern in unſrer Wohnung, neben uns ſchläft, ſo wird ihre arme Seele ruhiger ſein. Lulu hat ihr Toilettenzimmer an ſie abgetreten —"

„Ich brauch's ja nicht!" warf Lulu dazwiſchen. „Es geht auch o h n e !"

Felix ſtreichelte ihre Schulter. Ja, ja, dachte er: herzensgut! — Und ſo b e ſ o n d e r s gut ſeit damals, in Rinnbach. Wie wenn ſie mir ſagen wollt': ja, etwas im Unrecht war ich; aber nun nie mehr!

„Graf Waldburg," murmelte Urſula mit ihrer heut ſo träumeriſchen Stimme. „Wie gut ihm ſein

ſpaniſcher Anzug ſteht. Und wie jugendlich der Mann noch iſt!“

„Und wie klein der Makart neben ihm,“ bemerkte Euler.

„Aber wie harmoniſch die ganze kleine Geſtalt!“ verſetzte Felix. „Wie ein phantaſtiſcher Zauberer.“

„Na ja.“ Euler lächelte ſatiriſch; er pflückte gern ein Blättchen von Makarts Lorbeeren ab. „Der kleine Mann zaubert allerlei; ſo auch neben den wirklichen, lebendigen Damen dieſe gemalten da an den Wänden, die ganz echte Makarts und 'ne Welt für ſich ſind.“

„Sie meinen: ſehr unähnlich.“

„Ja, ein biſſel ſehr!“

„Es iſt was dran,“ gab Felix zu. „Es iſt aber auch was d r i n.“

„'s iſt wohl nur was d r u m h e r u m!“

Lulu, die ſich über die Brüſtung vorgebeugt hatte, um jemand beſſer zu ſehn, wendete den Kopf zurück. „Iſt es eigentlich hübſch, daß wir ſo über den Hausherrn ſprechen? — Übrigens, mir war eben, als hätt' ich Walter Haßfeld entdeckt; er war's aber nicht. Ob der gar nicht kommt?“

„Mir hatte er geſagt, er kommt,“ erwiderte Felix.

Euler zog die Schultern hoch: „Der Mann wird ja jetzt ſo unberechenbar. Er kriecht immer mehr in ſein Verſteck und ſitzt da an ſeinem großen Arbeitstiſch, oft bis tief in die Nacht. Warum eigentlich? Ich verſteh' das nicht. War ſonſt ein ſo gemütlicher Menſch.“

„Wie der Maler Fritz Euler," ſagte Felix lächelnd. Euler arbeitete nie zu viel.

Lulu ſchüttelte ihr weiſes Blondköpfchen: „Nein, der Haßfeld, der übertreibt's! Als ich ihn das letzte Mal ſah — man ſieht ihn jetzt ſo wenig — da bin ich erſchrocken. So abgemagert! So ein nervöſes Geſicht!"

„Aber ſehr intereſſant," ſagte Albertine. „Vergeiſtigt."

„Ja, aber zuletzt iſt kein Körper mehr da!"

Urſula ſchien dies alles nicht gehört zu haben: ſo verſunken ſchien ſie in das Bild da draußen, oder in ſich ſelbſt. Endlich, wie erwachend, ging ſie langſam die Treppe hinunter. Lulu folgte ihr; Felix und Euler dann auch. Nur Albertine blieb noch oben. Ihre Augen mochten von dieſem ſtundenlangen Schauen ermüdet ſein, ſie ſchloß ſie eine Weile.

Als ſie ſie wieder öffnete, ſtand Graf Wilhelm Schwarzbach neben ihr. „Guten Abend, Gräfin," begrüßte ſie ſeine weiche Stimme.

„Ah! Sind Sie da! Ich glaubte ſchon faſt, Sie kämen nicht mehr."

„Es war eine Dummheit; entſchuldigen Sie. Ich war ſchon vor zwei Stunden fix und fertig, ſo wie Sie mich ſehn, ein Rubens, ein Van Dyk, ich weiß nicht. Da — da mocht' ich nicht. Es packte mich eine ſo heftige Menſchenſcheu — nein, das iſt nicht das Wort — eine Art von Weltflucht — eine Melancholie. Kurz, ich warf mich aufs Sofa; da hab' ich gelegen."

„Ah!“ — Albertine blickte ihn mit ihren klugen Augen wie tief forſchend an. „Hängen Sie ſo von Stimmungen ab?“

„Manchmal wohl. — Je nachdem. — Dies hatte mir wohl ſchon auf der Bruſt gelegen; es wuchs und wuchs, während ich mich verkleidete; dann brach es auf einmal aus.“

Die Gräfin lächelte: „Sie waren wohl heut der einzige von dieſer Art. — Warum ſind Sie dann doch noch gekommen?“

„Nu, weil ich es doch ſchmachvoll fand: der ganze Kerl fertig bis zum letzten Knopf, und dann — — Ich kam mir vor wie ein Deſerteur!“

„Und ſind Sie nun geheilt, wenn ich fragen darf?“

Er ſah ſie einige Augenblicke ſchweigend an und ſchüttelte zögernd den Kopf. „Nein,“ ſagte er dann.

„Und — — und darf man auch nach der Urſache fragen?“

„Mein Gott — es ſind mehrere. Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Herzliches Mißfallen an mir. Mangel an Verſtehen der Welt. Mangel an Freude an der Welt. — Und dann noch eine, die Haupturſache.“

„Und die?“

„Die hängt wohl mit all den andern zuſammen; denn wenn die nicht wär', ſo drückten mich die andern nicht ſo. — Warum ſchauen Sie jetzt in den Saal hinein?“

„Warum?“ Albertine konnte nicht umhin, wieder

zu lächeln, ſo ernſthaft ihr zu Mut war. „Mir fiel nur eben der Widerſpruch auf: dieſer Feſtſaal und all das farbige Gewoge, und wir ſprechen hier von den fünf Urſachen Ihrer Melancholie."

Graf Wilhelms „urgute" Augen kehrten von einem flüchtigen Blick in den Saal völlig ungerührt zu Albertinens Geſicht zurück, als hätte er nichts geſehn. „Ach ja," ſagte er dann aber, „ich ſollte Sie von mir befreien!"

„Warum?" entgegnete ſie raſch. „Nein, nein, nein. So war's nicht gemeint. Im Gegenteil — ich möcht' auch die fünfte Urſache wiſſen. Es ſcheint aber, die ſagen Sie nicht."

„Ach, Sie kennen ſie ja," fuhr aus ihm heraus.

„Ich kenne ſie?"

„Sie ſteht vor mir!"

„Ah!"

Auf Albertinens lebendigem Geſicht ſpielte zweierlei durcheinander: unerwartet — und doch erwartet. Ja, doch auch erwartet; jetzt wußte ſie's; wie man ſo manches erſt weiß, wenn eine Sache geſchehen oder ein Wort gefallen iſt.

„Sehn Sie, ich hätt' nicht kommen ſollen!" ſprach Schwarzbach weiter, da Albertine eine Weile ſchwieg. „Jetzt ſpiel' ich die komiſche Figur, auf Makarts Zauberfeſt Ihnen von Dingen zu ſprechen, die — — Warum ſchütteln Sie den Kopf?"

„Weil ich das von der komiſchen Figur nicht hören will. Es tut mir nur leid — ſehr leid — wenn ich eine Urſache bin, daß Sie — — Hab' ich

etwas getan, das ich nicht hätt' tun ſollen? Oder was hab' ich ſonſt verfehlt?"

„Was Sie —?"

„Sie wiſſen, ich möcht' immer die Wahrheit wiſſen. Und von Ihnen — hab' ich eine ſo gute, hohe Meinung. Sagen Sie mir doch offen — — alles."

„Ich ſoll alles ſagen?"

Graf Wilhelm erwachte gleichſam; ſo belebte ſich ſein überſchleiertes zaghaftes Geſicht. Ihre weiche Stimme! Ihr freundlicher Blick! Und dieſe Worte! „Gräfin Albertine," ſagte er leiſer, da ihm war, wie wenn das Stimmengewirr da unten näher käme, aber ſeine Augen begannen lauter zu ſprechen, „wie ſind Sie — wunderbar gut! — Offen? Alles? — Es iſt ja mit drei Worten geſagt. Es — begann ſo ſchön! Unſre muſikaliſche Harmonie, von der erſten Stunde an. Ich hoffte dann: ſo wird's weitergehn. Meine Bewunderung für Sie war ja bald ſo grenzenlos; meine Verehrung, meine — — Und ich bildete mir ein, wir hätten auch ſonſt manche Harmonie. Dabei blieb's dann aber. Es blieb ſo ſtehn. Nie kam mir das Gefühl, daß auch Sie — — Nun, da hab' ich mir natürlich endlich geſagt: es liegt halt an dir! Sie iſt unzufrieden mit dir. Du mißfällſt ihr. Und ſie hat auch recht. Du biſt nichts. Du verſtehſt die Welt nicht. Du haſt keine rechte Freude an der Welt, und die Welt hat gar keine an dir!"

Albertine lächelte weich und ernſt. „Ach nein —

ſo dumm iſt die Welt doch nicht. — Soll ich Ihnen aber offen ſagen, was ich zuweilen gegen Sie auf dem Herzen hatte?"

„Ich beſchwöre Sie, tun Sie das!"

„Ich will ganz aufrichtig ſein. Sehn Sie — von all den Ariſtokraten, die ich kenne, kommt mir keiner ſo frei und ſo natürlich und ſo einfach menſchlich vor wie Sie. Und das hab' ich auch gleich gefühlt! Aber manchmal — auch Sie — manchmal fand ich, Sie haben ſo was wie — — Menſchenfurcht nicht; o nein, das iſt's nicht — aber ein gewiſſes Rückſichtnehmen, wo's für mein Gefühl nicht hingehört. Rückſichten muß ja jeder nehmen, ſo iſt nun einmal die Welt gemacht; aber wo's ernſthaft um die Überzeugung geht, da gradeaus durch die Wand! — Mein Mann, glaub' ich, wär' ſo geweſen — oder ganz geworden. Er ſtarb ja ſo jung. Ich bin für die Freiheit! Ich hab' alle Vorurteile in mir ausgerottet; oder wenn ich doch noch irgendwo eins finde — heraus damit! Ich könnt' mit Mohammedanern und Buddhiſten leben, wenn ſie nur Menſchen ſind. Ob ‚Herr von' oder ohne von, das berührt mich nicht; ſoll mich nicht berühren. Den Vorurteilen der andern nachgeben? Nie!"

Albertine hatte ſich ſchön ereifert, ihre Wangen waren erglüht, die dunklen Augen auch. Schwarzbach betrachtete ſie verliebter als je; ſo reizend hatte er ſie noch nicht geſehn.

„Nun ja," antwortete er, gebeugt und aufgerichtet zugleich, „da hab' ich's. Sie ſind mit mir unzufrieden;

das wußt' ich ja. Bitte, nur nicht liebenswürdig lächeln; ich will meine ganze Ladung haben, wie der Schuß auch trifft! — Menſchenfurcht — Sie haben recht, das iſt's nicht; aber eine gewiſſe Läſſigkeit, Nachgiebigkeit, die hab' ich — die bei ernſten Sachen doch auch Feigheit iſt. Alſo ein feiger Patron. Pfui Teufel!"

Ein immer liebenswürdigeres Lächeln verklärte Albertinens Geſicht. „Das ſteht Ihnen ſo gut, wenn Sie ſich ſelber heruntermachen. Sie ſind wirklich ein —"

Sie hielt inne.

„W a s bin ich?"

„Ach, das ſag' ich Ihnen vielleicht ein andermal. Nein, Graf Schwarzbach! Unter den Grafen und ſo weiter, die ich kenne, ſind Sie noch der tapferſte Menſch!"

„Gräfin Albertine! Ich?"

„Ja, Sie. Wenn Sie auch manchmal Rückſicht nehmen — ſo ruhig und feſt ſchwimmt ja doch keiner gegen den Strom der Vorurteile und der Traditionen wie Sie. ‚Unſre muſikaliſche Harmonie', ſagten Sie vorhin. Wir haben ja auch eine a n d r e. Oder wir w e r d e n ſie noch haben, denk' ich. Ich glaub', keiner in unſrer Welt ſo wie Sie und ich."

„Glauben Sie das wirklich? — O Gott!"

Dem Grafen ſtand das Herz eine Zeitlang ſtill. Er ſah Albertine nicht recht. Er ſah ſie wieder. „Wie Sie und ich?" ſtammelte er hervor.

Sie nickte nur ein wenig, ſie ſagte nichts.

„Das iſt wie ein Traum. Vor einer Stunde auf meinem Sofa — in dem Zuſtand — und jetzt ſteh' ich hier ſo! — Beſte, liebſte Gräfin. ‚Wir werden ſie noch haben'? Ihr Mann wär' ganz ſo geworden, meinen Sie. Das ſchlug mir förmlich aufs Herz. In dem Augenblick dacht' ich: und ich will ſo werden! — Ich werd's auch. Wenn wir zuſammenſtünden, ganz gewiß. Einer hilft dem andern. Ich würd' mich nicht ſchämen, wenn eine Frau mir hülfe. Eine Frau wie Sie ... Meine Frau ..."

Das Wort war endlich geſagt. Ein noch zaghaft hoffender Blick flog ihm nach, und bei ihrem ſüßen Schweigen kühner werdend, überſchüttete er das noch ſo junge, errötete Geſicht mit ſeinen ritterlichen Fragen und Bitten.

„Graf Wilhelm!" hauchte ſie hin.

„Glauben Sie, ich werde ſo?"

Langſam, aber tief ernſthaft nickte ſie.

„Mit Ihnen? Kämen Sie zu mir?"

Sie nickte wieder.

„Albertine!"

„Bitte," flüſterte ſie, „nicht ſo laut!"

Es ſchien wirklich, er hatte jetzt zu laut geſprochen; denn von unten rief Doktor Rabes Baß herauf: „Graf Schwarzbach! Sind Sie doch noch gekommen?" Rabe ſtand ſtill, wie ihn erwartend.

„Guten Abend!" rief der Graf hinunter, durch dieſe Anrede in dieſem Augenblick ganz verſtört. „Ja, jawohl, ich komme! — — Nein, ich komme nicht," ſprach er zu Albertine weiter. „Ich kann nicht. Jetzt

mit dieſen Menſchen reden ... Ich bin verrückt. Ich bin im Himmel. Sie wollen! Sie haben mir zugenickt ... Steht er noch da, oder geht er fort?"

„Er geht fort," flüſterte Albertine, über Schwarzbachs Verwirrung in all ihrer eignen Erregung wie ein Mädchen lächelnd.

„Ich red' jetzt mit keinem Menſchen. Ich kann nicht. Ich muß mit meiner Seligkeit hinaus in die Luft! — Du willſt mein ſein. Albertine! — Ich kann nicht mehr Sie ſagen; ich bring's nicht heraus."

„Sie ſollen ja auch nicht —"

„Du auch nicht!"

„Nein."

„Gute Nacht! Morgen komm' ich zu dir. O wie war ich dumm, als ich auf meinem Sofa lag! Ich haderte mit Gott!"

„Du biſt ja aber noch gekommen —"

„Ja. Gute Nacht! — Wär' ich nur erſt zwiſchen den Menſchen hinaus. Dieſes entſetzliche Gewühl da unten. Dies verrückte Feſt!"

„Dieſes Glücksfeſt!"

„Ja, ja. Für uns! — Morgen komm' ich zu dir. Dir, dir! Dieſe Nacht ſchlaf' ich keinen Augenblick. Leb wohl!"

Er ging fort, zuerſt rückwärts, mehr taumelnd als auf feſten Füßen. Dann floh er durch das „Gewühl" hinaus.

* * *

Die Nacht rückte vor, allmählich wurden die Säle leerer; viele hatten das Haus ſchon verlaſſen; bei den andern trat mehr die Ruhe des plaudernden Behagens ein. Wer ſich nicht bei dem eß- und trinkbaren Stillleben anſiedelte, ſaß hier und da in kleiner Geſellſchaft herum, unter Dattel- oder Fächerpalmen oder blühenden Kamelien, über indiſchen Teppichen oder Eisbärfellen. Felix hatte am Büfett einige Gläſer ungariſchen Weins getrunken, war vorher als vergnügter Schmetterling von einer Frauenblume zur andern getändelt; er ſchlenderte jetzt allein in das Atelier zurück. Ihm war friſch und froh ums Herz. Er fühlte den Sonnenſchein, den ſein guter Humor wieder einmal ausgeſtrahlt hatte, gleichſam auf ſeiner eigenen Haut, als käme er zu ihm zurück. Sein ſchönes Weib hatte wieder ſo vielen gefallen, von ſo vielen hatte er's gehört; ſie war aber nicht *drauf aus* geweſen, zu gefallen, ſchlicht und faſt mädchenhaft wie früher war ſie in ihrer Rubensſchen Herrlichkeit dahingegangen. Doch gebeſſert! Vielleicht ganz geheilt! — Leiſe wie ein Vogel vor dem Einſchlafen pfiff er ein gemütliches Operettenlied vor ſich hin.

Neben der Erhöhung im Atelier blieb er ſtehn; hier war eben niemand. Er lehnte ſich an den hölzernen Aufbau an, kreuzte ſeine Arme. Von oben, wo gedämpfte Stimmen ſprachen, konnte man ihn hier nicht ſehn, er überblickte aber den Saal bis zum großen Fenſter. Nicht weit von dem, faſt darunter, wo ſonſt die weggeräumten Maltiſche ſtanden,

ſaß Graf Waldburg, der noch nicht weggefahren war, neben Lulu; ſie waren dort faſt allein. Waldburg ſprach lebhaft; Lulu, wie es ſchien, hörte etwas träumeriſch zu. Die wundervolle Harmonie ihrer Geſtalt wirkte auch ſo im Sitzen und in die Ferne. Das blonde Gelock auf ihrer Stirn ging über die Schläfen, neben den ſchönen Linien der ſanftgewölbten Brauen, wie ein weich umhüllender Mantel weiter, rückwärts den reizenden Hals umſchmeichelnd. Wie oft hatte Felix dieſen Mantel dort hinweggeſpielt! Und er iſt doch an ſich ein Wunderwerk, dachte er. Wenn ſo ein blitzſauberes Weib ein Meiſterſtück iſt, ſo ein Blondhaargeſpinſt iſt *auch* eins!

„Wie gemütlich der Waldburg da mit ſeiner jüngſten Eroberung ſitzt," hörte er jetzt über ſich, im Aufbau, eine der gedämpften Stimmen ſagen. — Ein elektriſcher Schlag fuhr durch Felix hin.

„Weil er ihr den Hof macht?" erwiderte die andre Stimme; die Stimme eines Malers, den Felix oberflächlich kannte. „Das iſt doch noch keine Eroberung."

„Nein; aber jetzt hat er ſie."

„Woher weißt du das?"

„Aber, Schatz, ſo was erfährt man halt."

„Ja, wo ſieht er ſie denn? In die Trinkſtub', die ihnen der Haßfeld gemacht hat, kommt er ja gar nicht mehr."

„Nein, er beſucht ſie jetzt, wenn der Mann nicht zu Haus iſt. Und wo ſie *ſonſt* noch zuſammenkommen, das — — das läßt ſich ja machen!"

„Aha!“ — —

Reden ſie noch weiter? dachte Felix in ſeinem ſauſenden Hirn. Er konnte nicht mehr hören. Auch das Sehn verging ihm. „Wenn der Mann nicht zu Haus iſt“ ... Weiter hatte er auch ſeine Gedanken nicht mehr. Sie waren da, aber wirr übereinander, unſinnig, nicht zu faſſen, wie in einem Fiebertraum; wie wenn ſie nur von draußen an die Tür des Bewußtſeins pochten; oder als raſten ſie wie wildgewordene Pferde im Zirkus herum. Nur das eine fühlte, wußte er noch: Mein Geſicht nicht zeigen! Mich verbergen, bis ich wieder bei Sinnen bin! Es ſtand da ein Seſſelchen ohne Lehne an der Wand, das er halb erkannte; bei einem früheren Beſuch des Ateliers hatte er darauf geſeſſen. Er taumelte und ſank auf die glatte Fläche hin. Die Wand daneben ſtützte ihn. Das Bewußtſein kam und ging; wie Wellen ging's über ihn hinweg.

Endlich kam er zu ſich; in ſeiner Stirn ſaß nur noch ein dumpfer Schmerz. Mit einer Qual, wie er ſie nie gekannt, horchte er nach oben: reden die da noch? — Es war ſtill. Keine Stimme mehr. Auch ſonſt kein Laut. Fortgegangen ... Wo iſt Lulu? dachte er und drehte ſich von der Wand herum. Der Name tat ihm weh. Da ſaß ſie noch, auf demſelben Platz; allein: Waldburg war fort. Jetzt nur Ruhe! Ruhe! Ein Mann ſein! Noch viele Menſchen da herum, jeder mit zwei Augen. Als der bekannte, gemütliche Felix von Mohr dieſes Feſt verlaſſen. Fort mit Lulu! nach Haus!

Er ſtand auf, machte ein paar Schritte; es war gut, er konnte. Wie wenn er über einen Parkettfußboden zu einem ausländiſchen Geſandten ginge, wandelte die lange Geſtalt den Saal entlang, bis er vor Lulu ſtand. „Nun wird's doch Zeit!“ ſagte er, erſchrak aber über den verheiſerten Klang; alles an ihm gehorchte, nur ſeine Stimme nicht. „Komm, fahren wir heim!“

„Schon? Warum?“ fragte Lulu, die wie aus einer Träumerei erwachte. „Du wollteſt ja womöglich bis zum Morgen bleiben.“

„Jawohl. Hab's gewollt. Aber die Mutter — weißt du. Es könnt' wieder ſo ein Anfall kommen. Dann wär' ſie allein!“

„Daran haſt du doch vorher nicht gedacht. — Aber wie ſiehſt du aus?“ Sie blickte ihn nun erſt mit ganz wachen Augen an. „Iſt dir nicht gut?“

„Nicht ganz gut. Auch darum möcht' ich fort. Alſo komm!“

„Wie du willſt, Felix,“ erwiderte ſie und ſtand träg, aber willig auf. Sie ſchritten nebeneinander dahin. Nach einer Ewigkeit, in der ihm das Herz von Zeit zu Zeit — ſo fühlte er's — zu einem Ungeheuer ſchwoll, das ihm übel machte, ſaßen ſie endlich im Wagen, im Mantel; fallender Schnee hatte beim Einſteigen ſein Kinn geſtreift. „Was iſt dir denn?“ fragte ihre helle ſanfte Stimme, während die Räder zu rollen begannen. „Wo iſt dir nicht gut?“

Zu Haus! zu Haus! dachte er. Hier kann ich nicht reden! — Er deutete auf ſeine Stirn, ſchloß

die Augen und legte den abgewandten Kopf in die Ecke. Sie murmelte etwas; dann ſchwieg ſie auch. So fuhren ſie dahin.

Vor ihrem Haus am Schottenring hielt der Wagen; ſie ſtiegen aus, er zahlte, ſie läutete. Sie ſtanden eine Weile im Schneegeſtöber, bis der Hausmeiſter kam und öffnete. Auch das war überwunden, und das Treppenſteigen. Im Speiſezimmer angelangt, zog er ihr, dann ſich den Mantel aus und warf ſeinen Hut auf den Tiſch. Den Hemdkragen, den er auf dem „Zauberfeſt“ wieder geſchloſſen hatte, riß er völlig auf. „Was iſt zwiſchen dir und dem Grafen Waldburg?“ fing er mit einer nach Luft ringenden Stimme an, die das Beben erſt verlernen mußte. „Sag die Wahrheit, ohne weiteres. Ich frag' dich als Ehemann. Ich frag' auf Leben und Tod. Was iſt zwiſchen euch?“

„Jeſus Maria und Joſeph!“ waren ihre erſten Worte. Ihr Geſicht ward totenblaß. Es ſchüttelte ſie. „Was hat man dir geſagt?“

Felix ſetzte ſich auf den Tiſch; ſeine Kniee mochten nicht ſtehn. „Nimm den großen Rembrandthut ab; der ſchaut mir ſo frech ins Geſicht. Sitz nieder, du zitterſt ja. Was man mir geſagt hat? Daß du ſeine Geliebte biſt —“

„Nein, nein, nein!“ ſchrie ſie auf und fuhr vom Stuhl wieder empor. „Das kann man dir nicht geſagt haben! Das iſt gelogen! Das iſt gelogen!“

„Wenn's gelogen iſt — gut. Setz dich wieder hin; ich will alles wiſſen. Verſchwend kein unwahres

Wort an mich; du kommſt nicht von dieſem Platz, eh ich alles weiß! Dein kreidiges Geſicht, das — War er hinter meinem Rücken bei dir, oder nicht?"

„Felix —"

„Was ſoll hier mein Name. Antwort auf meine Frage! War er hier oder nicht?"

„Felix — — mein Gott. Laß dir's ſagen — hör mich an —"

„War er hier bei dir, ohne daß ich's wußte?"

Vor ſeinen wilden Augen zuſammenfahrend, nickte ſie nun endlich. „Aber das kam ſo —"

„Lulu!" ſchrie er auf. Es riß ihn vom Tiſch in die Höhe; nun fühlte er, daß er noch irgendwo gehofft hatte: es iſt nicht wahr. Mit geballten Fäuſten trat er vor ſie hin. Zum Tod erſchrocken ſprang ſie auf und floh in die Ecke neben dem Schenktiſch, ſich zuſammenziehend.

„Hierher!" donnerte er ihr nach. Als er aber dieſen überlauten Ton ſeiner Stimme hörte — ſo hatte er ſie vielleicht noch nie gehört — ſo war es, als erwachte er. Seine Augen gingen nach der Decke, nach unten. In der tiefen Nacht! zwiſchen fremden Menſchen! Er, Felix von Mohr! — Er ſtrich ſich über die Bruſt, zog die Brauen zuſammen. Ohne einen Laut ging er zu Lulu hin und führte ſie an der Hand — ſie war willenlos — auf ihren Stuhl zurück. „Hier bleib, bis wir fertig ſind," ſagte er mit übertrieben gedämpfter Stimme. „Ich werd' raſend, wenn du lügſt. Sonſt nicht. Er war alſo hier — und

ich wußt' es nicht. Wann, wann war er hier? Und was iſt geſchehn?"

„Ach mein Gott —"

„Heraus mit der Wahrheit! Heraus!"

„Wir waren noch in Rinnbach. Da —"

„Noch in Rinnbach!"

„Ja. Am vorletzten Tag. Du warſt ausgegangen; da kam er plötzlich in die Tür. Ich bin ganz erſchrocken. Er war blaß — und ſo weich — daß er einem leid tun kount' — und ſagt' ganz aufrichtig, er hab' dich fortgehn ſehn, und das ſei ihm recht, denn mit mir allein möcht' er reden. Denn was ihm auf dem Herzen lieg', das verſtünden die Männer nicht ſo, nur die guten Frauen! — Bitte, nicht ſo ſchrecklich lächeln; ich ſag' dir, wie's iſt. Ich ſag' nur die Wahrheit, beim allmächtigen Gott; ich ſchwör's, ich ſchwör's! — Es war auch anders von ihm gemeint, als du denkſt. Es geh' ihm nicht gut. Ihn verzehr' ſein Leben. In der Politik, da ſei ſo oft der Teufel los, und jeder Tag hab' ſeine Plag'; und zu Haus — die Öde; kein Weib und kein Kind. Und die Zerſtreuungen, die er ſich mach' — oder die man ihm andicht' — die füllten doch die Öde nicht aus; denn die ſei in ihm. Und ſo nehm' jetzt ſeine Geſundheit ab, und ſeine gute Laune, und alles —"

„Weiter, weiter!" ſtieß Felix zwiſchen den Zähnen hervor. Ihm war ſchon, als ob er ihre weiche, zuckerige Kinderſtimme nicht mehr hören könnte. „Was er dir alles vorgeſungen hat, damit verging' ja die ganze Nacht!"

„Ach mein Gott, was ſoll ich denn tun? Du willſt alles wiſſen. Und du mußt doch auch hören, wie's gekommen iſt: daß ich ruhig und mitleidig dageſeſſen hab' — und ihm tröſtende Worte geſagt, ſo gut ich's halt' verſtanden hab' — bis er endlich in aller Ehrbarkeit mit ‚gute kleine Frau' und ‚ihr ſeid doch die geborenen Tröſterinnen' und noch ſo was fortgegangen iſt. Und es hat mir geſchmeichelt, ja, das geſteh' ich dir, ich will ja nicht lügen — hat mir geſchmeichelt, daß er zu mir, zu der dummen Lulu Sommer, hinausgefahren iſt, um ſich Troſt zu holen. Und es iſt mir dann nachgegangen und hat mich gefreut."

„Und warum haſt du mir's nie geſagt?"

„Er hat's nicht gewollt!"

„Nicht gewollt —"

„Hat gebeten, mein' ich. ‚Tun Sie mir die Liebe, ſagen Sie's ihm nicht; er ſoll nicht wiſſen, daß ſein Chef in ſo heruntergekommener Stimmung iſt. Vor ihm bin ich der Friſche, der Lebensfrohe. Auch verſtehn die Männer ſo leicht etwas falſch. Sie verſprechen mir's!' Ich hab's ihm verſprochen. Gott im Himmel, deine Augen. Ja, das war wohl mein erſter Fehler! meine erſte Schuld!"

„Aber nicht die letzte. Weiter, weiter!"

„Dann kam er hier im Herbſt zu mir; du warſt wieder nicht zu Haus. Er hab' ſich nach meiner freundlichen, guten Stimme geſehnt — und nach — was man halt ſo ſagt. Und ich ſollt' ihm weiter helfen, daß ihm beſſer würde. Und — und ich hab'

wohl wieder, wieder zu viel Mitleid gehabt. Aber nein, was lächelſt du — es iſt nichts geſchehn! Er iſt wieder ſo fortgegangen und —"

„So komm in des Teufels Namen zum Ende! Was iſt denn das nächſte Mal geſchehn?"

„Ach, fahr mich, bitte, nicht ſo an. Du irrſt. Ich hab' nichts getan! Aber — ich weiß nicht, was mit mir iſt. Ich bin nicht ſchlecht! Ich will gut tun; immer! Er hat aber eine Gewalt über mich. Sein Blick. Seine Stimme. Er behext mich, glaub' ich. Wenn er ſo wärmer und wärmer ſpricht — und dann bitten kommt — ich denk' zuletzt wie im Traum, es müßt' wohl ſein. Und beim dritten Mal — viel ſpäter — da bat er dann: ihm was Liebes tun! Und — ich hab' genickt. Und er wollt' mich küſſen. Nein, nein, nein — nein, nein, nein, es iſt nicht geſchehn! Es kam etwas. Ein andrer Beſuch, glaub' ich. Ja, ja, ein Beſuch. Gott hat mir wohl beiſtehn wollen. Ein Beſuch iſt gekommen. Sogleich iſt er fort!"

Felix rang nach Luft. Dieſe Höllenmarter! So ein Unterſuchungsrichtergeſpräch mit ſeiner Frau! — „Und dann?" fragte er, beide Hände gegen den Tiſch preſſend, die Kniee ſteif machend, als könnt' ihm das helfen.

„Dann iſt er nicht mehr gekommen; bei Gott, ich ſchwör's. Er hat mir nur einmal ein Billett geſchickt: es ſei ſo ſchwer, mich harmlos, ungeſtört zu ſehn. Und es verlang' ihn doch ſo ſehr danach. Ob denn keine Möglichkeit wär', uns irgendwie am

dritten Ort zu sehn? — Ich bin furchtbar erschrocken. Wie kommt ihm das? Wie fällt ihm so was ein? Und hab' das Billett genommen und ins Feuer geworfen; und keine Antwort gegeben —"

„Nicht? — Es war ja auch nur ein Stück Papier — ohne seine Augen, ohne seine Stimme. Aber heut! Diese Nacht! Da saß er neben dir. Was hat er gewollt? Was hat er gesagt? — Ich töte dich, wenn du mich anlügst. Und Gott verdammt dich. Du hast ja deinen Gott. Was ist heut geschehn?"

Lulus Augen irrten nach oben, zum Himmel hinauf. Dort hört man, was sie sagt! Lügen darf sie nicht! — Nun kam's. So lange hatte sie's hingehalten, und auf Erleichterung ihrer Schuld hinzureden gesucht. Sie fiel auf die Kniee. „Felix!"

„Was hat er gesagt?"

„Das — das gleiche wie in dem Billett. Uns sehn — an einem dritten Ort."

„Und was hast du geantwortet? Du?"

„Was ich ihm geantwortet hab'? — O Gott, sieh mich nicht so an! — Seine Stimme lullt mich ein. Seine Augen fangen mich —"

„Was hast du gesagt?"

„Ich hab' so dagesessen wie im Traum. Ich hab von ‚noch Geduld' gesprochen. Von ‚Vielleicht' oder — ‚Bald' gesprochen —"

„Dirne!" schrie er sie nun an. Er nahm den Stuhl, neben dem er stand, hob ihn in die Höhe, um ihn auf sie herunterzuschmettern. Lulu schrie nun

auch. Bei dem „Dirne“ wäre ſie faſt umgefallen; die Todesangſt gab ihr wieder Kraft. Sie ſprang auf und rannte zur Tür, die ins Wohnzimmer führte; ſie ſtieß ſie auf, die Tür war nur angelehnt. „Mutter! Mutter!“ rief ſie. „Hilfe! Hilfe!“

Die alte Freifrau ſtand vor ihr, einen Leuchter mit brennender Kerze in der zitternden Hand; Lulu hätte ſie faſt umgerannt. „Mutter!“ ſchrie ſie wieder; ſich über dieſe Erſcheinung zu wundern, hatte ſie keine Zeit. „Dein Sohn will mich erſchlagen!“ Sie lief hinter die alte Frau, dort ſank ſie wieder in die Kniee.

* * *

Felix kam ihr nach; er hatte den Stuhl auf die Erde geſtellt. Der Anblick der Mutter erweckte ihn. Wie ein Geſpenſt ſtand die Alte da, blaß, mit ſtarrenden Augen und leiſe bebenden Lippen; ſtatt ihres ſchwarzen Kleids ein dunkler Rock und eine Nachtjacke, nur halb zugeknöpft. Sie ſah Felix an, als fürchtete ſie ſich vor ihm. Dann ſeufzte ſie tief.

„Felix!“ ſagte ſie, wie ihn beſchwörend, und wandte den dunkel-grauhaarigen Kopf halb nach Lulu zurück.

„Frag ſie auch, warum ich ſie hab' erſchlagen wollen —“

„O, ich weiß! ich weiß!“

„Woher weißt du? Wie kommſt du hierher?“

Sie machte eine um Verzeihung bittende, etwas feierliche Gebärde; ihre bleichen Lippen bebten noch.

„Ach, du ſchrieſt ja einmal ſo laut; da bin ich erwacht — oder ich ſchlief auch nicht; weiß es nicht. Bin aufgeſtanden, in meiner Angſt: was iſt denn geſchehn? Und kam herein und hört' euch ſprechen. Und die Tür war offen. Sie zumachen konnt' ich nicht. Fortgehn konnt' ich nicht. — O mein Gott! Mein Gott!"

Sie ſah gen Himmel, dann auf die knieende Lulu hinunter, dann auf ihren Sohn, und ſie rang die Hände.

Felix ertrug dieſen Anblick nicht. Er wußte nicht, was er tun, was er ſagen ſollte; ſeine Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt aufeinander. Er ging durch die andre Tür hinaus.

„Jeſus, Herr und Heiland!" murmelte die Alte. Ihre melancholiſchen, ſchönen, dunklen Augen lagen wieder ſchwer und nichtbegreifend auf der Sünderin. „Was kam uns ins Haus!"

Lulu ſtöhnte ſchweigend.

„Abgefallen! Von deiner Ehre! Von deinem Mann!"

Lulu begann zu ſchluchzen; dann ſtürzten ihr die Tränen hervor. „Nein, Mutter! Nein, nein, nein! Abgefallen nicht! — Wenn du gehört haſt —"

„Alles, alles. Von deiner Beichte hier jedes Wort."

„Abgefallen nicht! Ich hab' ja den andern nicht im Herzen, Mutter. Behext hat er mich —"

„Das ſind Worte, Worte."

„O Gott, ich hab' ja den Felix ſo lieb! — Ich ſchwör' dir's! Ich könnt' für ihn ſterben, ich —"

„Und ſagſt zu dem Grafen: nur Geduld, ich komm'!"

„Verrückt war ich, Mutter. Ich kann's nicht anders ſagen. Ohne Sinn und Verſtand!"

„Steh auf," ſagte die Alte ſtreng. „Vor wem knieſt du da? Vor Gott doch nicht. Wie kann man ſich ſo verirren, wenn man Gott vor Augen und im Herzen hat? Du warſt doch ein frommes Mädchen, eine fromme Frau. Und das war meine Zuverſicht. Wo war denn dein Gottesglaube, als du dich wollt'ſt küſſen laſſen? oder als du ihm ſagteſt: ‚vielleicht' und ‚bald'?"

„Ich hatt' meinen Gott vergeſſen," ſchluchzte Lulu hervor; dann bedeckte ſie ihr Geſicht.

„Komm!" ſagte die alte Freifrau, zog Lulu empor und führte ſie an der Hand wie ein Kind, bis zum nächſten Zimmer. Es war das frühere Toilettenzimmer, gegenwärtig der Mutter Schlafgemach. „Wenn du deinen Gott vergeſſen haſt, ſo mußt du wieder zu ihm. Eher biſt du nichts. Fleh ihn an um Reue! Fleh ihn an um Gnade!"

Lulu ſchüttelte in ihrer mutloſen Verzweiflung den Kopf; ihre Tränen ſtürzten noch. „Ach, die hab ich verſcherzt! verloren!"

„Wenn du bereuen kannſt, kann er auch vergeben. Aber ganz mußt du bereuen, verſtehſt du wohl; zerknirſcht, bis auf den tiefſten Grund deines Herzens. Wirf dich nur vor ihm nieder; hier!"

Sie wies auf einen Betſchemel, den ſie aus ihrer Wohnung mit heraufgebracht hatte; denn ſie endete

jeden Tag mit Beten und begann ihn so. Lulu sah verwirrt auf die alte Frau. In ihrer hastig schlecht zugeknöpften Nachtjacke, mit dem strähnenweis vorhängenden Haar, das sie nur mit kummervoll nachlässigen Gebärden zurückstrich, nahm sie sich beinahe komisch aus. Ihr Gesicht hatte aber in seinem feierlichen, frommen Ernst etwas Ehrfurchtgebietendes; und in den edlen Augen dieser ins Herz getroffenen Mutter lag ein Mitgefühl, das Lulu erschütterte. Auf einen zweiten, stummen Wink sank die junge Frau auf den Betschemel hin.

„Mutter!" stöhnte sie aber. „Was wird er tun? Was wird er tun?"

„Das überlaß nur ihm — und Gott. Du zerknirsche dich! Wirf dich vor Gott in den Staub!"

„Ja, ja, ja, ich will beten, Mutter. Ich will zur Muttergottes beten, daß sie für mich bittet. Heilige Mutter Maria —"

Sie betete leise murmelnd weiter, sich bekreuzigend.

Die alte Frau schüttelte den Kopf; so gefiel's ihr nicht. „Ich will mit dir beten," sagte sie. „O Kind, du bist so tief gefallen; da muß deine Seele Blut und Tränen weinen, sonst kommst du nicht wieder zu Gott hinauf! ‚Fließ hin, fließ hin, du Tränenbad, kann dich vor Leid nicht halten' ... Kennst du die Trutznachtigall?"

„Ich glaub' nicht. Ich weiß nicht."

„Nicht bloß die protestantischen Deutschen haben fromme Dichter, wir katholischen auch; und noch bessere. Gehn noch mehr zu Herzen! Warum

lieſt und lernſt du die nicht?“ Die Alte trat zu einem kleinen Bücherbort an der Wand, auf dem ſie ein Dutzend geiſtlicher Bücher aufgeſtellt hatte; ſie nahm eins heraus und ſchlug es auf. „Trutznachtigall, oder geiſtlichs-poetiſch Luſtwäldlein, von Friedrich Spee; herausgegeben nach ſeinem Tod. Hör zu! Und bet' jedes Wort in deinem innerſten Herzen mit!“ Nachdem ſie ihre Brille aufgeſetzt, bei einem eingelegten Zeichen einen der „Bußgeſänge eines recht zerknirſchten Herzens“ aufgeſchlagen, begann ſie bei der einen Kerze mit etwas eintöniger aber tiefbewegter Stimme zu leſen:

„Ach, welche Angſt und Herzeleid,
Weil ich von Sünd umfangen!
Auf, auf, ihr heißen Brünnlein beid',
Nun rauſchet von den Wangen.
Ach, ſchöne Stern',
Ich wäre gern
Niemals von Gott gewichen;
Ach, Mond ſo hell,
Mein Schritt ging fehl,
Mein Herz iſt Tods erblichen.

Fließ hin, fließ hin, du Tränenbad,
Kann dich vor Leid nicht halten,
Waſch ab die Sünd und Miſſetat,
Das Herz iſt ſchon geſpalten.
O treuer Gott,
Hab' dein Gebot
In Wind und Luft geſchlagen;
Von dir ſo fern,
Dem frommen Herrn,
Hat mich die Sünd' getragen.“

Lulu weinte laut auf. Sie ſchlug mit der Stirn auf das Brett, auf dem ihre Arme lagen. „Von dir ſo fern!“ ſchluchzte ſie.

„Lies du ſelber weiter,“ ſagte die Mutter feierlich ernſt; kam mit der Kerze und der „Trutznachtigall“ zu ihr und gab ihr das Buch in die Hand. „Ich leuchte dir. Sprich nur Gott recht aus Herz!“

Sie deutete mit dem Finger auf die Stelle; Lulu ſchaute mit den naſſen Augen hin. Dann fing ſie an, ſo gut es ging:

„Was tu' ich nun, was ſoll geſchehn?
Ich kann es nicht beſchönen.
Wie will ich denn vor dir beſtehn,
Dein Angeſicht verſöhnen?
Mein —

„Ich kann nicht, Mutter. Die Buchſtaben ſchwimmen. — O, ich bin ein verworfenes Weib!“

Die Alte nahm das Buch zurück. „Ich will weiterbeten mit dir. Wir wollen aus dem ‚Vaterunſer‘ beten, von dem frommen Dichter ‚poetiſch aufgeſetzt‘; hier. Die drei letzten Bitten; ſprich ſie nur recht aus der Seele mit!

Gedenke nicht mit Grimmen
An unſre Sünd und Schuld,
Mach uns in Zähren ſchwimmen
Und habe noch Geduld.
O, Gott, ſo du mit Augen
Schauſt unſre Sünde hier,
Das wird uns gar nichts taugen
Und nicht beſtehen wir.

Das Fleiſch mit ſüßen Pfeilen
Trifft uns mit ſüßem Blick —"

„O Gott! O Gott!" ſchluchzte Lulu.

„Die Welt aus ſeidnen Seilen
Dreht uns gar ſanfte Strick';
Satan winkt uns mit Ehren,
Mit Kron' und Scepter naht,
Verſuchung tut ſich mehren:
Hilf, hilf, gib Rat und Tat!"

„Hilf, hilf!" ſtöhnte Lulu. Die Mutter las weiter:

„Ja, milder, frommer Vater,
Ja, Vater, Vater fromm,
Hilf, daß der Hölle Natter
Nicht mehr zu Kräften komm'!
Vor ihren gift'gen Flammen,
Vor Seel- und Leibsgefahr
Erhalt' uns allzuſammen
Ohn' Übel immerdar!"

Lulu hob den geſenkten Kopf. In ihren Augen war kein Hoffnungsblick; es ſchüttelte ſie. „Allzuſammen? — Mutter, Mutter, mich nicht. — Und wie er den Stuhl gegen mich hob. Mich erſchlagen wollt' er! Nie, nie wird er mir verzeihn!"

Die Alte ſah ſie ſtreng über die Brille weg an. „Was ſprichſt du jetzt von Felix? Dich vor Gott zerknirſchen ſollſt du! Vor Gott in Reue vergehn!"

„Ich vergeh' auch, Mutter!" Lulu ſenkte wieder den Kopf, zog ſich das ſchöne, üppige, ſeidene Haar über das Geſicht.

„Du vergehſt noch nicht. Die weltliche Angſt liegt dir noch im Herzen. Was geht dich jetzt dein

Leben an? Zu Gott ſollſt du ommen. ‚Dein Herz empfähet Gott‘ — — Weißt du was von Angelus Sileſius?“

Lulu nickte zaghaft. „Hab’ von ihm gehört.“

„Das iſt nichts. Kennen muß man ihn! Auch ein großer Führer zu Gott; war Ketzer und iſt Katholik geworden. O hätt’ſt du nur all die Zeit mit ſolchen Führern gelebt! — Auch Angelus Sileſius ſoll uns beten helfen. Bleib nur auf den Knieen!“

Sie trug das Buch zur Wand zurück, nahm ein andres und kam damit zu dem Tiſchchen, wo die Kerze brannte.

„Mutter! Du willſt noch —? Du ſollt’ſt wieder ſchlafen gehn.“

Die Alte ſeufzte aus tiefer Bruſt. „Schlafen? in dieſer Nacht? — Wir bleiben hier wach und ſuchen Gott. Ich laſſ’ dich nicht fort, eh ich nicht fühle, du findeſt ihn; und würd’s heller Tag!“

Sie ſuchte in den Reimſprüchen des Angelus Sileſius, im „Cherubiniſchen Wandersmann“, den Spruch, den ſie vorhin begonnen hatte; darauf fing ſie ihn von neuem an, die zitternde Stimme recht zuſammennehmend:

„Dein Herz empfähet Gott mit allem ſeinem Gut,
Wenn es ſich gegen Ihm wie eine Roſ’ auftut!“

* * *

Felix ſtand in ſeinem Arbeitszimmer, ſchon lange; es lag wie das eheliche Schlafzimmer nach hinten

hinaus, blickte auf Höfe und Gärten hinab. Sein Gehirn war ruhelos; klare und verwirrte, schreckliche und gleichgültige Gedanken fuhren wie die Schneeflocken da draußen stöbernd durcheinander. Es litt ihn aber endlich nicht länger zwischen den vier Wänden; er riß die Tür zu dem Balkon auf, der vor seinem Zimmer lag, und trat hinaus. Die Nacht war nicht besonders kalt, ein Wind hatte sich aber erhoben, wirbelte zwischen den Höfen und Hinterhäusern umher und warf ihm den fallenden Schnee ins Gesicht. Felix trat an das eiserne Gitter, legte die heißen Hände darauf. Er öffnete die Lippen, um die kalten Flocken zu trinken. Er stand in seinem Festkostüm ohne Hut, ohne Mantel da; der bald nicht mehr schmelzende Schnee blieb liegen, der Wind fuhr ihm durch die Kleider über die Haut, in die Knochen, ins Mark. Ein todkaltes Gefühl lag ihm endlich rundherum. Wirst dich auf den Tod erkälten, sagte zwischen all den andern Gedanken eine Stimme in ihm; offenbar die Gewohnheitsstimme der hausbackenen Vernunft. Felix hörte sie und lächelte. Nun, und wenn? Was lag am Leben? Wozu sollte Felix von Mohr noch leben? Was hat der Mensch, als Ehre und Glück? Waren die nicht beide hin?

Hat sie mir was verschwiegen? dachte er wohl zum zehnten Mal. Zum zehnten Mal schüttelte er den Kopf: Nein, das glaub' ich nicht. Sie hatte Furcht vor Gott und vor mir. Es klang alles wahr. Nein, nein, nein, das Ärgste ist noch nicht geschehn! — Was hilft mir das? Sie ist wie Wachs in seiner

Hand. Sie ist eine Dirne! Jetzt liegt sie wohl auf den Knieen, ringt vielleicht die Hände, ist entsetzt über ihre schwache Seele — oder ihre schwachen Sinne — und bereut und bekreuzigt sich. Aber wenn wieder die Gelegenheit Diebe macht — wenn seine Augen sie wieder „fangen", seine Stimme sie „einlullt" — — Meine Frau bewachen Tag und Nacht? Das wär' ja die Hölle. Sie nie aus den Augen, aus den Händen lassen? Keine Seelenruhe mehr? Keine Menschenwürde? Lieber bin ich tot! — Allmächtiger Gott, was hab' ich für eine Frau!

Und der Graf! der Waldburg! — Felix biß sich die Lippe wund. Wie hatte er diesen Mann geliebt! und an ihm hinaufgeschaut! Der kommt nun und verführt ihm sein Weib. Ihre Seele oder ihre Sinne hat er schon verführt. Nur weil sie schön, weil sie reizend ist, will er die auch haben ... Ihn erschlagen! Heut noch! Mit einem Beil, einem Messer! mit der nackten Faust! — Du Hund von einem Grafen! wütete es in ihm. Hat sie keinen Mann? Hast du den nicht deinen lieben Felix genannt? Weißt du nicht, daß mein Herz an ihr hängt? Hast denn du keins in der Brust? Alter Ehebrecher! — — — Hm! — Ehebrecher. — Hier auf dem Balkon steht auch so einer. „Wenn's nur der Ehemann nicht erfährt!" „Das ist halt der Brauch. Nur mit gebührender Diskretion; dann ist's gut!" So hat auch Felix von Mohr gelebt; der jetzt nicht weiß, wo er hin soll vor Marter und Empörung und Wut...

Ihm war, wie wenn er sie vor sich sähe, diese

Männer, die er betrogen hatte. Der eine hatte ſein Pedantengeſicht mit ſtreng moraliſchem Ausdruck auf ihn gerichtet; der zweite grinſte ihn an.

Du wirſt dich auf den Tod erkälten! ſagte wieder die Philiſterſtimme der Vernunft in ihm. Auf den Tod erkälten! wimmerte es in ſeinen Knochen nach. Hatte er denn ſchon ſtundenlang ſo im Winterwind geſtanden? Er war jetzt wie in Schnee gehüllt. Es überſchauerten ihn furchtbare Fröſte, wie er ſie noch nie gekannt; dann flog wieder auf ein paar Augenblicke eine Glut durch ihn hin. Etwas Sonderbares ſaß ihm in der Bruſt. Was iſt denn? dachte er. Die Kreatur rührte ſich: mich friert! mich friert! Die Wolluſt der Selbſtvernichtung verging ihm. Mit einem Grauen vor dieſer Grabeskälte trat er ins Zimmer zurück und ſchloß die Balkontür.

Drinnen im warmen Raum ließ er den Schnee auf Haaren und Kleidern langſam vergehn und niedertauen. Ihn ſelber fröſtelte fort. Endlich trieb ihn ein Gefühl, das er nicht zu ergründen ſuchte — nur das Denken laſſen! — auch aus dem Arbeitszimmer hinaus und in der Wohnung umher. Er kam auf den Vorplatz und von da ins Speiſezimmer. Hier brannte die Hängelampe noch, die Lulu beim Heimkommen angezündet hatte. Die Tür zum Wohnzimmer war noch offen; auch die zu der Mutter Schlafgemach nicht ganz geſchloſſen, denn durch einen Spalt kam Lichtſchein heraus. Wachte denn die arme Mutter noch?

Er hörte ihre Stimme. Er ging leiſe näher.

Jetzt erkannte er, daß ſie in ihrer getragenen Weiſe Verſe ſprach, auswendig oder aus dem Buch. Auch die Verſe kannte er: Reimſprüche des Angelus Sileſius. Sie hatte ſie mit ihm geleſen, als er jünger war. Er horchte:

„Kein größer Heiligtum kann man auf Erden finden,
Als einen keuſchen Leib mit einer Seel' ohn' Sünden."

Ein helles Aufweinen folgte dem Spruch. Das war Lulus Stimme! — Es durchzuckte ihn. Tiefverwundert ſtand er dann da. Lulu bei der alten Frau? und noch? Der Morgen wollte grauen. Hatten ſie denn ſo ſtundenlang in Andacht und Gebet gewacht? — Die Mutter las einen neuen Spruch:

„Der Winter iſt die Sünd', die Buße Frühlingszeit,
Der Sommer Gnadenſtand, der Herbſt Vollkommenheit."

„Ach!" ſeufzte Lulu auf. „Mutter! Vollkommenheit!"

„Ring du nur," ſagte die Alte. „Die Buße Frühlingszeit!" Sie erhob ihre Stimme wieder:

„Die Morgenröt' iſt ſchön: noch ſchöner eine Seele,
Die Gottes Strahl durchleucht' in ihres Leibes Höhle."

Gute Mutter! dachte Felix; das erſte weiche Gefühl ging durch ſeine Bruſt. Du biſt ſo kränklich, brauchteſt Ruh' und Schlaf. Und ſobald dir ſo ein Anfall kommt, dann windeſt du dich in Todesangſt. Da verwachſt du nun die ganze Nacht mit der Frau, der du mich nicht gönnteſt — für die ich dir zu gut war — und die dir nun ſo aufs Mutterherz tritt — und führſt ihre Seele zu Gott. Nicht Verdam-

mung; Mitleid. Schweſtern vor Gott! — Ja, ja, das iſt Frömmigkeit. Das iſt Seelengüte. O wie beſchämſt du deinen Sohn. O ſei du nur, wie du biſt!

Ein bitteres und ein ſüßes Wehgefühl legten ſich um ſein Herz.

Die Alte fuhr noch wieder fort:

„Zwei Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit,
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit."

„Ich denk' nur noch an die Ewigkeit, Mutter!" ſagte Lulus Stimme. „Ich bin heraus aus der Zeit!"

„O Kind, das iſt gut," murmelte die Alte.

„Nur noch Reue bin ich! Nur noch Reue! — Ob er mir dann verzeihen kann?"

„Mein Sohn kann verzeihen."

„Ich lieb' ja nur ihn! Hab' nur ihn geliebt!"

„Kind, Kind, nicht ſo große Worte. Die Liebe geht nicht ſo am Abgrund hin. Die Liebe ſündigt nicht — und tut nicht ſo weh. Wie viel Herzweh haſt du wohl gemacht in dieſer einzigen Nacht?"

Lulu ſeufzte auf. Sie ſchwieg.

Felix konnte nicht mehr hören; es ſchlug und hämmerte wieder auf ſein Herz. Dazu ſchüttelte ihn Fieberfroſt. Er ging leiſe zurück. Ich kann nicht mehr ſtehn! dachte er, als er wieder in ſeinem Arbeitszimmer angekommen war, und warf ſich aufs Sofa hin. Ein paar Decken lagen am Fußende, die zog er über ſich her, da die Kälte nicht von ihm ließ. Der Tag ſchien ins Zimmer, da ſchlief er ein.

* * *

Nach einigen Stunden erwachte er wieder; ſeine Glieder waren warm geworden, der Kopf aber war fieberheiß und ſchwer. Er ſtand auf, als müſſe es ſo ſein; wie von einer Maſchine in ihm bewegt — nicht denken! nicht denken! wiederholte er ſich von Zeit zu Zeit — entkleidete er ſich, wuſch und kämmte ſich, warf ſich in die ſchwarzen Alltagskleider, mit denen er jeden Morgen ins Miniſterium ging. Felix von Mohr geht ins Speiſezimmer! ſagte er zu ſich, wie im Fiebertraum. Er tat's. Niemand war dort. Auf ſeinem Platz, wo er frühſtückte, lagen wie immer ſeine Zeitungen und die erſte Poſt; heute nur ein Brief. Er riß ihn auf. Es ſtanden ein paar Zeilen drin, von einem Beamten des Miniſteriums des Äußern. Herr von Mohr ſei zwar dieſen Morgen frei, aber Seine Exzellenz laſſe ihn erſuchen, doch auf eine Stunde zu kommen, und bald. Eine Sache von Wichtigkeit.

Ich kann nicht! Ich kann nicht! ſchrie es in ihm. Wie kann ich dieſen Menſchen ſehn. Wie kann ich ſeine Stimme hören. — O mein Gott, mein Gott!

„Der Dienſt! Der Dienſt!" ſprach er auf einmal vor ſich hin, mit irrem, fieberberauſchtem Blick. Er ſaß, er ſtand wieder auf. Als arbeite wieder die Maſchine in ihm, ſah er auf ſeine Uhr; es war ſpäter Morgen. Er fühlte nach den Handſchuhen, nach dem Taſchentuch. Seine Kniee waren krankhaft matt; doch als ſei das der einzige Widerſtand, den er zu bekämpfen habe, ſtemmte er ſie an, gab ſich einen Ruck — der Dienſt! — und blickte über den

Tiſch. Frühſtücken? Es ſtand alles da. Jede Eßluſt war tot in ihm. Eine leiſe Übelkeit bedrückte ihn. Es war, als werde ſie groß, entſetzlich werden, wenn er die ganze Veranſtaltung da noch länger vor Augen habe. Hinaus! Nur fort! Er floh aus der Tür. Draußen hing ſein Mantel; die Magd hatte ihn offenbar wieder hingehängt. Er zog ihn an, nahm einen Hut, ging hinaus, die Treppen hinunter und auf die Straße, den Schottenring.

Ich kann nicht! ſchrie es wieder in ihm. Oder ich erſchlag' ihn! Es geht nicht gut! — Eine Weile ſtand er zögernd da. In den Knieen lag's wie Blei. Alſo fahren! dachte er, unſinnig lächelnd, als ſei dann kein Widerſtreben mehr. Fahren wir meinetwegen den kurzen Weg! Er winkte einem Fiaker, der vorüberkam, und ſtieg ein. Die Räder raſſelten auf dem Granitpflaſter unter ihm dahin. Wenn ich nun hinaufkomm', zuckte durch ſein wirres Hirn — denn es wirrte darin, das fühlte er; der Teufel mochte wiſſen, warum — wenn ich nun allein mit ihm bin, und ihm alles ins Geſicht werf', was ich hier auf der Bruſt hab', mit ſcheußlicher Wolluſt Wort für Wort — und dann mit dem Meſſer hier, dem „Taſchenfeit'l" — er lachte auf — grad' ins Herz hinein! Da liegt er! Steht nicht wieder auf! Betört keine Lulu mehr! Seine Exzellenz Graf Adolar Waldburg, Miniſter des Äußern, muß erſetzt werden, braucht einen Nachfolger, er iſt mauſetot!

Felix ſtierte in die graue Luft hinaus; der Schneefall hatte aufgehört. Sein gramvolles Geſicht ward

ſtill. Die grimmige Wut verſchwand. Ihm ſchien, es würde klar hinter ſeiner Stirn. Die jungen Falten, die der Ernſt des Lebens hineingedrückt — die „Staatsmannsfalten", über die ſeine Künſtlerfreunde zuweilen ſcherzten — wurden lebendig, er fühlte ſie. Er ſchüttelte den Kopf. Muß „erſetzt werden!" dachte er. Wer erſetzt ihn dann? Wer kann das? Wen haben wir? Wer führt dann unſern einſamen, jeſuitenſchwarz angeſtrichenen, von blaublütigen Trotteln beratenen Staat zwiſchen den großen Weltmächten durch? — Dieſen Mann erſchlagen? Das iſt ja doch nichts für Felix von Mohr. Der kann das nicht. Der tut das nicht. So verrät der ſeinen Dienſt und ſein Öſterreich nicht. Der ſpielt mit dem Meſſer! weiter nichts!

Er hatte es in die Hand genommen, er ſenkte es in die Taſche zurück. Tief ſchwermütigen Atem holend drückte er die Augen zu.

Der Wagen hielt auf dem Ballhausplatz. Felix ſtieg aus, zahlte — er konnte alles! er wußte alles! — und ging matten Schritts in das Palais des Miniſteriums hinein. Nicht weit von der Tür ſaß der Portier in ſeiner Pracht; eine große, nicht übermäßig beleibte Geſtalt mit weißgrauem Haar um den faltenreichen klugen Kopf. Er hatte viele Miniſter des Äußern durch dieſe Tür kommen und gehen ſehn; er kannte die Welt. Die jungen Beamten nannten ihn das „Wahrzeichen" dieſes Hauſes, auch den „Stock-im-Eiſen". Es wunderte ſich auch niemand mehr, daß er all die großen Herren, die Diplo-

maten, die Botſchafter, mit patriarchaliſcher Vertraulichkeit behandelte; ſie plauderten mit ihm, er ſpaßte mit ihnen, „il leur tape sur le ventre“, wie die Schweſter des Miniſters, die Fürſtin Borgonuovo, ſagte.

Mit einer läſſigen Bewegung erhob er ſich, Felix zu begrüßen (einen ſeiner Lieblinge); dann ſetzte er ſich wieder hin. „Gott ſoll mich bewahren!“ ſagte er aber, als er den „geliebten Hofrat“ nun genauer anſah; „wie ſchau'n Sie denn aus?“

„Wie ſoll ich ausſchauen?“ entgegnete Felix.

„Wie einer, der — — Ich wollt' ſagen: der gradeswegs vom Makartfeſt kommt; aber nein, keine Spur, eine fidele Verkaterung iſt das nicht. Sie haben ja Fieber! Das ſieht man ja. Wie kommen Sie dazu? Was ſagt Doktor Rabe?“

Felix lächelte: „Der ſagt noch nichts. Der weiß von nichts. Ich glaub', Sie ſehn mit Ihren Miniſteraugen wieder einmal zu viel. Bin nur etwas müd', Alter. Faul.“

„Sie? Der fleißigſte Herr im ganzen Miniſterium? Das reden Sie mir doch nicht ein? — Wär' ich der Exzellenzherr, ich ſchickt' Sie gleich wieder nach Haus, und ins Bett!“

„Erſt müſſen wir noch ein biſſel regieren, Alter. Guten Morgen!“

Felix ſtieg die Treppe hinauf; oben waren die Arbeitszimmer des Miniſters. Sah man ihm ſein Elend, ſein Schickſal ſo an? — Er taumelte faſt wie betrunken. Er ließ durch einen der Diener

melden, er sei da, während er im Vorsaal wartete. Als der Diener zurückkam, erschien auch Graf Waldburg in der Tür, mit der rechten Hand freundlich winkend, mit dem Kopfe nickend. „Nur eine Minute!“ rief er; „dann bin ich fertig. Ich diktier' etwas Eiliges!“

Er verschwand wieder und schloß die Tür. Felix war blaß und wie sterbend geworden, als er Waldburg sah; es schien, kein Blutstropfen hatte mehr zum Kopf gewollt. Er sank auf einen Sessel hin. Höllenmarter! dachte er. Was will ich hier? Wie bin ich denn hergekommen? — Dann rief wieder eine sonderbare, ernste, befehlende Stimme in ihm: Fassung! Fassung! Fassung! — Seine Augen gingen umher; der hohe Raum erinnerte ihn an einen andern Saal im Haus. Ja, an den Saal, wo er vor einem Jahr, auf dem offiziellen Ball, sein „letztes Verhältnis“ zum letzten Mal gesehen hatte. Er wußte wieder alles, alles. Ihr Salonlächeln zuerst, als er sie begrüßte; dann aus den bläulichen Augen dieser nur sekundenlange, aber fürchterliche, verzehrende, tödlich hassende Blick — daß ihm doch das tapfere Herz erbebte und er zu sich sagte: die verzeiht mir nie! — Ja, das war aus der Zeit, wo er noch selber so lebte wie der Mann da drinnen — den er nun erschlagen möcht'. Nun ist's halt an i h n gekommen...

Er starrte auf die weiße, kalte, kahle Wand unter den alten Goldrahmenbildern, als säh' er da ein Mene Tekel geschrieben: „Dies ist eine moralische Veranstaltung; wonach sich zu richten!“

Die Tür zum Miniſterzimmer öffnete ſich wieder, einer von den Hofräten kam heraus, grüßte und ging vorbei. Waldburg wurde wieder ſichtbar und winkte. Felix war aufgeſtanden, als müſſe es ſo ſein; er überwand ein plötzliches Taumeln und Zittern — der Dienſt! der Dienſt! — und trat in des Grafen Zimmer ein. Er fühlte deſſen Hand. Er zuckte. Dann ſetzte er aber die Zähne aufeinander und ſtand wie eine Bildſäule da.

„Ich hab' Sie behelligen müſſen," fing Waldburg an; „die Geſchicht' iſt dringend, und in dieſem Fall brauch' ich Sie. Ich hab' da etwas aufgeſetzt — eine Art Entwurf — mir ſind aber Bedenken aufgeſtiegen, ob juriſtiſch alles in Ordnung iſt. Bitte, leſen Sie's durch!"

Er ſetzte ſich in einen Armſtuhl. Felix nahm auf dem Seſſel Platz, vor dem des Miniſters Entwurf auf dem Arbeitstiſch lag. Er fühlte ſich wie im Rauſch — und doch geiſtig klar wie je. Oder klarer als je! — Seine Augen flogen über das Blatt. Er ſah, es war eine ernſte, bedeutende Sache, von Waldburg bewundernswert angepackt. Nach einer Weile hielt er an.

„Entſchuldigen Sie, Exzellenz: dieſer Ausdruck ſcheint mir —"

„Unjuriſtiſch? Dann ſchlagen Sie einen andern vor. Dafür hab' ich ja meinen Felix —"

Felix fuhr zuſammen.

„Was iſt Ihnen? Sie zuckten eben. Sie ſind überhaupt — — Jetzt bemerk' ich erſt, was Sie für

ein ſonderbares Geſicht haben; ſo 'ne ungeſunde Röte, Ringe um die Augen. Ihre Hand vorhin war kalt, und Ihre Augen ſind ſo heiß. Sind Sie krank? Sie waren doch geſtern bei Makart noch friſch und geſund?"

Faſt hätte Felix wieder gezuckt. Soll ich ihm ſagen, was mir fehlt? durchfuhr ihn. Soll ich ihm ſagen: du frecher Bub, rühr mir meine Frau nicht an!? — — Ein herzſchwellender, grimmiger, wilder Stolz in ihm warf das weg. Erſchlagen oder ſtill ſein! — Er blickte auf Waldburgs Geſicht; noch hatte er es eigentlich nicht geſehn. Es war ein tiefer Ernſt darin, ſogar Melancholie, wie ihm ſchien. Es war das vornehme, kluge, durchgeiſtigte Geſicht, das Felix ſo oft bewundert, geliebt hatte ...

Das alles iſt verrückt, verrückt! dachte er. Das Leben war noch nie ſo verrückt!

„Ich bin etwas unwohl, Exzellenz," erwiderte er. „Das tut aber nichts."

„Doch, doch, es tut was. Sie hatten ja eben einige Augenblicke, wo Sie förmlich weg waren; ich dachte ſchon, er fällt um. Haben Sie das gar nicht gemerkt?"

Felix ſchüttelte den Kopf.

„Dann ſind Sie aber ganz entſchieden krank. Da machen Sie lieber, daß Sie nach Hauſe kommen, und legen Sie ſich ins Bett. Ich helf' mir dann anders und —"

„Nein, nein, nein, Exzellenz! Sie ſich anders helfen — das geſchäh' mir doch zum erſten Mal. Mein Kopf iſt zwar etwas dumm, aber —"

„Es ſchüttelt Sie ja eben. Das iſt Fieberfroſt. Nein, die Verantwortung übernehm' ich nicht." Waldburg lächelte herzlich, gutmütig: „Und in dieſem Leidenszuſtand mag ich Sie nicht ſehn!"

„Sie ſind zu gütig, zu gütig, Exzellenz. Das krieg' ich ſchon unter. Erlauben Sie — das Schriftſtück iſt ja kurz — daß ich weiterleſe!"

„Nun, dann tun Sie das in Gottes Namen — und ſchreiben Sie einfach mit Bleiſtift an den Rand, wie Sie das ausdrücken würden — wo Ihnen etwas nicht recht iſt. Das führ' ich mir dann zu Gemüt!"

Seine Stimme lullt ein, dachte Felix. Seine Stimme lullt ein. Herr mein Gott, Lulu hat recht! — Er glaubte dieſe magiſche Stimme noch zu hören, während er las und ſchrieb. Er wußte, er verſtand, was er ſchrieb ... Der Graf, in ſeinen Armſtuhl zurückgelehnt, verſank indeſſen in ſeine Gedanken. Felix blickte einmal verſtohlen hin, als wollte er die „fangenden" Augen ſehn. Die hatten ſich geſchloſſen. Eine unverhohlene, tiefe, geiſtige Schwermut lag auf dem müden Geſicht.

„Ich wär' ſo weit fertig, Exzellenz," ſagte Felix und legte den Bleiſtift wieder auf den Tiſch. „An drei Stellen hab' ich mir erlaubt —"

„Schon gut." — Waldburg hob die ſchweren Lider. „Es ſind ſchlechte Zeiten!" ſprach er aus ſeinen Gedanken heraus; alles andere war in dieſem Augenblick vergeſſen und abgetan. „Es nützt alles nichts. Wir kommen nicht in die Höh'!"

„Wie meinen Sie das, Exzellenz?"

„Das Faß der Danaiden mein' ich. Wir nennen es ‚regieren' und wir ſchöpfen nur in das Faß hinein! So lang' das Faß zuſammenhält. Und das iſt von ſchlechtem Holz!"

„Sie ſind heut offenbar ſchlecht auf Öſterreich zu ſprechen —"

„Heut? Nachgrade jeden Tag. Nein, mein guter Felix, das iſt nicht ſo eine Anwandlung von Schwarzſeherei — gegen die dann der Herr von Mohr, der Roſigſeher, mit ſeinem Schönmalen aufmarſchiert. Das iſt eine tiefe Entmutigung. Der Miniſter des Äußern, da haben Sie recht, der kommt noch immer leidlich durch. Aber der ganze Organismus iſt krank, iſt krank! Jeder doktert daran herum, und jeder quackſalbert nur, denn ein ordentliches Heilmittel gibt es nicht. Das iſt zum Verzweifeln! Manchmal lieg' ich da, und wie wenn ich zu feine Ohren hätt', hör' ich's leiſe krachen. Erſt das erſte Krachen, das leiſeſte; aber es wird ſchon weitergehn. ‚Ha, welche Luſt, Soldat zu ſein', ſingt George Brown in der Weißen Dame. Es iſt keine Luſt, öſterreichiſcher Patriot zu ſein!"

„Gar ſo melancholiſch heut, Exzellenz," ſagte Felix mit weicher Stimme. Da fang' ich noch an, ihn zu tröſten! fuhr ihm dann durch den wirren Sinn.

„Alles ginge noch! Selbſt mit den Völkern, die einander nicht ausſtehen können, würd' man vielleicht doch noch fertig; aber — au — delà des Alpes! Wie kann man eigentlich mit Plan und Vernunft

regieren, wenn Rom durch die Weiber und die Weibmänner immer mitregiert? In Ungarn, da geht's noch an, da ſind die Römiſchen nicht ſo überwältigend viele; aber hier in Öſterreich! die Handvoll Proteſtanten! Wenn wir davon zehn Millionen hätten — das wär' ſchon was. Die Proteſtanten ſind vielleicht etwas ſchwerer zu regieren, mag ſein; aber man muß da nicht hinter jedem Staatsbürger als Souffleuſe ſein bigottes Weibchen, und hinter der als Souffleur einen römiſch gedrillten Pfaffen wittern. Und die Generale — die Miniſter — die Prinzen — und ſo weiter!"

„Freilich, Exzellenz," warf Felix hin. In ſeinem Kopf brannte eine Flamme, wie es ſchien; das tat ihm nichts. „Aber an liberalem Wählervolk fehlt es uns doch nicht."

„Das ſchwarze Wühlervolk bleibt aber feſt an der Arbeit — unten und oben — und Sie werden ſehn, das iſt immer wieder die dunkle Macht! — Auch ich an meinem Platz, wie oft ſpür' ich's nicht. Freie Ellbogen! Wann hat man die? Das drückt nieder. Das nimmt einem die Luft. Das Faß der Danaiden! — Ich hab' zuweilen große Sehnſucht, zu gehn. Mich aus der ewigen greulichen Politik ganz zurückzuziehn —"

„Exzellenz!"

„Und als Edelmann, als freier Mann auf meinen Gütern zu leben; nicht am Hof, nicht in Wien!"

„Um Gottes willen, verlaſſen Sie uns nicht!" fuhr aus dem erſchrockenen Beamten Felix heraus. — Ja,

ja, ja, verlaß uns! ſchrie ein anderes Gefühl in ihm. Fort von Wien! von Lulu!

Waldburg lächelte ein wenig. „Um Gottes willen! ſagen Sie. Läg' Ihnen daran, daß ich Miniſter blieb'?"

„Wie können Sie fragen, Exzellenz," antwortete Felix, mit einer unſinnigen Verwirrung kämpfend. „Sie ſind ja der — der Stern, auf den wir ſchauen. Der rettende Mann!"

„Haben Sie einen ſo guten Glauben an mich?" — Waldburgs verdüſterte Züge wurden herzlich, weich; er heftete die Augen auf Felix, dieſe ganze Zeit hatte er in die Luft geſehn. „Das tut wohl. Wenn's auch Übertreibung iſt, man hört's doch gern. Ja, wenn ich viele ſolche hätt' wie Sie! ſo begabt und ſo treu! — Aber ſeien Sie ruhig: ich bleib' doch noch 'ne Weile im Joch und arbeit' ſo mit. — Was iſt aber mit Ihnen? Ihre Fieberaugen. Ich hatt' über Öſterreich ganz vergeſſen, daß ich einen kranken Mann bei mir hab'. Sie ſollen ja nach Haus!"

„Exzellenz, es eilt nicht —"

„Es eilt! Das verſteh' ich beſſer. Ich ſeh's ja. Auf unſer Schriftſtück da brauchen Sie mit Ihren Geſpenſteraugen nicht weiter zu ſchauen; da ſind' ich Ihre Randbemerkungen, die genügen mir. Daß Sie geſund werden, iſt jetzt die Hauptſach'; ich tret' Sie an Doktor Rabe ab. Er ſoll Sie mir ſchnell kurieren, ſagen Sie ihm das!"

Der Graf war aufgeſtanden, Felix dann auch; der Graf trat zu ihm. Sein Blick war warm, ſo

herzgewinnend, daß es den unglücklichen Felix überlief. Jetzt legte sich Waldburgs Hand auf seine Schulter; die Schulter erzitterte, einen Augenblick. Sie hielt dann still. Die Hand lag da aber für sein Gefühl eine Stunde lang. O wär' sie erst fort!

„Ich werd' ja hören, wie es Ihnen geht," sagte Waldburg noch; dabei zog er langsam die Hand zurück. „Hoffentlich ist's nur ein Anfall, eine Dummheit; Ihr Körper ist ja sonst so gescheit. Seien Sie nur bald wieder hier! Alle guten Wünsche!"

Felix verneigte sich. Er schwankte hinaus. In seinem schmerzenden Kopf brausten hundert oder tausend Gefühle durcheinander. Er taumelte die Treppe hinunter. Wie viele gute Worte, dachte er ans Geländer gelehnt, hat er mir gesagt. Da fehlte nur noch eins: grüßen Sie Ihre liebe Frau!

* * *

Drei Tage später, um Mittag, saß Walter Haßfeld an seinem großen Arbeitstisch, den allerlei Zeichnungen, Bücher, auch Photographien bedeckten. Sein unruhiger Kopf hatte sich in den letzten Monaten gewöhnt, von einer Arbeit zur andern zu springen; so hatte sich viel Verschiedenes um ihn her versammelt. Ihn ärgerte nur das schwache Licht; der Tag war so nebelgrau, daß er selbst um diese Stunde kaum ohne Lampe studieren oder zeichnen konnte; seine sehr gesunden Augen fingen an zu schmerzen. Gewohnt, von ihnen untertänigen Gehor-

ſam zu verlangen, gab er lange nicht nach und arbeitete fort. Endlich taten ſie ihm doch empfindlich weh. Er zündete die Gasflammen an. Die Augen waren nun aber gereizt und ihr Mißgefühl ging auf die Stirn, auf die Schläfen über. Er warf die Papiere übereinander und trat, wie bei ähnlichen Ermüdungen, an das Harmonium, das er in ſein Arbeitszimmer hatte ſtellen laſſen, um eine Abwechſlung zu haben. Es war ihm dann eine Wohltat, etwas edle getragene Muſik zu hören, die er leidlich ſpielte; in ſeinen Holſteiner Jahren hatte er von einem alten Organiſten ein wenig Orgelſpiel und Hausorgelſpiel gelernt. Er ſetzte ſich und ließ die Augen ruhen, während die Ohren in den feierlichen Tonwellen mit etwas müder Freude verſanken.

Plötzlich ſtand Felix neben ihm. Walter hatte ſein Klopfen nicht hören können. Felix lauſchte der Muſik und rührte ſich nicht; ſein Schatten war dem muſizierenden Träumer aber doch bewußt geworden, er wendete den Kopf zu ihm. Sogleich ſprang er auf.

„Kommſt du einmal zu mir! Guten Tag, mein Alter. Laß dich umarmen; — nebelkalter Mantel. Leg ab, ſetz dich, wo du willſt, und ſei ſehr willkommen!"

„Ja, das ſagſt du wohl," erwiderte Felix, während er langſam aus dem Mantel kroch. „Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt . . . Du biſt ja wie aus der Welt. Selbſt auf dem Makartfeſt hat man dich Wortbrecher nicht geſehn. Ich dachte —"

„Viel zu tun," warf Walter hin. „Viel zu tun. Willſt du eine Stärkung, einen Benediktiner?"

„Ich danke. Der Mohrſchen Trinkſtub' biſt du ein ſchlechter Vater! Ich glaub', in einem Monat haſt du die nicht geſehn. Was iſt aus Walter Haßfeld geworden? fragen alle Leute. Du haſt dich halt in Wien in deinen beſſeren Tagen ſo beliebt gemacht, daß nun unzählige Leute dir gram ſind, oder doch ihren Kopf heftig ſchütteln. ‚Viel zu tun?' Das haben wir auch! Aber wir —"

Ein Huſtenanfall unterbrach die Rede, und zwar für eine geraume Zeit. Felix hielt geduldig ſtill. Er verſuchte mittenhinein mit einem heiteren Blick auf Walter zu lächeln; das gelang aber nicht.

„Menſch, was haſt du?" ſagte Walter. „Das iſt ja ein ganz ernſthafter, ungemütlicher Huſten; paßt gar nicht zu dir. Seit wann haſt du den?"

„Das iſt's ja: du verkriechſt dich ſo, daß die großen Ereigniſſe dich gar nicht mehr erreichen. Neulich Nachts hab' ich mich erkältet, ſeitdem hab' ich das. Der Tyrann, der Doktor, hat mir ja das Ausgehn verboten, ich ſoll nicht aus dem Zimmer. Das hielt ich aber heut' nicht aus! Ich muß ihm einmal ſagen, dacht' ich, daß er ein elender Kerl iſt, und daß ich einen Zorn auf ihn hab' — weil ich ihn halt liebe. Ja, du ziemlich ſchlechter Menſch! Warum ſieht man dich gar nicht mehr? Nährſt dich hier heimlich von Benediktinern. Wirſt noch ſelber einer!"

Walter deutete auf den bedeckten Arbeitstiſch: „Sieh dir das an! — Der Doktor hat dir das Ausgehn verboten? Du ſiehſt auch — — mein guter Felix — — du ſiehſt nicht erfreulich aus. Alſo

mit ſo 'nem Verbot auf dem Gewiſſen marſchierſt du in dieſen Nebel hinein?"

„Bin ja hergefahren." Felix legte die Arme auf den Tiſch, ſeine eingeſunkenen Augen glühten Walter an, wie wenn ſie ſchon im voraus etwas ſagen wollten, was noch nicht auf die Zunge kam. „Muß halt mit dir ſprechen! — Ich hätt' dir auch ſchreiben können: beſuch mich; aber hier — hier geht's beſſer. Wenn ich nur wüßt', was mit dir iſt! Du biſt gegen mich ſo totenſtill. Ich ſoll mir das da anſehn, deinen Arbeitstiſch; Bruder — entſchuldige — das imponiert mir nicht. Gar ſo ſehr überlaufen dich doch meine Landsleute nicht, daß du ſchanzen und robotten mußt von früh bis in die Nacht! Sind das alles Aufträge, mußt du das alles bauen?"

„Lauter Aufträge nicht. Zum Teil Ausſchreibungen, Konkurrenzen, wo ich mittun will. Und dann — Studien! Man will doch weiter."

„Und das alles brennt ſo, daß du deine Leute nicht mehr anſchauen kannſt, noch dich anſchauen laſſen? Erlaube, daß ich darüber als ‚vielgereiſter Mann' — Aber ſei ruhig, ich bedräng' dich nicht. Ich hab' nur einmal wieder gefühlt: wir ſind doch verſchiedene Leute, ihr Norddeutſchen und wir Öſterreicher. Ihr kriecht ganz anders in euch hinein! — Freilich, im Anfang, da war's nicht ſo. Da haſt du mir dein Herzensgeheimnis vertrauensvoll mitgeteilt; hat mich ſehr beglückt — wenn ich's auch erwartet hab'. Und bis zum Herbſt, oder Sommers Ende, iſt's ja ſo ge-

blieben. Aber dann — aus iſt's! Norddeutſchland iſt wieder ſtumm!"

Ein Huſtenreiz, gegen den Felix eine Zeitlang gekämpft hatte, um erſt auszuſprechen, überwältigte ihn nun umſo heftiger. Es ſchüttelte den ganzen Mann, und es währte lange. Walter verzog das Geſicht, vor Mitgefühl und Verwunderung.

„Mit ſo 'nem Huſten brennſt du durch, ſtatt dich einzuſperren? — — Du glaubſt alſo, ich hab' ein Geheimnis vor dir."

„Ja, mein Alter, ich bin ſo frei. Aber ſei ruhig, ich red' ja nix. Jedem ſeine Freiheit; und jeder nach ſeiner Art!"

„Woraus ſchließeſt du, daß ich ein Geheimnis hab'?"

„Aber —! Ich bin ja doch bei der Diplomatie. Wir beſchäftigen uns ja hauptſächlich mit den Geheimniſſen der anderen Leute. Wenn man plötzlich ſo zu leben anfängt wie du ſeit dem Sommer — — Aber ich red' ja nix!"

„Red' nur. Wie leb' ich denn?"

„Wenn ich's ſagen ſoll —"

„Bitte!"

„Sagen wir auf öſterreichiſch: ein biſſel verruckt. Und da du das ſonſt nicht biſt, weder verruckt noch verrückt, ſo denk' ich mir halt: da will einer etwas niederkämpfen, das ihm ſonſt — — das ihm ſonſt vielleicht zu ſtark würd' — oder was weiß ich."

„Na, und wenn's ſo wär?"

„Ich ſeh' dir's ja an, du abgearbeiteter, nervös vergeiſtigter Menſch: es iſt ſo."

Walter ſtand auf. Er beugte ſich gegen Felix vor. Er wollte offenbar ſprechen und vermochte es nicht. „Und nun kränkt es dich," brachte er endlich heraus, „daß ich vor dir ſo verſchloſſen bin. Es mag auch unnatürlich ſein, ſo wie wir miteinander ſtehn. Aber — guter Felix — wie ſoll ich dir etwas erklären, was unerklärlich, was unausſprechlich, unſagbar iſt? Kann ich denn ſelber ganz verſtehn, wie es iſt? Fühl' ich denn ganz klar, wie es iſt?"

Felix war eine Weile ſtill; er forſchte nur teilnahmsvoll in Walters Geſicht. „Hm!" murmelte er dann. „Du auch. — Was es alles gibt. — Ich dank' dir aber, daß du mir das geſagt haſt; ich dank' dir von Herzen. Mehr verlang' ich ja nicht. Es tat mir nur leid, daß — — Und wie ſoll ich ihm meine ganze Geſchicht' erzählen, dacht' ich, wenn er gegen mich ſtumm iſt wie das Grab?"

„Der Tag wird ja noch kommen, Felix. Ich mag nur nichts anrühren, bis — bis ich durch bin. Ich kann nicht —"

„Schon gut! Schon gut!"

„Aber du. Was iſt denn dir geſchehn?"

Felix war aufgeſtanden und ging ſchon eine Weile langſam um den großen Tiſch herum. Er kam jetzt zu Walter und lehnte ſich gegen den Tiſch, indem er halb auf ihm ſaß; ſtill niederzuſitzen, dazu fehlte ihm die Seelenruhe. Eine Art von Lächeln — oder was war es ſonſt? — flog um ſeine Lippen hin. „Ich will

dir zunächſt das Wichtigſte ſagen; das heißt, was in dieſem Augenblick die Hauptſache iſt. Noch weiß es kein Menſch. Ich tret' aus. Ich zieh' mich von den Geſchäften zurück."

„Was iſt das? Du willſt aus dem Miniſterium des Äußern —"

„Ja. Weil ich unter dieſem Miniſter nicht mehr dienen mag."

„Felix! Unter deinem geliebten —"

„Ja. Nicht kann. Das iſt abgemacht! — — Dann eine zweite Neuigkeit. Meine Mutter will mit meiner Frau wallfahrten, nach Mariazell. Unſer beliebteſter Gnadenort."

„Felix —!"

Walter ſtieß nur dieſes eine Wort heraus; ihm verging das Sprechen. Ihm verging auch die Farbe im Geſicht. Er ſtarrte den unheimlich Lächelnden mit halboffenen Lippen an.

„Ah, nun wirſt du blaß," ſagte Felix. „Du find'ſt da einen Zuſammenhang. Gelt, den würden auch andre finden; — das hab' ich mir ſchon gedacht. Darum hab' ich auch mein Veto eingelegt: mit der Wallfahrerei iſt's nichts! Wenn auch die alte Frau ſich eingeredet hat, das müßt' jetzt ſein, wär' das Wichtigſte. — Walter! Sag mir was. Haſt du auch davon reden hören, daß Graf Waldburg und meine Frau — — kurz, daß er ihr zu nah getreten iſt?"

„So was gehört hab' ich wohl. Nicht mir ins Geſicht — aber ſo von weitem."

„Und haſt du's geglaubt?"

„Nein. Keinen Augenblick.“

„Wenn du's geglaubt hätt'ſt, Walter — hätt'ſt du mir's dann geſagt?“

„Ich weiß nicht. — Vielleicht.“

Felix ſchüttelte die gehobene rechte Hand: „Es iſt nicht! Die Leute lügen! Dafür könnt' ich jetzt die Hand ins Feuer legen; ſo hat ſie's vor Gott und der alten Frau und mir beſchworen, wie ein Menſch nur ſchwören kann. Er hat's wohl gewollt — geſchehn iſt's nicht! — Dummes Weibermitleid. Und der Rattenfänger von Hameln. Und ‚Schwachheit, dein Nam' iſt Weib!‘ Ich hab' am Abgrund geſtanden und hab's nicht gewußt. Bin ſeitdem ſo ſchofel krank; na, das iſt kein Wunder. Wenn man ſeine Frau ſo lieb — ſo lieb hat —“

Es ſchien, als wollte er in Schluchzen ausbrechen; es war aber nur der Huſten, der ihn wieder überfiel. Er hielt ruhig ſtand.

„Ja, und was nun tun?“ fuhr er fort, als er wieder reden konnte. „Denk, was du willſt, ich kann's nicht ändern, ich hab' ſie unſinnig lieb! Der ganze Menſch . . . Ich kann ihr vergeben. Ich hab' ihr vergeben. Ich kann ihr nur nie wieder ganz von Herzen trauen! — Das iſt eine merkwürdige Hölle, weißt du. Damit hab' ich dieſe Tage und Nächte viel zu tun gehabt. Zuletzt muß man ſich ja aber doch ſeinen Vers drauf machen! Sie liebt mich, ſagt ſie; ſie fleht mich an: bleib mir gut; und ich — — ohne ſie leben, das kann ich nicht und das will ich nicht. Alſo ſie behalten! — Aber nicht in Wien. Fort! fort!“

„Felix!“

„Ja, das ſagſt du nun ſchon zum drittenmal. Würd'ſt denn du hier bleiben? — Ich hab' ihn einmal wiedergeſehn. Gleich am nächſten Tag. Das war das Wahnſinnigſte, das ich je erlebt hab'; er hat mich rufen laſſen und ich bin gegangen; hab' ‚Dienſt‘ gehabt, hab' mit ihm geſprochen — Hofrat und Miniſter — wie war's möglich? Ich begreif's nicht mehr. Es iſt mir wie ein Fiebertraum; und in einem Fieberwahn hab' ich's auch getan! — Aber zum erſten und letzten Mal. Nie wieder! Nie! — — Mich mit ihm ſchießen? Ein franzöſiſches Melodrama zwiſchen Graf Waldburg und mir? Nein — ihn im Paroxysmus der Wut erſchlagen — das hätt' ich gekonnt. Aber ihn nach den Regeln des Duell-comments über den Haufen ſchießen? Dann ſteh' ich da und hab' unſern beſten Mann im Staat aus der Welt geſchafft, als wär' ich unſer ſchlimmſter Feind. Den Mann, ohne den es nicht geht, der uns führen muß ... Ich glaub', lieber erſchöſſ' ich mich ſelbſt! — Das mag deiner Künſtlerſeele wohl zum Lachen ſein, daß einer ſo am Staat hängen kann, daß er —“

Walter ſchüttelte tiefernſt den Kopf. „Ich glaub', ich kann's verſtehn.“

„Wirklich? Das wundert mich. In dieſen Nächten hab' ich ganze Stunden gehabt, da begriff ich's nicht. Da dacht' ich immer wieder: er ſoll nicht leben! — Warum ſollt' aber ich dann leben? Hab' ich's denn beſſer gemacht? — Kurz, ſo irrt die Seele hin und her — und das nennt man Hölle. Nun hab' ich

endlich meinen Entſchluß! Fort von hier, weil er hier iſt; und fort aus dem Dienſt, weil er der Chef iſt. Und mit der Frau und der Mutter in irgend ein kleines Paradies, wo ich zunächſt dieſen blöden Huſten wegſchaff'; Arco, Gries, Meran — wir haben ja die Auswahl im geſegneten Öſterreich!"

„Bitte, laß dieſes Lächeln," ſagte Walter mit ſchwerer Zunge; „es ſteht dir nicht gut, und es tut nicht gut. — Gott im Himmel, was iſt da auf einmal hereingebrochen? — Ich kann's doch nicht faſſen. Du, Felix von Mohr, aus dem Amt, aus der Stellung, aus der Wirkſamkeit. Deine Zukunft! alles!"

Felix drückte die Zähne aufeinander. „Wenn ich ohne Lulu nicht leben kann."

„Iſt das deine ‚Freiheit'?"

Felix fuhr zuſammen. — Nach einer tiefen Stille murmelte er: „Freiheit. Du denkſt wohl an unſer Geſpräch bei Gauſe, vor einem Jahr; was ich da von ‚Feſſeln' ſagte. — Nun trag' ich ſie, meinſt du. — Du haſt ja recht."

„Verzeih!" ſagte Walter leiſe. Es überlief ihn, auf einmal die ganze Veränderung in Felix' Zügen zu fühlen. Sie waren ſo totenbleich und todelend wie vorhin, als er von der Unmöglichkeit geſprochen hatte, den Mann zu töten, „der uns führen muß". Walter bereute, daß er die vier Worte von der „Freiheit" geſagt. Und bin ich denn frei? dachte er.

„Verzeih!" wiederholte er nach kurzem Schweigen. „Es war mir nur noch ſo neu, ſo unfaßbar, daß du —"

„Ich kann mir dieſe Frau nicht nehmen laſſen!“ ſtieß Felix hervor, mit plötzlichen Armbewegungen. „Ich verteidige ſie! gegen jedermann! Ich will ſie behalten! Gegen eine Welt!“

„Ja, ja. Ich — verſteh's ja. Ich ſag' auch nichts. Du weißt, was du tuſt. Wird man dich nur gleich ſo fortlaſſen? Ich kenn' das nicht. Und wenn du nun Knall und Fall davongehſt — ſo ganz heraus — während die Leute ſchon ſo reden — wird's dann nicht heißen: Seht ihr, es iſt wahr!?“

„Lieber Freund, ſo macht man's ja nicht. Man fängt's ſachte an. Zuerſt wird Doktor Rabe erklären: Lungenſpitzenkatarrh — es ſcheint ja nämlich wirklich ſo — notwendige Schonung, längerer Urlaub, wärmeres Klima! Darauf geh' ich nach Südtirol. Das weitere, das findet ſich dann —“

„Ja, wie findet ſich's? Wenn du nun wieder geneſen biſt? So ein Huſten wird ja bald vergehn.“

„Na, dann hab' ich mehr Kopf als jetzt, und ich werd's ſchon machen. Bitte, quälen wir uns noch nicht mit der Zukunft; ich hab' Qual genug!“

„Nein, nein, nein, ich ſag' nichts mehr. Ich red' ja wohl lauter Dummheit heut; weil mir dies wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen iſt. Das — wahnſinnige Mitleid, Felix! Und daß ich dich verlieren ſoll!“

„Ja,“ ſagte Felix, „das drückt mich auch. Wenn du auch jetzt ſo ein Stiefvater der Trinkſtub' geweſen biſt — ich hab' ja doch keinen zweiten wie dich. Da hoff' ich auf die Eiſenbahn! Du biſt ja ſchon viel

hin und her gerollt. Kommſt dann auch einmal zu mir — zu uns —."

Felix ſprach nicht weiter, obwohl er wollte. Ein ſonderbarer, rätſelhafter Ausdruck ging über ſein Geſicht. Er ſchien etwas zu behorchen; oder zu erwarten. Es befremdete ihn etwas. Er ſah an ſich hinunter.

„Was iſt dir?" fragte Walter.

„Mir iſt — — Haſt du hier Waſchgeſchirr in der Nähe? Ich glaub' —"

Felix legte eine Hand auf ſeine Bruſt.

Walter lief hinaus. Nebenan ſtand ein Waſchbecken auf eiſernem Geſtell, mit Waſſer gefüllt. Er nahm es, ein Handtuch auch, und kam, ſo geſchwind er konnte, zurück. Er kam auch noch zur rechten Zeit. Felix' Lippen öffneten ſich, und blutiger Schleim, dann reines Blut floß in das Becken hinab, das Walter in beiden Händen hielt.

Es war nicht wie ein Strom, aber doch eine Menge Bluts. Als der Erguß geendet hatte, ſtanden ſie beide lange da und ſagten kein Wort; ſahen einander in die blaſſen Augen oder auf das rote Waſſer hinunter. Das Becken zitterte endlich in Walters Händen; er ſtellte es auf den Tiſch.

„Siehſt du, wie Gott hilft?" ſagte Felix dann mit einem unbeſchreibbaren Blick; er lächelte. „Jetzt brauchen wir uns nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie ich aus dem Amt herauskomm', ohne daß es Aufſehen macht. Ein Todeskandidat; baſta!"

„Pfui, red nicht ſo," murmelte Walter, dem ein

Schauer über den Rücken ging. „Das ist ein bißchen Blut und weiter nichts. Du wirst nicht —“

„Bitte, lassen wir das. — Ich hab' mich neulich Nachts zu sehr nach so was gesehnt. Na, da hab' ich's nun! — Guck mich nur nicht so heimlich mitleidig an. Ich seh's ja doch, wenn du auch so mannhaft kaltblütig tust. Also dieses Blut ersetzen — das ist jetzt die Aufgabe. Ich will nicht länger Allotria treiben, will als gehorsamer Patient nach Haus. Leb wohl!“

Er griff nach seinem Mantel. Walter trat hinzu, ihm zu helfen. „Ich begleit' dich natürlich. Ich bring' dich nach Haus!“

Felix schüttelte heftig den Kopf. „Unsinn! Wie beleidigend dies ‚natürlich‘ ist. Lieg' ich denn im Sterben? Weil ich um ein paar Unzen Blut leichter bin, kann ich doch noch wie Gretchen ‚ungeleitet nach Hause gehn‘.“

„Lieber Mensch, ich dachte —“

„Denk nur nicht zu viel! — Wenn ich mit dir zu Haus angefahren käm', was dächten meine Weiber dann! Die sollen ja doch überhaupt nicht wissen, daß ich das Blut — gehustet hab'; auch nicht, daß ich bei dir war. Ich bin nur ein bissel ‚in der Luft‘ gewesen. Wenn du also noch zu mir kommst, von diesem Besuch hier sagst du nichts! — Wann du kommen sollst? Ach ja, komm noch einmal, eh wir auf die Reise gehn. Morgen abend, wenn du kannst! Auf eine Stunde — eine halbe Stunde — länger darf ich nicht. Leb wohl! — Nein, nein . . .“

Walter wollte ihn zum Abſchied umarmen. Felix ſchob ihn ſanft zurück.

„Küß mich nicht!“ ſagte er leiſe. „Wir ſind uns ja auch ohne das ſehr gut.“

Er ging hinaus. Walter ging bis zur Treppe mit. Sie winkten einander noch mit der Hand. Die lange magere Geſtalt ſtieg langſam hinunter; Walter ſah ihr nach, es durchflog ihn ein Gefühl, als ſtiege da einer in die Unterwelt.

Viertes Buch

Anderthalb Monate waren vergangen, oder etwas mehr. Urſula Derfler ſaß in ihrer Wiener Wohnung am Fenſter; ſie blickte auf den Franz Joſephskai hinunter, auf die ſchmalen winterlichen Parkanlagen mit dem Kaiſerbad und auf den Donaukanal. Die Morgenſonne ſchien und taute mit Hilfe einer warmen Südluft den ſchmutzig gewordenen Schnee hinweg. Es war etwas Hoffnungsvolles in dieſem Bild und in der Luft; Urſula fühlte dennoch ſo winterlich. Sie fühlte ſich bedrückt, faſt von allen Seiten. Der Brief in ihrer Hand, den ſie eben geleſen hatte, erzählte ſo Trauriges; Gräfin Albertine, die ihn geſchrieben hatte, fehlte ihr ſo ſehr; und der, der ihr alles hätte erſetzen können, war nun ſchon lange wie tot für ſie. Nur ſein Bild — eine kleine elende Photographie aus der Holſteiner Jugendzeit — ſtand auf ihrem Schreibtiſch, unter andern Bildern, größeren, die in hübſchen Stehrahmen prangten und ihr wenig oder nichts bedeuteten. So war nun auch die Wirklichkeit: die „guten Bekannten", die hier zuweilen durchs Zimmer rauſchten, gaben ihrer Seele nichts, und der eine, der geliebte Jugendfreund, ſtand abſeits, ge-

fliſſentlich halbvergeſſen, ſich ſelber unähnlich geworden: ſo anders ſah ſie ihn ſeit dem letzten Traunſeetag. Was er ihr geweſen war, der in unbeſchwerter Seele mit ruhigem Gewiſſen ſorglos Angeſchwärmte, das war er nicht mehr. Und was er ihr nun auch noch war, wenig oder viel — er war aus der Welt. An em Feſtabend, als ſie die Wohnung hier einweihten, war er auch erſchienen, ſein Nichtkommen hätte den andern allzuviel geſagt. Er war ſo lange geblieben, wie die andern blieben. Dann ſtürzte er ſich in dieſe ruheloſe Geſchäftigkeit, gleichſam die ſpaniſche Wand, hinter der er lebte. Er verſchwand den Freunden mehr und mehr — alſo, ohne daß es verwunderlich war, auch ihr. Er erfüllte ihr Gebot, als ſie ſich auf dem Traunſee trennten: nun darfſt du mich nie mehr ſehn!

Ach, dachte ſie, wie in einer tiefen Finſternis dahintaſtend, iſt's ihm ſchwer geworden? Oder hat er ſich ſo gut hineingefunden, weil er mich leicht vergeſſen konnte? Hat da doch nur ein Strohfeuer gebrannt? Oder hatte er nur, wie er damals ſagte, „die Gewitter im Blut"?

Das Stubenmädchen trat herein, ein Beſuchskärtchen in der Hand. Da ſei ein Herr, der die Gnädige ſprechen möchte. Urſula wunderte ſich: es war kaum zehn Uhr. „Kenn' ich denn den Herrn?" fragte ſie.

„Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen. „Es ſcheint ja ſo!" Sie übergab die Karte. „Walter Haßfeld," las Urſula.

Sie erſchrak. Sie errötete. Zu ihrem Kummer oder Verdruß gehörte ſie zu den meiſt wohl blonden Menſchen, die unvernünftig leicht erröten.

„Walter Haßfeld? Ah, nun weiß ich ſchon!“ ſagte ſie ſchnell gefaßt, als fiele ihr etwas ein. „Den Herrn laß ich bitten!“

Das Mädchen ging; Walter trat in die Tür, ohne Mantel, den Hut in der Hand. Er ſchien blaſſer zu werden, indem er näher kam, während ſie wieder errötete. Seine Augen lagen tief, ſcheinbar dunkler als ſonſt, das Geſicht ſchien ſich noch geſtreckt zu haben; ſo kannte ſie ihn nicht. Sie erwartete ihn ſitzend, ſah ihn verwundert fragend an. Da er ihr die Hand nicht entgegenſtreckte, rührte auch ſie ſich nicht.

„Guten Morgen, Urſula,“ begann er langſam, mit verſchloſſenen, ernſten Zügen und gleichſam verſchleiertem Blick. „Mich führt etwas Beſonderes her; — ſonſt wär' ich ja auch nicht hier. Ich hab' aber gedacht: nach ſo langer Zeit — in der ich dir gezeigt hab', daß ich deinem Gebot gehorchen kann — da braucht es wohl nicht mehr zu gelten. Es ‚verjährt‘ ja alles, alſo warum nicht auch das; nicht wahr? Und daß ich ſo früh am Tage komme — ich ſag' dir nachher gleich, warum.“

Urſula ſtaunte beklommen, wie ſchwer es ihr wurde, etwas zu erwidern; was war denn das Rechte? Sie wußt' es nicht. „Was führt dich denn Beſonderes her?“ fragte ſie nur. „Bitte — ſetz dich doch.“

Er nahm einen Stuhl, in einiger Entfernung von

ihr; dann zog er einen Brief aus der Brusttasche. „Die Unruhe," antwortete er: „wie es mit Felix steht! Die gute alte Freifrau hat zwar übernommen, mir Telegramme und Briefe zu schreiben; sie hält's auch, wie sie alles hält; aber ich werd' nicht sehr klug daraus. Immer Widersprüche. Bald: entschieden besser, bald: beinahe hoffnungslos. Bald ist das Wetter ungünstig, schädlich — dann ist sie wieder entzückt, wie geschützt man in Gries gegen Wind und Kälte ist. Und dieser letzte Brief, den ich gestern bekommen hab', ist gar konfus; wie wenn die arme Frau durch das Schicksal ihres Sohnes ganz aus der Fassung kommt. Am meisten beklagt sie, daß er damals verboten hat, daß Lulu mit ihr wallfahrten geht; ‚wie anders könnt' es nun mit ihm stehn, wenn wir zur Muttergottes von Mariazell gebetet hätten!' — Sie schreibt aber auch, daß die Gräfin Albertine dort ist, und daß die an dich schreibt. Da dacht' ich: fahr hin und frag Ursula! damit du erfährst, wie es ist!"

„Nicht gut," antwortete Ursula leise.

„Schreibt dir die Gräfin das? Wie kommt die nach Gries?"

„Nur weil sie so ein guter Mensch ist. Die alte Baronin klagte ihr neulich in einem langen Brief, wie einsam sie in dem trostlosen Gries sei, wenn sie auch zu dritt zusammen lebten; denn der Kranke spreche nicht viel, lese oder träume viel, und Lulu gehe in stiller Schwermut herum. Da kommt Albertine zu mir: ‚Lies den Brief; ich hab' nichts zu tun; ich

fahr' hin. Die alte Frau, die die Freundin meiner Mutter war, ſoll in dieſem Jammer und Elend nicht einſam ſein!' Nun wohnt ſie da ganz nah bei ihnen, in der Auſtria. Die drei haben eine kleine Villa gemietet, die gerade billig zu haben war und ganz nah am Berg ſteht, ebenſogut wie die Auſtria gegen den Wind geſchützt."

„Und doch ſteht's mit ihm ſo ſchlecht?"

„Sehr ſchlecht. Es iſt einer von den raſchen Fällen, ſchreibt ſie; die Schwindſucht, die man — — die Benennung iſt ſo häßlich, ſo greulich, ich mag das Wort nicht ſagen. Er kommt nicht aus dem Fieber heraus. Er verzehrt ſich einfach. Die Frau und die Mutter wollen nicht, daß eine Wärterin oder eine barmherzige Schweſter angenommen wird, ſie wachen abwechſelnd bei ihm, jede eine halbe Nacht. Lulu lebe ganz für ihn, ſchreibt Albertine. Aber wenn du willſt, lies ſelbſt!"

Sie nahm einen Briefbogen, den ſie bei ſeinem Kommen aufs Fenſterbrett gelegt hatte, und hielt ihn ihm hin. Walter ſtand auf und holte ihn. „Ich faß es nicht!" ſagte er, in Gram verſunken. „Ein Menſch, in dem ſo viel Leben und ſo viel Luſt zu leben war!"

Er ſetzte ſich wieder und las. Urſulas Augen ruhten auf ihm. Es war ihr ſo wunderbar, daß auf einmal Walter Haßfeld in ihrem Zimmer ſaß, einen Brief durchleſend, als ſäß' er alle Tage ſo. Sein Geſicht, ſo ganz kummervoll, in ein fremdes Schickſal vertieft, vom Schmerz verklärt, kam ihr ſo

edel vor wie noch nie. Sie ſuchte es ſich einzuprägen Zug für Zug; ſo halt' ich ihn feſt! dachte ſie.

„Willſt du noch etwas leſen?“ ſagte ſie, als er zu Ende war. „Hier iſt noch ein Blatt, das hat mir auch Albertine geſchrieben, in demſelben Brief. Es iſt doch ein Sonnenſtrahl. Sie hat ſich verlobt.“

„Wirklich! — Mit Graf Schwarzbach!“

„Ja. Das iſt ſo ein Fall, wo ich ſelber denk': die waren füreinander beſtimmt! — Es iſt eigentlich ſchon lange her, daß ſie ſich verlobten: am Morgen nach dem Makartfeſt. Aber noch denſelben Morgen kriegte der Graf eine Depeſche: ſein Vater, in Kärnten, ſchwer krank. Mit dem nächſten Zug fährt er hin. Woche um Woche liegt der alte Graf auf Leben und Tod. Da ſind ſie mit ihrem Glück ganz ſtill geblieben; hätt' ich auch getan. Jetzt wird er nun doch zum Glück wieder geſund. Jetzt ſoll's an den Tag! Vorläufig hat ſie mir's geſchrieben, gedruckt iſt's noch nicht. Ich ſoll dir's auch ſagen, ſchreibt ſie, wenn ich dich ſeh'. Ich hab' ihr nämlich nicht verraten, daß ich dich nicht ſeh'.“

„Und nun ſiehſt du mich doch!“

„Ja ... 's iſt wie ein Traum. — Da iſt das Blatt — wenn du willſt.“

„Ich dank' dir. Ja, du haſt recht: ein Sonnenſtrahl. Zwei ſo goldne Menſchen. So ein Bund wie der — — das iſt wohl ein Glück!“

Er war aufgeſtanden, nahm das Blatt und blickte im Stehen hinein. Zu leſen ſchien er aber noch nicht. Nach einer Stille ſagte er noch einmal, mit

einem Ton von Schwermut, der Urſula aufs Herz fiel: „So ein Bund wie der, das iſt wohl ein Glück.“

Urſula ſchwieg; in ihr klang ſein Ton wie ein tiefer Seufzer nach. Walter durchflog das Blatt. Darauf legte er es vor Urſula hin, und zum erſten Mal betrachtete er ſie mit einem langen Blick, als käme er nun erſt zu ihr. „Und du?“ fragte er. „Ich weiß ſo lange faſt nichts von dir. Hab' mich rechtſchaffen bemüht, wenig oder nichts zu erfahren; und —“

„Warum tatſt du das?“

„Warum ich das tat? — Um die Sache gründlich zu machen; denn wenn man jemand ſchon nicht ſehen ſoll, dann iſt's beſſer, man hört auch nichts. Dieweil doch — — Ach was. Lauter Worte. Der Menſch iſt ſo dumm, wie das Leben iſt! — Ich hab' eigentlich nur gehört: dein Mann iſt der neuen Bahnen wegen in Sankt Pölten, ſchon ziemlich lange.“

„Ja, und er bleibt auch noch eine ganze Zeit.“

„Und dich läßt er hier?“

„Ich hab' drum gebeten. Was ſoll ich in Sankt Pölten? Hier hab' ich doch das große Wien! — Und der Mann — der entbehrt mich nicht. Zuweilen kommt er auf einen Tag. Sonſt führt er da ein vergnügtes Junggeſellenleben, mit — mit Leuten wie er. Da iſt allerlei: Eiſengießer, Hammerwerke, Offiziere — die Ingenieure und ſo weiter — und gutes Bier, natürlich. Er arbeitet ganz ordentlich — ohne ſich zu übernehmen — blüht und iſt geſund.“

Urſula ſprach das alles ſo hin, ohne Bitterkeit,

wie es ſchien, aber mit einer gleichgültig müden Stimme, als ginge es ſie eigentlich nichts an. Walter war betroffen; ſo hatte er ſich's doch nicht gedacht. Das war ja auch nicht anders als bei dem Fürſten und der Fürſtin Weißenfels; nur ins Bürgerliche überſetzt. „Zuweilen kommt er auf einen Tag . . ."

„Du biſt nun aber einſam," warf er hin, um an dem andern ohne Worte vorbeizugehn.

„Ziemlich einſam, o ja." Urſula ſaß aber in ihrer feſten, etwas ſtarren Haltung wie eine tapfere Germanin da.

„Urſula!" begann Walter in anderm Ton; mit möglichſt ruhiger, zuwartender Herzlichkeit. „Das iſt heut ein gemiſchter Tag, ‚häßlich und ſchön', wie Macbeth ſagt. Noch iſt er mehr häßlich, troſtlos. Wenn aber zu dieſem ſchönen Verlöbnis noch hinzukäm', daß wir beide uns wieder gut vertrügen wie ſonſt — mit dem Fremdſein ein Ende machten — ſo würd's ein mehr ſchöner Tag."

„Ich bin dir nicht bös," antwortete ſie, gefliſſentlich ebenſo ruhig wie er. „Hab' dir längſt vergeben. Du hatteſt nur unmöglich gemacht, daß wir —"

Sie ſprach's nicht zu Ende.

„Ja — das war im Sommer. Jetzt geht's ſchon wieder auf den Frühling zu! Jetzt, deucht mir, iſt das ſo fern — ſo halbvergeſſen —"

„Haſt du's ſchon vergeſſen?"

„Mein Unrecht nicht."

„Was denn dann?"

„Vergeſſen — nein, das Wort hatt' ich ſchlecht

gewählt. Verwunden, wenn du willſt; hinter mich gedrückt, aus mir hinausgekämpft; das, aus dem mein Unrecht kam. Wenn du nun alſo ſicher ſein kannſt, daß dir nicht wieder ſo ein Unrecht geſchieht —"

„Kann ich das?"

„Aus ſich ſelber kommt's ja nicht. Hab' nur etwas Vertrauen! Und das könnt'ſt du heut gleich zeigen — und mir eine große, eine feſtliche Freude machen; was ich gerade heut wunderbar gut brauchen kann. Weißt du noch, was du damals auf dem Traunſee, bei der Holzrinne ſagteſt? Wenn die Kapelle fertig wär', hatt' ich dich gebeten, die ich im Weißenfelsſchen Jagdſchloß bau', dann ſollt'ſt du ſie ſehn. Ja, ſagteſt du mit glänzenden Augen, dann will ich kommen; wie gern. Ja, dann bring mich hin!"

„Das könnt' ja auch ſein," erwiderte ſie zögernd; „wenn dann zwiſchen uns alles wieder in der alten Ordnung iſt. Das können wir ja noch abwarten, Walter. Mit dem Fertigſein hat's wohl keine Eile."

„Geſtern iſt ſie fertig geworden," erwiderte er.

Urſula ſprang auf. Sie ward blaß. Auf einmal war ihr, als käme etwas gegen ſie heran, etwas Dunkles, Bedrohendes. Sie glaubte nun auch in Walters Augen etwas zu ſehn, das ihr Bangen machte. „Fertig?" ſtammelte ſie.

„Ja, einſtweilen ganz; bis auf dieſe und jene kleine Ausſchmückung, die der Fürſt noch machen will, die ſo allmählich kommt. In acht Tagen, nächſten

Sonntag, will er mit einer ganzen Gesellschaft hinaus, die ich herumführen soll. Heut ist der einzige, der erste und letzte Sonntag, an dem ich mit dir — — Was hast du?"

„Sprich nur weiter," entgegnete Ursula, die eine jähe Unruhe geschüttelt hatte.

„An dem du mir diesen meinen Lieblingsbau auch so einweihen oder weihen kannst, wie die Kirche da, die holsteinsche. Darauf hab' ich mich all die Zeit gefreut! Denn — nur nicht bang', ich bitte dich — denn wenn ich mir auch sonst die alte geziemende Seelenruhe verschafft hab': daß du meine ‚beste Beschauerin' bist, wie ich dir damals sagte, daß ich dir am liebsten zeig', was ich gemacht hab', das bleibt mir ja doch. Unten steht mein Wagen, ein Fiaker für den ganzen Tag. Ich fahr' dich hin. Darum kam ich so früh! Einer der besten Fiaker in Wien; er fährt uns ebenso schnell hin und zurück wie der Kutscher des Fürsten Weißenfels. Wie sorgenvoll sie dasteht! Ist das die Traunsee-Germania? Was liegt dir noch auf der Brust?"

„Der Traunsee," antwortete sie.

„Du meinst, was ich damals —? — Ich sag' dir ja: das liegt hinter mir."

„Wie weit? Hundert Meilen oder einen Schritt?"

„Ursula! Hast du kein Vertrauen zu mir, oder Furcht vor mir?"

Sie antwortete nicht. Sie trat ans Fenster, das sie verlassen hatte, und blickte auf den Wagen hinunter, dessen Pferde ungeduldig die Mähnen schüt-

telten und das Pflaſter mit den Hufeiſen ſchlugen. „In dem Wagen da," murmelte ſie nach einer Weile.

„Ja. — Du biſt beizeiten zurück."

„Geſchloſſen."

„Er kann auch offen ſein, wenn dir's nicht zu kalt iſt."

„Ich bin abgehärtet."

„Das warſt du ja immer. Ich auch."

„Und du wirſt unterwegs, und dort, und zurück ganz vernünftig ſein?"

„Ja gewiß, ſei ruhig," ſagte Walter mit einem halb elegiſchen Lächeln, das ſie rühren mußte, er ſah jetzt ſo ganz dem Walter Haßfeld aus den beſten holſteiniſchen Zeiten gleich: „ich werd' ganz vernünftig ſein."

„Nur von der Kapelle und von deinen andern Bauten und von deinen Plänen, deinem Leben ſprechen."

„Ja — wie du befiehlſt."

„Dann in Gottes Namen!"

* * *

Sie fuhren noch immer auf der Heerſtraße dahin, dann durch Korneuburg hindurch; jetzt verließen ſie den großen Weg und rollten auf einer Landſtraße den Hügeln zu. Urſulas Wangen hatten ſich in der Luft gerötet, ein leichter Wind blies ſie bei dem raſchen Fahren an; es war aber Tauwetter, nicht kalt, und ihr Mantel hielt ſie warm. Walter, blaß geblieben — nur in den Augen war Feuer genug —,

hatte ſich müde geſprochen, ganz der Vorſchrift getreu: nur von ſeinem Leben, Arbeiten, Schaffen; wenn er etwa abſchweifen wollte, ſo führte ſie ihn durch Fragen zur „Pflicht" zurück. „Ruh dich aus!" ſagte ſie nun endlich, in einem gutherzigen Mitleid, zum erſtenmal völlig unbefangen lächelnd; „ich hab' dich wohl ſchrecklich ausgequetſcht. Mir war ja, als hätt' ich dich tauſend Jahre nicht geſehn. Wie lieb haſt du dieſem neugierigen Weib — — Ich dank' dir von Herzen. Nur eine einzige Frage hätt' ich noch!"

Walter ſuchte auch zu lächeln; es ward ihm nicht leicht. „Bitte! Die Herrin will's und der Ritter tut's."

„Ach nein, nein! Ritter meinetwegen; du biſt heut ſo rührend ritterlich. Aber Herrin nicht! Ich fühl' mich ſo klein vor dir. Was du alles ſchaffſt und treibſt und planſt! O du — — Du reibſt dich dabei auf, dacht' ich nur vorhin."

„Ich muß," erwiderte er, mit einem fliegenden Blick auf ſie. „Was wird ſonſt aus mir? — Alſo eine einzige Frage haſt du noch. Bitte, heraus damit!"

„Nur von der Hauptſache jetzt, der Kapelle, haſt du mir kein Wort geſagt."

„Nein, das wollt' ich nicht. Volle Überraſchung!"

„Ach nein, bitte nicht. Weißt du, ich bin ſo dumm! und architekturdumm ganz beſonders. Für deine Freundin eine rechte Schande —"

Er wollte ihr die Hand auf den Mund legen, zog ſie aber noch beizeiten zurück. „Sprich nicht ſo,

das mag ich nicht. Du fühlst so 'ne Architektur wie irgend eine. Du hast die rechte Seele dafür. Weiter brauchst du nichts!"

„Aber ich kenn' ja all die Stile nicht! Ich kann nicht einmal romaniſch und gotiſch ordentlich auseinanderhalten!"

Nun lachte er doch auf, zum erſtenmal. „Kind!" ſagte er dann. „Laß die Stile laufen; ſie ſind ja ſo viel durcheinandergelaufen und das hat ihnen gut getan. ‚Der reine Stil!' Ich hab' für meine Kapelle da oben ein Vorbild gehabt — nur ſo ein Vorbild, weißt du — die Capella Palatina im königlichen Schloß zu Palermo; in der ſind Stile genug gemiſcht, Normanniſches, Arabiſches, Antikes, Byzantiniſches; von akademiſcher Reinheit keine Spur; und da drin wird dir zauberhaft zu Mut, und ſie ſchlägt alle Kapellen der Welt! Ich hab' ihr ein biſſel nachgeſtrebt — na, ſo gut es ging. Millionen hinein verbauen, das konnt' ich nicht. Der Fürſt — und die Fürſtin — ſie haben das Unglaubliche getan, um nach meinem Plan ein Schmuckſtück daraus zu machen; aber indiſche Goldfürſten ſind ſie nicht. Und ſo hab' ich mich — — Aber nun erzähl' ich doch! Nein, kein Wort mehr. Überraſchen! So viel das nach dieſem Schwatzen noch möglich iſt!"

„Warum überraſchen?"

„Warum? Ich — — ich dacht' mir's ſo." Er dämpfte ſeine Stimme: „Ich hab' ja all die Zeit davon geträumt, dich in meiner Kapelle zu ſehn. Wieder einmal ein reines Glück!"

„Das — verſteh' ich nicht. Ob ich, Urſula Derfler" —

„Reineke. — Du weißt ja nicht, wie's in mir iſt!"

„Ich brauch's auch nicht zu wiſſen," ſagte ſie leiſer. „Alſo die Kapelle — die Kapelle — iſt auch eine Orgel drin?"

„O ja. Es ſoll gar nichts fehlen. Natürlich die kleinſte, die es gibt; für höchſtens hundertfünfzig Sitzplätze, ſechs Regiſter. Iſt ſchon aufgeſtellt; ich hab' ſchon mehrmals darauf geſpielt. Der alte Peterſen, weißt du, der lehrte mich's damals. Und manchmal hörteſt du ſo andächtig zu! Das haben jetzt auch die Arbeiter getan, wenn ſie ihre Eß- und Ruhepauſe hatten und ich mir und ihnen was vorſpielte. Da kamen ſie vom Hof in die Kapellentür, ganz leiſe, und horchten und ſahen rührend zufrieden aus. Und ich ſpielte ſo ſchön, wie ich konnte; — der alte Bach aber, hoff' ich doch, hat ein Ohr zugedrückt!"

Urſula drückte ihm die Hand; ſie hatte es heut noch nicht getan. „Das ſieht dir ſo gleich, daß du für deine Arbeiter geſpielt haſt."

„Aber auch für mich. — Ich brauch's. — Ich brauch' ſo 'ne Art von Muſik. Zu Haus, auf meiner Zimmerorgel, meinem Harmonium, da hör' ich oft nicht eher auf, bis ich Ruhe find' — ich hab' ſonſt keine. Nein, das iſt übertrieben;" er dämpfte wieder die Stimme: „das iſt unmännlich! Aber kämpfen muß ich, ſonſt hab' ich keine. Es iſt ſo ein Unſinn, daß der Menſch ſo oft das will, was er nicht ſoll.

Weil ich dich nicht ſehen ſoll, ſo zieht mich's immer zu dir —"

Urſula ſtand im Wagen auf. Darüber verſtummte er. Sie blickte auf den Kutſcher, der ſich leiſe das Fiakerlied pfiff, und ſetzte ſich wieder hin. „Walter!" ſagte ſie aber leiſe. „Ich kehr' jetzt noch um, ich ſteig' aus, ich geh' zu Fuß zurück, wenn du noch einmal ſo ſprichſt!"

Er ſchwieg. Er drückte die Augen zu. Sie fuhren nun ſchon an dem Hügel hinauf, den das Jagdſchloß krönte. Nach einer Weile flüſterte er, die Lider langſam hebend: „Sei ruhig, ſei ruhig. Ich ſag' nichts mehr!"

Oben war das Schloßtor geöffnet, der Aufſeher hatte ſie kommen hören; er ſalutierte, während der Wagen in den Schloßhof fuhr. Sie ſtiegen ab; Urſula ſah mit großen Augen in dem maleriſchen Gewinkel umher, in dem vieles fertig ausgebaut, einiges noch Ruine oder im Werden war. Der Aufſeher brachte den Schlüſſel zur Kapelle; Walter nahm ihn und gab dem Mann gemütlich die Hand. „Es iſt jetzt Ihre Eſſenszeit," ſagte er; „gehn Sie ruhig, Plonka. Und beeilen Sie ſich nicht, wir bleiben lange."

„Sehr wohl, Herr Baurat," erwiderte Plonka, der, wie ſo viele, die bei großen Herrſchaften dienen, den Schloßbaumeiſter mit einem emporfördernden Titel verziert hatte. „Der Kutſcher und die Roſſe ſollten aber auch wohl mit, wenn der Herr Baurat hier ſo lang' verweilen wollen. Da die Stallungen

jetzt umgebaut werden, hat Seine Durchlaucht angeordnet: bis der Umbau fertig ist, sollen keine Pferd' in den Stall, sollen unten im Wirtshaus futtern."

„Also gut, 's ist recht. Ich sperr' hinter euch zu!"

Der Wagen kehrte um und fuhr wieder am Hügel hinunter, der Aufseher ging hinterdrein. Walter drehte den Schlüssel im Tor herum; dann kam er zu Ursula zurück. „So," sagte er, „jetzt sind wir allein! — Ach, da wird sie schon wieder so ernst. Werd' ich dir denn was tun?" Er lächelte, wenn auch ohne Heiterkeit: „Übrigens, was könnt' ich dir tun? Dir mit deinen Muskeln? Weißt du nicht mehr, was du damals beim Wiedersehen im Mohrschen Speisezimmer zu mir sagtest?"

„Nein, ich hab's vergessen."

„Du hobst deinen stolzen Kopf und spieltest mit den Armmuskeln: ‚Sag nur, wo du liegen möcht'st.'"

„So 'ne Prahlerin?"

„Und dabei soll ich nicht sagen: jetzt sind wir allein! — So laß mir doch dieses kleine Glück. Es ist das eingebildetste, das es gibt; denn du stehst zwei Schritte von mir und bist doch so fern — so fern!"

Es war so viel Schmerz in seinen Augen und in seiner Stimme, daß es Ursula wider Willen erschütterte. Sie wendete sich ab. „Wo ist die Kapelle?" sagte sie.

„Ich wollte dir eigentlich erst das andre zeigen —"

„Bitte, die Kapelle. Sei so gut."

„Wie du willſt!“

Walter ging voraus; hinter einem turmartig vorſpringenden Bau wurde die Faſſade der Kapelle ſichtbar, „romaniſch“ nach Urſulas Gefühl, aber ſo niedrig, daß man hinter ihr noch eine Kuppel, mit einem goldenen Kreuz bekrönt, aufſteigen ſah. Eine kleine Vorhalle lag vor dem Eingang, die zwei rote Marmorſäulen trugen; ſo erbaute ſich ſchon ein maleriſches Bild. Walter ſchloß auf, ſie traten ein. Der Raum war größer, als Urſula gedacht hatte; oder erſchien er nur ſo? In drei Schiffe geteilt, durch zwei Säulenreihen, die in verſchiedenen Farben ſchimmerten — das hatte ſie noch nicht oft geſehn —, von einer farbenreichen, ſtarkrippigen Holzdecke geſchloſſen, erhielt er ſein Licht nur durch die Kuppel, die über der Vierung ſchlank emporſtieg, von ſchmalen Fenſtern durchbrochen. Die Spätmittagsſonne leuchtete durch dieſe Fenſter herein; ihre Strahlen ſanken weich und warm in eine wunderbare, farbige Dämmerung hinunter, die zwiſchen den Säulen lag. Sie wurden hier zu reinem Gold, denn von allen Wänden glänzten Goldmoſaiken, mit feierlichen Geſtalten in altchriſtlicher Art. Heilige und Engel ſchauten auf den Beſchauer herab; ſie ſchienen ihr Licht und ſomit ihr Leben von einer göttlichen Glorie zu empfangen, die durch die Kuppel vom unſichtbaren Himmel ſtrahlte. Sie lebten aber in einer ſüßen Dämmerung, ſo geheimnisvoll, wie Urſula es noch nie erlebt. Ihre Augen gingen wie in einem Jenſeitstraum umher. Ein heiliges Märchen! dachte ſie. Zwiſchen

den Säulen ſtand ſie, jetzt unter der Kuppel; es war, als fühlte ſie noch Erdennähe, aber ſchon auf dem Himmelsweg. Etwa ein Ort, wo man raſten ſoll, eh man weiter darf. Viele Boten Gottes ſtehn aber und ſchweben ſchon umher, in goldener Pracht, feierlichem Glück. Und alles iſt voll Gottesahnung und werdender Seligkeit. Die ſchönen, edlen Säulen tragen ſo feſt, ſo ſtark, als trügen ſie auch das Geheimnis, das ſich über ihrem Dach ausbreitet und ſein Licht durch die Kuppel wirft. Es ſchien ihr alles ſo ruhig und ſicher; alles Harmonie.

„Walter!“ ſagte ſie endlich, ihre Stimme dämpfend. „Iſt's möglich! Das haſt du gemacht!“

Er deutete auf die Moſaiken, die Bilder. „Ich nicht allein, wie du ſiehſt.“

„Aber doch dein Werk!“

„Urſula! Iſt dir's recht?“

Sie mochte nicht mehr reden; ihre Stimme klang ihr hier nicht ſchön genug. Aber ſeine klang weich und gut. Sprich du noch was! hätte ſie ſagen mögen; ſie getraute ſich's aber nicht. Sie legte die Hände zuſammen, ein unwillkürliches, unbewußtes Falten.

Walter entfernte ſich leiſe, ſie bemerkte es nicht. O du Glücklicher! dachte ſie. Kannſt du ſo was ſchaffen? Lebſt du ſo im Schönen? Fliegt deine Seele ſo hoch? Iſt ſie ſo rein, ſo gut? — Und was bin ich? Und der Mann in Sankt Pölten? — O dieſe verklärte Herrlichkeit. Die goldene, ſelige Dämmerung. — Walter! Walter Haßfeld von

Itzehoe! — Ihre Seele war wieder ganz bei ihm, in ihm.

Auf einmal erſchrak ſie faſt, ſo etwas Unerwartetes kam. Hinter ihr, aus der Höhe, begannen feierliche Töne zu rauſchen; die Orgel! An die hatte ſie noch nicht gedacht. Nun ſah ſie erſt, Walter war fort. Die Töne erfüllten den ganzen wunderbaren Raum, ſchienen in der Kuppel leiſe zu verklingen. Ein Orgelpräludium des Meiſters aller frommen Meiſter, des Johann Sebaſtian Bach, ſtieg durch die Kuppel zum Himmel auf. Es war wie für dieſe Kapelle geſchrieben, oder die Kapelle für dieſe Muſik gemacht. Süße Tränen drängten ſich in Urſulas Augen. Sie lauſchte wie weltentrückt. Jetzt hätte ſie ſich nicht gewundert, wenn ein Engelchor mit überirdiſchem Geſang eingefallen wäre; oder wenn auf den vergoldeten Sonnenſtrahlen die Erzengel ſich herabgeſchwungen hätten, um Johann Sebaſtians Muſik zu hören und Walters Kapelle zu ſehn.

Die Muſik war aus. Es war wie ein Erwachen. Auch der T r a u m war aus. Urſulas Geſtalt wendete ſich aber wie von ſelbſt herum, als ſie auf den Steinplatten Walters gedämpfte Schritte hörte. Er kam langſam heran. Ihre Seele flog ihm zu. Ihr war, als müſſe ſie wieder ſeine Hände küſſen; oder was ſonſt tun?

„Urſula!“ ſagte er nur, als er vor ihr ſtand. Seine Augen leuchteten in der goldigen Dämmerung. Ein farbiges, verklärendes Licht lag auf ſeiner Stirn und auf ſeinen Wangen.

„Walter," hauchte sie ihm zu. „Ich war nie so glücklich!"

Er erbebte vor Freude. „O, und ich!" konnte er nur sagen. Er ergriff ihre Hände. Doch als er sie hatte, ließ er sie wieder los und stand wie sich versteinernd da.

Das ertrug sie nicht. „Walter!" sprach sie mit ihrer weichsten wärmsten Stimme. Die Stimme schien zu fragen: was willst du? Was soll ich dir zuliebe tun?

Er hörte das, ihm vergingen die Sinne fast. Seine Arme hoben sich ihr entgegen. Wie durch eine Macht gezogen, der kein Menschenwille widersteht, sank sie an seine Brust.

* * *

In das Turmgemach neben der Kapelle, das Walter für längere Aufenthalte als sein Zimmer eingerichtet hatte, schien noch die Nachmittagssonne herein; sie schwand aber eben hinter einen Nachbarhügel. Ursula saß auf Walters Sofa, er kniete vor ihr. Er hielt ihre Hände und küßte sie. Aus der Kapelle hatte er sie hergeführt, in seinem Arm, beide wie im Traum. In innigen Umschlingungen, heißen Küssen hatten sie lange gesessen, versunken in dem Rausch des Glücks. Jetzt sah sie auf ihn herab, konnte es nicht fassen.

„Wie war's möglich, du? Wie ist es nur so allmächtig über uns gekommen? — Hab' dich so geküßt,

als hätt' ich auf der Welt nur dich. Ach, wie ist mir schwer — und süß. Was sagst du?"

„Du wirst meine Frau! Du wirst's!" erwiderte er, mit Augen voll Dank und Glück.

„Ach, es wird nicht. Nie!"

„Warum sollt' es nicht? Dein Mann — wie sagtest du heut — ‚der entbehrt mich nicht'. Seine Liebe zu dir hat ausgelebt. Wenn du mit ganzer Seele darum bittest, so gibt er dich her! — Ich muß dir ja noch beichten, Ursula. Ich konnt' so nicht leben! Ich hielt's nicht mehr aus! Heut morgen im Bett, nach langem Wachen, sagt' ich mir: wozu quälst du dich? Hast es abtöten wollen, all die Wochen, die Monate, und erreichst es nicht. Fahr hin! Mach ein Ende! Sieh sie dir an — wie's denn mit ihr steht. Ob sie auch so leidet — — ja, ich hab's gehofft. Oder ob's in ihr vergangen ist, was sie für dich fühlte; ob nur noch eine kühle Freundschaft da ist — in der du erfrierst. In Gottes Namen, so erfrierst du denn! So kommt vielleicht ein gräßliches Erstarren über dich, nicht so gräßlich wie diese schwelende Glut, in der du mit all deinem Arbeitsfieber erstickst!"

„Ach, mein Walter, mein Walter!" Sie beugte sich auf ihn herab, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf Haar und Stirn. „Hast du so gelitten! Du!"

„Du nicht auch?"

„O ja! — Frauen wundern sich wohl nicht so sehr, wenn sie um ihre Liebe leiden. — Sieh, und

mir ist heut, als hätt' ich diese Monate geträumt und in dem ganzen Traum nur an dich gedacht!"

Aber nun steh endlich auf! sagten ihre Augen und ihre Arme. Sie zog mit aller Kraft an ihm. Er gab nach, er saß wieder neben ihr. Sie fühlte sich von seinen Armen umschlungen; ihr schauerte, da sie an ihre Ehe dachte; ihr Gesicht drückte sich gegen seine Brust.

„Kannst du hören?" fragte er, über ihr blondes Haar gebeugt.

„Ja." hauchte sie, kaum vernehmbar. „Meine Ohren sind frei. — Meine Seele hört dich auch."

„Ich hab' dir ja noch nicht gesagt, was es in mir ist! Nach so langer Zeit muß ich's nun doch wissen. Ich streb' so zu dir, weil du die Eine, die Wahre, die Rechte bist! Nicht deine Schönheit — — ja, die auch — o Gott — aber daß du für mich geschaffen bist. Ich hab's nicht gewußt! O hätt' ich das früher gewußt! Bin so in die Welt gestürmt. Da muß es noch ganz andere geben, dacht' ich ... Und die gibt es auch. Wunderbare — — Gott hat so manche Wunder geschaffen. Und die haben mich zum Sünder gemacht. Ach, da zitterst du ... Ja, ich hab' gesündigt. Ich muß dich mit Zunge und Augen und Händen bitten: könnt'st du mir verzeihn! Du, die du mich wieder entsündigen kannst —"

„Walter! Ich!" — Sie hatte den Kopf gehoben, nun warf sie ihn wieder an seine Brust.

„Ja, du. Hast mir doch nur deine Lippen gegeben —"

„Aber mit ihnen mich! mich ganz! — Wie kann ich nun noch wieder zurück?“

„Du ſollſt auch nicht. Du wirſt meine Frau! — Sag, ſag, was du glaubſt. Ob er dich freigeben wird.“

Ihre halberſtickte Stimme ſprach nach einem Zögern: „Ich glaub's wohl.“

„Dann hilft mein Glück, oder Gott, wohl auch mir! — Ich hab' nämlich ein Wort gegeben, das mich unfrei macht; — o, wie dich das ſchüttelt. Hör zu! Ein Wort, das ich im Gefühl einer Schuld — die ich büßen, die ich töten wollte — — Ich ſag' dir das alles ein andermal. Sie hat ein leidenſchaftliches Herz — hat ein edles Herz! Wenn ich nun zu ihr komme: die Hand des Schickſals liegt auf mir — aber ſegnen will ſie mich — und ich bitt' dich von ganzem Herzen, gib mir meine Freiheit, gib mir mein Wort zurück; dir bleibt alles, was du ſonſt noch hatteſt, ich verſcherzte aber ſonſt mein Lebensglück — wenn ich ihr das und anderes ſag', ſo überwindet ſie das Gefühl, das noch an mir hängt, und ihr großes Herz gibt mich frei! Als wir von ähnlichen Fällen ſprachen, von Frauen, die ihr vermeintliches ‚Recht‘ nicht opfern wollten, wie — fürſtlich ſagte ſie: ich hätt' Opfermut! — Wenn nur du mir verzeihen kannſt, daß ich — von ihr komme, dann wird alles gut. Ich hab' ſo einen frohen, feſten Glauben. Seit ich dich ſo halte, dich, meine Jugend, mein Gleiches, meine Kraft, mein Weib, das mir Gott beſtimmt, ſeitdem ſtürmt mein Glaube den Himmel an!“

Urſula richtete ſich auf und legte die Hände auf ſeine Schultern; mit einem Blick, der ihm durch die Seele ging, drang ſie in ſeine Augen ein. „O wie gut," ſagte ſie langſam, „daß du ſo einen Glauben haſt. Nun will ich dir auch ſagen, wie's iſt. Ich ſterb' ja, wenn ich nach dieſer Stunde nicht dein Weib werden kann! — Ich leb' nur in dir. Ich hab' nur noch dich. — O hätt'ſt du mich lieber nicht hergeführt —"

Er umſchlang ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit: „Du wirſt mein Weib! gewiß! gewiß! Und ich, könnt' denn ich noch leben, wenn ich dich wieder verlieren ſollt'? — 's iſt ein unbegreiflicher Traum: ich hab' dich. O meine Kapelle, was dank' ich dir. O wie hat ſich's bewährt, daß du, du, Urſula Reineke, mein beſtes Auge, meine beſte Seele, daß du für meine Kunſt und für mich gottgeſchaffen biſt!"

Er küßte ſie mit einem langen, innigen, bräutlichen Kuß. Eh noch die Lippen voneinander ſchieden, brach der laute Ton der Torglocke durch die Mauern herein: der Aufſeher und der Wagen meldeten ſich an.

* * *

Fürſt Weißenfels war mit ſeiner Schwägerin, Berta Borgonuovo, in Elfriedens Atelier getreten und betrachtete mit ſeinem prüfenden Profeſſorblick, was die Fürſtin formte. Sie hatte die Marmorbüſte des kleinen Konſtantin, Walters Werk, vor ſich aufgeſtellt und ſuchte ſie in Ton ſo getreu wie möglich nachzubilden. In einer Ecke ſaßen Joſeph und Kon-

ſtantin, die beiden ſchlanken Prinzchen, zuſammen in einem breiten Lehnſtuhl, ein Album mit Photographien durchblätternd; es waren ſchöne Nachbildungen von auserleſenen Architekturen, die Elfriede nach Walters Anempfehlung geſammelt hatte.

„Du, es wird furchtbar ähnlich," ſagte Fürſtin Berta mit ſchweſterlicher Freude. „Ich glaub', ſo was Gutes haſt du noch gar nicht gemacht!"

Der Fürſt nickte bedächtig zuſtimmend. „Ich hab' da nur eine Einwendung — die aber zugleich etwas Schmeichelhaftes hat."

„Du und etwas Schmeichelhaftes?" verſetzte Elfriede. Sie knetete weiter.

„Ich will nur ſagen: wenn man ſo viel kann, wie dieſe Nachbildung in beinah' überraſchender Weiſe zeigt, warum dann nicht lieber etwas Eigenes machen? Was doch jedenfalls —"

Elfriede unterbrach ihn, obwohl er das nicht liebte: „Ich will lieber eine Kopie leidlich gut, als ein Original unleidlich ſchlecht machen."

„Bitte, bitte! — Recht witzig geſagt — und ohne Schonung des lieben Ich — aber doch wohl nicht ganz ſachgemäß. Kopie! Schon das Wort ‚Kopie' hat ſo einen handwerksmäßigen Beigeſchmack. Und etwas unleidlich Schlechtes würdeſt du nie —"

Elfriede fiel ihm wieder ins Wort: „Ich hab' meiner Schweſter verſprochen, ihr als Geburtstagsgeſchenk eine Kopie dieſer Büſte zu machen, und da ich mein Wort zu halten liebe, ſo mach' ich ſie jetzt."

„Sehr wohl; indeſſen —"

„Lieber Schwager," unterbrach ihn nun die Borgonuovo, indem ſie ſcherzhaft drohend den Arm hob, „verleid ihr, bitte, das Worthalten nicht, ſonſt bekommſt du's mit mir zu tun!"

„Da haben wir's," ſagte der Fürſt etwas ſauer lächelnd. „Wenn zwei Frauen und ein Mann beiſammen ſind, ſo ſind allemal zwei gegen einen! — Alſo gut, ich verſpare meine Randbemerkungen auf ein andermal, wenn wir eins gegen eins ſind; auch dann hab' ich ja immer noch einen ſchweren Stand." Er ſah auf ſeine Uhr: „Es iſt übrigens auch Zeit zur Mittagspromenade."

Prinz Joſeph, das „Vaterſöhnchen", war aufgeſtanden und herangeſchlichen; er hörte gerne zu, wenn die Erwachſenen „klug" miteinander ſprachen, und ſprach es bei Gelegenheit altklug nach. Er drückte ſich leiſe gegen den Vater, dem er der Liebere war, ſo wie Konſtantin der Mutter und der Tante Berta. Der Fürſt ſtrich ihm mit ſeiner mageren kühlen Hand über den glattgekämmten Kopf.

„Willſt du mitgehn, Joſephus?" fragte er, von einer gemütlichen Regung ergriffen.

Der kleine Prinz blickte überraſcht und verwundert hinauf. „Wohin?"

„Promenieren. Du mit deinem Vater, und einmal nicht mit dem Gouverneur."

„Hurra!" ſagte Joſeph ſtolz, ſchaute die Mutter und die Tante an. „Ja, Vater, ich geh' mit!"

Konſtantin hatte aufgehorcht, blieb aber ruhig mit dem Album im Lehnſtuhl liegen. Als der Fürſt

mit ſeinem Erſtgeborenen ſich verabſchiedet und das Atelier verlaſſen hatte, wälzte ſich das Mutterſöhnchen behaglich träg auf den Teppich hinunter, legte das Buch vor ſich hin und beſchaute ſo Blatt für Blatt.

Fürſtin Berta warf einen Blick auf ihn. „Ich muß auch wieder fort," ſagte ſie obenhin; „will nur noch ein paar Augenblicke zuſchauen, wie ſchön du das machſt. — War er geſtern hier?" fuhr ſie ſo leiſe fort, daß das Prinzchen ſie nicht hören oder doch kein Wort verſtehen konnte.

„Nein," antwortete Elfriede ebenſo leiſe. „Er wollte zum Jagdſchloß hinaus."

„Ob er auch wirklich draußen war?"

„Wie meinſt du das?"

„Nu — man hat ihn geſtern morgen am Franz Joſephs-Kai geſehn. Da iſt er in ein Haus gegangen, lange drin geblieben."

Elfriede hielt mit dem Modellieren inne. „Nun ja! Warum nicht? Er kann dann ja immer noch hinausgefahren ſein. Was gehn dich und mich ſeine Beſuche an."

„Entſchuldige. Ich hab' das nur erwähnt, weil ich finde, daß er überhaupt — —"

„Was überhaupt?"

„Sich immer ſeltener macht. Dich vernachläſſigt. Ja, verzeih — ich weiß kein anderes Wort. — Haſt du kein Talent zur Eiferſucht?"

„Ich? O ja, ganz genug. Aber auf ſein ewiges Arbeiten bin ich doch nicht eiferſüchtig. Ich find' es nur unvernünftig, daß er's ſo übertreibt."

„Liebe Elfriede —"

„Was noch?" Elfriede machte eine ungeduldige, beinahe heftige Bewegung; ſie liebte ſolche Geſpräche nicht; ſie liebte an der Schweſter das allzu klügelnde Grübeln nicht. „Wenn du was weißt, ſo ſag's; ſonſt laß mich, bitte, in Ruh'!"

„Nichts Beſtimmtes, nein. Aber dein Mann —"

„Was iſt mit dem? — Du machſt ſo ein Geſicht. Glaubſt du, daß er etwas weiß?"

„Um des Himmels willen, nein! Dann wär's ja aus! — Nein, er gehört ja zu den Blinden, die ewig nichts wiſſen. Aber auch der hat neulich geſagt, als er und ich über Haßfelds raſtloſe Tätigkeit ſprachen: ‚Woher wiſſen wir denn' — er hatte dabei ſein überlegenes, beinahe fauniſches Diplomatenlächeln — ‚woher wiſſen wir denn, daß er auch wirklich ganz ſo raſtlos iſt? Bei jungen intereſſanten Männern rechne ich von den Arbeitsſtunden, die ſie ſich nachſagen, eine oder zwei für Ausraſten in ſchönen Armen ab!'"

„Ah! Du zitierſt meinen Mann! Das iſt wundervoll. Er meint alſo — und du meinſt auch —"

„Bitte, leiſer; der Bub hört zu; ‚regardez l'enfant!' — Ich meine nur, daß ich dem Haßfeld nicht ganz ſo traue wie du. Ein Herr, der ſich ſo rar macht —"

„Jetzt hör auf!" flüſterte Elfriede und erzwang ein Lächeln: „ſonſt bekommſt du die Büſte nicht! — Du brauchſt ihm auch nicht zu trauen, wenn ich's nur tu'. Ich tu's. Nun laß mir, bitte, meine Ruh'! Du wollteſt gehn!"

Mit einer ihrer anmutigen, aber herzhaften Bewegungen ſchob ſie die Schweſter in der Richtung zur Tür.

Berta lächelte. „Ja, ich wollte gehn," ſagte ſie laut. Sie drückte nur noch Elfriedens Hand mit einem abbittenden Blick: „Adieu!" Die große Geſtalt ging raſcher, als ihre Art war, hinaus.

Elfriede ſtand vor ihrer Arbeit, die Augen irrten daran vorbei; Gedanken, die ſie gerne einſchläferte, waren aufgeweckt. Es lag ja ein Druck auf ihr; ſie zeigte ihn nur nicht, auch der Schweſter nicht. Ihr Stolz ſagte Nein. Wie konnte ſie ſich aber verbergen, daß Walter ſich immer ſeltener zeigte? und daß, wenn eine ſchöne Stunde kam — ach, lang', lang' nicht ſo oft wie im Sommer, als ſie in der Freiheit lebte — daß ſelbſt ſeine gewaltſame, leidenſchaftliche Zärtlichkeit ſie zuweilen fürchten ließ: er zwingt ſich zu mir? — Und ſie fühlte doch mehr als je, daß er ein edler, liebenswerter, von Herzen vornehmer Menſch war, mehr als die meiſten, die vornehm hießen. Er war ihre Lebensluft. „Wenn ich ungleich bin, oder dir ſo vorkomme," hatte er in der letzten traulichen Stunde geſagt, „ſo rechne mir's nicht an; es iſt der Künſtler, der abgehetzte Arbeiter, der Träumer, alles miteinander." Warum ſollte ſie ihm nicht glauben und lieber an ſchnöde Untreue denken? Hatte ſie ihn je als Lügner erkannt?

Ein Diener klopfte, trat ein, meldete Herrn Haßfeld. Sie nickte. Der Diener ging und Walter kam. Prinz Konſtantin, der jetzt auf dem Rücken lag,

grüßte aus Übermut zuerſt mit einem Bein, das er hob; dann auch mit der Hand. Walter trat zu Elfriede, die vor Freude lächelte, und küßte ihr die Hand.

„Sie ſehn, ich lebe mit Ihnen," ſagte ſie, auf die angefangene Büſte deutend. „Und ich lern' von Ihnen. Das tu' ich ſo gern! — Sie waren alſo geſtern draußen bei Ihrem Bau?"

„Ja," antwortete er mit gepreßter Stimme.

„Die gute Gräfin Hiller war vorhin hier; Sie haben ſie einmal bei mir geſehn. Die freut ſich ſo ſehr, nächſten Sonntag mit uns Ihre Kapelle zu bewundern; o, die ſchwärmt für Sie. — Übrigens, was für merkwürdige Sachen hat ſie mir erzählt! Sie iſt bei den Saleſianerinnen erzogen worden; das Kloſter da am Rennweg, neben dem Belvederegarten; Sie haben's vielleicht einmal geſehn. Da leben die jungen Komteſſen und Baroneſſen ſo weltfremd, ſo abgeſchloſſen, als wären ſie in der arabiſchen Wüſte und nicht in der Millionenſtadt Wien. Denken Sie, als die Hiller mit ſechzehn, ſiebzehn Jahren aus dem Kloſter abgeholt wird und im offenen Wagen über die Schwarzenbergbrücke fährt, da befällt ſie eine Todesangſt: das Waſſer da unten! Was eine Brücke iſt, das wußt' ſie nicht! Und ſie will aus dem Wagen ſpringen. So wird dort erzogen!"

„Arme Menſchen!" murmelte Walter.

„Von den Mädchen, die zugleich mit mir in dem Kloſter waren, ſagte ſie nachher, ſind die einen bigott geworden und die andern frivol; Ausnahmen ſehr

wenige. — Na, meine gute Hiller ist eine von den Ausnahmen."

„Hm!" — Walter konnte nicht reden. Er bat Elfriede mit den Augen: schick den Buben fort!

Elfriede tat, als entdecke sie den Prinzen jetzt: „Ah, bist du noch hier? — Da liegt der kleine Mensch und ich wußt' es nicht. Oder hatt's vergessen. — Geh zum Gouverneur, mein Kind! eh er kommt und dich holen muß."

Konstantin stand gehorsam auf, das Bilderbesehn und Herumliegen langweilte ihn schon. Er war bald verschwunden. „Was ist?" fragte sie, als die Tür sich geschlossen hatte. „Deine Augen haben so was — Erschreckendes. Ist etwas geschehn?"

Walter stand vor ihr, so nah, daß er mit freier Stimme sprechen konnte und doch vor Belauschung sicher war. „Ja," begann er nach einem langen, schweren Atemzug, „es ist wohl etwas geschehn. Aber, bitte, keine Furcht; nichts, nichts von Entdeckung. Du bist so sicher wie je! — Mir ist's nur wunderlich — wunderbar ergangen. Es ist etwas über mich gekommen — — wie fürchterlich schwer sagt sich das vor dir. Ich muß dich um Verzeihung bitten. Ich muß dich um mehr, um ein Opfer bitten. Und jedes Atom an mir möcht' dir sagen: veracht und verdamm mich nicht, sei gnädig und gut!"

Elfriede starrte ihn an, als verstünde sie nicht. Das Wort „Opfer" war ihr vor allen aufs Herz gefallen. „Ich soll dir ein Opfer bringen?" fragte sie.

„Ich hab' dir mein Wort gehalten, Elfriede: nicht

von dir gelaſſen — bin dir treu geweſen — was zu bekämpfen war, hab' ich, bei Gott, wie ein Mann bekämpft. Es gibt aber Dinge oder Geiſter, die wiederkehren — Revenants — ich hab's noch nie ſo gewußt wie jetzt. Ein Geiſt aus meiner Jugendzeit iſt wie eine Flamme aus dem Abgrund vor mir aufgeſtiegen; hat ſich mir in die Bruſt geſenkt, hat alle Plätze darin eingenommen, mich aus mir ſelbſt hinausgetrieben — — nein, das nicht. Das wär' eine Lüge. Ich bin zu mir ſelber zurückgekommen. Ich hab' entdeckt, wer ich eigentlich bin. Und der ſteht hier und fleht dich an: nimm es, wie es iſt!"

Elſriedens Augen, die ſich entfärbt hatten, fingen jetzt an zu erglühen. „‚Der langen Rede kurzer Sinn?' Du haſt mich verraten?"

„Ich bitt' dich, nenn' es nicht ſo —"

„Mich mit einer andern verraten? — Ein Geiſt aus der Jugendzeit. Wohl dieſe Holſteinerin, von der du mir einmal ſagteſt, eh ich an den Traunſee zog? Die zu Mohrs in die Trinkſtube kam? Dieſe blonde Schöne — Urſula hieß ſie ja wohl. Ein Name, den ich haſſe. Die hat ‚ſich dir in die Bruſt geſenkt?' Die ſoll ich dir verzeihn?"

„Laß mich dir's erklären, ich bitt' dich —"

„Nicht ſo viele Worte, bitt' ich. Iſt ſie's, oder nicht?"

„Ja denn. Ich leugn' es ja nicht. Ich ſteh' hier, um dir die Wahrheit zu ſagen — kein Wort als die Wahrheit — ſo aufrichtig und aus tiefgequältem Herzen, bis dein edles Herz mich hört und verſteht!"

„Ich verſtehe wohl. Ihr habt euch geſucht, dann gemieden, und jetzt gefunden. Wo und wann? So ſag's! — Heute kommſt du. Geſtern?"

„Ja."

„Wohl gar draußen? im Jagdſchloß? Sie war mit dir? — Er nickt. Heilige Dreifaltigkeit! — Und das ſoll ich dir nun verzeihn?"

Walter nahm all ſeine Faſſung, alle Kraft zuſammen: „Laß mich noch einmal reden, Elfriede; ich beſchwöre dich. Nie hat ein Menſch mit beſſerem Willen, mit wilderer, wütenderer Energie gegen ſo ein Schickſal gekämpft wie ich! Es iſt aber ein Schickſal; glaub mir doch. Wenn mir's ein Cherub da an die Wand ſchreibt, weiß ich es nicht beſſer, daß ſie zu mir ſoll und ich zu ihr. Was mich alles zu dir gezogen hat, kann ich dir nicht ſagen; und du haſt mir eine Seligkeit, ein Glück gegeben, nie kann ich dir's danken; nie kann ich verlieren, was du mir warſt! Aber hier will nun Gleiches zu Gleichem kommen. Art und Blut und Sinn und die alte Gemeinſamkeit und alles —"

„Was willſt du?" fiel ſie ihm ins Wort, mit einem Ton, der ihm wie ein Meſſer in die Nerven ſchnitt. „Willſt du ſie etwa heiraten? Wie?"

„Bitte, laß mich zu Ende reden —"

„Weil ihr in dem Jagdſchloß — — Sie ſoll deine Frau werden! Da ſteht's ja auf deinem Geſicht! Du, der du mir dein Wort gegeben haſt, mich nie zu verlaſſen — — Ah! Darum biſt du gekommen, darum ſtehſt du hier. Nun, ſo ſag's nur,

ſag's nur, mit deiner edlen, weichen, ſchmeichelnden Stimme: ‚Gib mir mein Wort zurück!'"

„O verzerr dein ſchönes Geſicht nicht ſo. Verzerr deine edle Seele nicht. Ich hab' an deinen Opfermut geglaubt — von dem du mir ſagteſt — und ich glaub' auch noch. Denn du —"

„Es iſt wirklich! wirklich!" rief Elfriede aus, die linke, zitternde Hand an der Stirn. „Das war das Opfer, um das du mich bitten wollteſt. Damals auf dem Traunſee, da wollt'ſt du mich, und jetzt willſt du die! — Ei, du guter Menſch. Es iſt ja ſehr ſchön, ſehr ehrenwert, daß du die Frauen, die du — betörſt, hernach auch heiraten willſt. Aber wer ein Wort gegeben hat, das er als Mann von Ehre hält, der muß ſich ſo eine Großmut verſagen, ſie verträgt ſich mit ſeiner Ehre nicht!"

„Du willſt mich feſthalten? wenn du hörſt —"

Sie trat ſo auf ihn zu, daß er unbewußt einen Schritt zurückwich. „Warum mußt' ich's denn hören? Warum ſagſt du mir dieſen geſtrigen — Verrat ins Geſicht?"

„Sollt' ich dich lieber betrügen? Verhehlen, heucheln, lügen — wie eure Prinzen und Grafen?"

„Ah! Jetzt wirfſt du mir meine Standesgenoſſen vor. Undankbarer Menſch! Es haben manche von ihnen um mich geworben, als ich noch die Gräfin Waldburg war; manche haben ihr Herz vor mir auf die Erde gelegt, ſeit ich die Weißenfels bin. Ich hab' keines aufgenommen. Ich hab' ſie oft mit Füßen getreten. Alles, was ich bin, das war ich für dich.

Für keinen auf der Welt, als für dich! Die Seele hab' ich nur dir gegeben! — Und nun sprichst du so. Und weil dir jetzt etwas anderes gefällt — die ‚alte Gemeinsamkeit' — und sie war wohl auch sehr gut und sehr ‚gleich zu gleich' und sehr willig zu dir —"

„Elfriede!" — Walter hob die bebende, geballte Hand. Der Name kam fast wie ein Schrei aus ihm.

Elfriede fuhr zusammen; dieser eine wilde Laut gab ihr, so verstört sie war, die Besinnung zurück. Sie starrte ihn an, sie machte dann eine Bewegung zu ihm hin, voll Reue und voll Grazie; „o verzeih! verzeih!" sagte sie. „Ich will sie ja nicht beleidigen — will dich ja nicht kränken. Überhaupt — was hab' ich alles gesagt? Ich hab' häßlich, unsinnig, unedel gesprochen. Das ist sonst nicht meine Art, nicht wahr. Das vergib mir! Walter!"

„O sprich nicht so. Aber du hast sie falsch verklagt: das war nicht. O, ich hör's und seh's: du kommst nun zu dir. Auch dein Opfermut wird wiederkommen —"

„Nie, nie, nie!" brach es plötzlich aus ihr hervor. „Sag das nicht! Nie, nie! Ich hab' Opfermut, aber diesen nicht! Ich kann dich nicht lassen! Und du — heute willst du fort, warum? weil dich eine Laune, eine Künstlerlaune, eine Phantasie zu der andern treibt. Schüttle nur den Kopf! Jetzt glaubst du's nicht. Jetzt würd'st du schwören: es ist nicht wahr. Doch der Tag wird kommen!"

„Keine Laune — bei Gott —"

„Verräter! Ich ſollt' dich ja nun von mir ſtoßen. Mein Stolz ſollt' dir ſagen: geh, geh, geh zu ihr!" Sie ſchüttelte aber den Kopf, die Arme. „Ich kann nicht! Ich kann nicht! Was hab' ich, wenn du von mir gehſt? Dich einer andern in die Arme werfen! Das iſt ja unmöglich!"

„Unmöglich!" wollte ſie noch einmal ſagen; aber mitten im Wort verſtummte ſie, ihre Hand griff nach ihrem Herzen. Eine nahende Ohnmacht fühlend ſuchte ſie den nächſten Sitz, einen hölzernen Armſtuhl, mit den Augen, dann ſchwankte ſie zu ihm hin. Sie erreichte ihn aber nicht mehr. Totenbleich ſank ſie nieder. Walter fing ſie auf.

„Um Gottes willen, Elfriede!" ſtammelte er, faſſungslos beſtürzt. Erſt nach einigen Augenblicken konnte er ſeine Geiſter ſammeln; er ließ die ſonſt ſo geſchmeidige, nun ſtarre, ſchwere Geſtalt in den Armſtuhl nieder und lehnte ſie an deſſen Rücken an. Ihre Augen waren halb geſchloſſen, wie tot. Er holte das Waſſerbecken, in dem die Schutztücher der Tonmodelle angefeuchtet wurden, und beſprengte ihre Schläfen, ihr Geſicht. Zuweilen ſagte er ein Wort, ein flehendes, beſchwörendes, als könnte das ſie zu ſich bringen. In ihm ſelber aber erſtarrte etwas; ein Gefühl der Vernichtung kam über ihn. So ſtand er wie erloſchen vor der Erloſchenen. Es währte eine Ewigkeit.

Endlich erwachte ſie. „Laß mich, laß mich!" ſprach ſie wie aus dem Traum, da er noch einmal ihre Stirn beſprengte, und wiſchte mit der Hand einige

Tropfen fort. Er glaubte, ſie ſei noch nicht ganz bewußt; doch er täuſchte ſich. Mit noch blaſſen Augen ſah ſie ihn feſt und entſchloſſen an. „Gib das andre auf," ſagte ſie mit wenig Stimme. „Ich kann dir vergeben, aber ich laſſ' dich nicht. Ich ſterbe ſonſt."

Ihr Blick hielt ihn noch einmal feſt; dann wandte ſie das Geſicht von ihm ab.

Er ging ſtumm hinaus.

* * *

In der kleinen Villa am Guntſchnaberg, in dem Südtiroler Kurort Gries, ſaßen Felix und Lulu mit ihren alltäglichen Genoſſen beiſammen, der alten Freifrau und der Gräfin Albertine. Es war Abend, die Lampen brannten. Auch im Ofen leuchtete rotes Feuer; Felix war ſo ſchwer zu erwärmen, er fror faſt den ganzen Tag. Über dem dicken Schlafrock hatte er noch farbige Decken, in die ihn Lulu gehüllt hatte; ſo ſaß er im großen Lehnſtuhl, ſeiner „letzten Burg", wie er ihn getauft hatte. Sie ſprachen von allerlei, während ſie im Grund ihres Herzens an eins, an das nahende Ende dachten; von dem ſchönen ſonnigen Tag, der nun wieder vorüber war, von dem Reif, der am Morgen gelegen hatte, bis die Sonne ihn fortgeleckt, von neu angekommenen vornehmen Gäſten, vom teilweiſen Abſturz der alten Burg Runkelſtein, und ob man ſie nicht vom gänzlichen Verfall noch retten ſollte. Jeder ſprach von dem, was ihm nicht auf der Seele lag.

Aus Wien war ein Telegramm von Walter Haßfeld gekommen: „Ankunft heute abend auf ein paar Stunden. Muß dich sehn, mit dir sprechen." Es lag vor Felix auf dem Tisch. Die alte Frau betrachtete es aus einiger Entfernung von Zeit zu Zeit, mit einem abergläubischen Blick: was will das? Was wird er bringen? Als wenn irgend jemand ihrem hinschwindenden Sohn noch Schlimmes oder Gutes bringen könnte. Die drei Frauen wollten Walter in diesem Zimmer erwarten, um ihn zu begrüßen; dann wollten sie in die Austria hinübergehn, die beiden Männer allein lassen; stand da doch: „ich muß mit dir sprechen." Eine huschende, hektische Röte der Erregung flog zuweilen über Felix' blasse, hagere Wangen; er saß aber in guter Haltung, manchmal heiter lächelnd da. Er hatte sich eine Aufgabe gestellt: bis zur letzten Stunde hier seinen „Dienst" als Lebensphilosoph zu tun, als der „Diplomat von Gries".

Die Hausglocke klang. Er stand auf. Die Kniee trugen ihn immer noch. Zugleich mit dem Dienstmädchen trat Walter ein, noch im Mantel, in der Hand den Hut. Er blieb in der Tür stehen, verneigte sich gegen die Damen und fragte: „Darf ich? Ist's recht? Schad' ich meinem Felix nicht? Bitte, Wahrheit, Wahrheit. Wenn ich schädlich bin, so kehr' ich wieder um und fahr', wie's ohnehin bestimmt ist, mit dem nächsten Zug zurück!"

Die Frauen betrachteten ihn mit heimlicher Verwunderung: sein erregtes Sprechen, sein sonderbares

Lächeln, ſein Blick. Lulu ging zu ihm, in all ihrer ungekränkten, nur farbloſer gewordenen Schönheit, und gab ihm die Hand. „Nein, lieber Freund," antwortete ſie mit der ſanften Stimme wie ſonſt, „ſo ein kurzer Beſuch ſchadet Felix nicht. Und ſehn Sie, wie er ſich freut. Werfen Sie den ungemütlichen Mantel ab!"

Walter ſchaute ſie an; die büßende Magdalene! ging ihm durch den Sinn. So wohlerhaltene, blühende, „ſüße" Magdalenen hatte er von Tizian und andern Welſchen geſehn. Er legte Hut und Mantel hin, eilte auf Felix zu und drückte ihn, obwohl er als Kranker ſich ſträubte, mit Ungeſtüm an die Bruſt. Durch den gefütterten Schlafrock hindurch fühlte er mit einem kalten Grauſen: es war, ſozuſagen, nichts mehr drin. Der immer magere, ſchlanke Felix, ſelbſt der war geſchwunden. Walter lächelte ihn aber an, er hatte ſich's gelobt. Er brachte auch die Lüge heraus, die er ſich unterwegs vorgeſprochen hatte: „Schauſt viel beſſer aus, mein Alter, als ich mir's gedacht!"

„Wie hatt'ſt du dir's denn gedacht?" erwiderte Felix; auch er hatte aber ſein heiteres Diplomatenlächeln.

Die Begrüßung ging fort; Reiſefragen, herzliche Worte, ein wenig Krankenbericht. Dann entfernten die drei Frauen ſich, mit der Hoffnung, den flüchtigen Gaſt noch zu ſehn. Die beiden Freunde ſtanden ſich mit fragenden Augen gegenüber. „Felix!" konnte Walter zuerſt nur ſagen, und auch das faſt ohne

Stimme. Das Schickſal dieſes Menſchen und ſein eigenes lag ihm wie ein einziger Alb auf der Bruſt.

„Was bringſt du?“ fragte Felix. „Was treibt dich her?“

Walter nahm ihn am Arm, führte ihn zu ſeinem Großvaterlehnſtuhl zurück und deckte ihn wieder zu. „Doch auch, daß ich dich ſehen wollt',“ antwortete er, während er Krankenwärter ſpielte. „Sag mir erſt von dir. Ich kam ſo im Dunkeln her. Gefällt's dir in dieſem Haus? an dem ſonnenwarmen Guntſchnaberg? Und quälen dich die Krankheitskobolde nicht zu ſehr?“

Was für eine ſonderbare Stimme er gekriegt hat! dachte Felix, der mit dem verfeinerten Ohr des einſamen und müßigen Kranken hörte. Er machte ſein beſtes Geſicht; die immer etwas fiebernden Augen ſuchten mit der alten Mohrſchen Heiterkeit zu blicken. „Gries, kann ich dir ſagen, iſt ein ganz netter Ort, für Leute von meinem Beruf. Gries hat noch nicht den großen Namen wie Meran; aber das iſt Vorurteil; man kann hier ebenſo prächtig ſterben wie in Meran.“

„Nein, du wirſt nicht ſterben, Felix.“

„Gewünſcht hab' ich's nicht! Aber ſie laſſen mir ja keine Zeit. Die ‚galoppierende Schwindſucht‘; was ſoll man da machen? — Na, zuletzt, was liegt daran? Ob der Totentanz im Galopp oder im Walzertakt getanzt wird, iſt doch einerlei. Warum ſchüttelſt du den Kopf?“

„Weil ich's noch nicht glauben kann. Deine

Stimme, Felix! Noch ſo kräftig. Und wie viel ſeh' ich da noch von deinem alten guten Geſicht!"

„Meinſt du? Dann müſſen die Spiegel hier zu Lande aus ſehr ſchlechten Fabriken ſein. Die Stimme, ja, die hat noch beaux restes; ich wundere mich ſelbſt. Ich ſoll wohl, wie in den Trauerſpielen im Burgtheater, noch das letzte ‚Lebe wohl! Lebt wohl!' ſonor und edel ausſprechen können ... Übrigens, bei Gott, ich räſonier' ſchon nicht mehr! nur noch in ganz humorlos düſteren Augenblicken. Die Trauerſpieldichter da oben verſtehn ihre Sach'! Wenn ich nicht ſo ins Sterben gekommen wär', hätt' ich mich dann mit Lulu wieder ſo zuſammengefunden? und ſie ſo kennen gelernt wie hier? — Eine junge Fanni Elßler, dacht' ich damals. O, ich hab' ja grauſam vorbeigedacht; aber 's iſt doch was dran! ‚Das richtige ſüße Wiener Blut' — ‚durch das Leben tanzen' — Tanzen! Das waren ominöſe Worte damals; ſie tanzte geradeswegs auf den Abgrund zu! Aber wenn du ſie nun ſähſt, wie ſie um mich iſt. Bruder, das war doch kein Wahn, als ich dir bei Gauſe ſagte: ſie wird mit ihrer Fanni Elßler-Anmut, ihrer Fanni Elßler-Güte mein Haus erfüllen. Ich ſchau' ihr oft zu und weinen möcht' ich. Sie iſt rührend, Bruder. Nur gut machen! Nur für mich bedacht! Und in aller Schwermut, die wie ein langer Schleier über ihr hängt, doch noch die Holdheit — die Wienerin! — Und zufrieden, wie's auch iſt. Meine Mutter, die ſich hier verweht und verlaſſen fühlte, hat jetzt die Gräfin Albertine. Lulu hätt' auch gern ihre Mutter

oder ihre Schweſter hier; aber ſie ſagt kein Wort. Sie weiß, ich vertrag' wenig Menſchen mehr . . ."

Zum erſten Mal ſeit Felix zu Walter ſprach, unterbrach ihn ein Huſten; aber nicht wie damals in den erſten Krankheitstagen: es war nur noch das unſcheinbare, matte Hüſteln eines Menſchen, mit dem es zu Ende geht. Dem ſchweigend horchenden Walter tat es doppelt weh.

„Wie glücklich macht's mich, das zu hören!" ſagte er über dieſes Weh hinweg.

„Ach!" kam jetzt ein Seufzer aus Felix' Bruſt. „Wenn nur die verflixte Sehnſucht nicht wär'! Es iſt lächerlich: ich denk' hier ſo viel an Wien. Wie ein melodramatiſcher Schweizerbub, wenn das Alphorn geblaſen wird. Daß ich dieſes alte Wien nicht mehr ſehen ſoll! ‚O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt!' Wien iſt ja viel ſchöner. Der Blick vom Belvedere hinunter! Und die Praterauen. Der Wurſtelprater. Die Maifahrten. Wenn da draußen an den warmen Abenden, in der weichen Wiener Luft die Zigeuner ſpielen. Das Burgtheater! Man ſchlendert vom Graben auf den alten Steffl zu. Beim Kurſalon im Stadtpark ein Gefroreues . . . Ja, ſo phantaſier' ich hier; oder Nachts im Bett. Das ſchlägt in mir den Philoſophen tot. Walter! Deine Trinkſtub'! Unſer Schmuckkäſtchen, unſer kleines Paradies. Das ſoll ich nicht wiederſehn!"

„Und ich?" kam in faſt heiſeren Lauten von Walter her.

Felix hatte vor ſich hin geſchaut; er drehte den

Kopf nach rechts. „Was heißt das? ‚Und ich?‘ — Ja, wir reden die ganze Zeit von mir. Das ist die Art der kranken Leute. Du kommst ja angereist und willst mit mir sprechen. Was gibt's denn? Was ist mit dir?"

„Ja — was ist mit mir? — Warum bin ich hier? — Um dich was zu fragen; wenn's aber nur eine Antwort gibt? die ich selber weiß? — Also wohl nur, um dir Lebewohl zu sagen . . ."

„Weil du siehst, daß ich —?"

„Nein: weil ich wie du."

„Was heißt das?"

„Ich will dir's sagen . . ."

Walter hatte sich gesetzt; er stand auf. Es trieb ihn etwas durch das Zimmer hin. Er trat an ein Fenster; aber die Nacht da draußen mochte er nicht sehn. Er kam zur Lampe und zu Felix zurück; rechts von ihm stand er still. „Ja, dir muß ich's sagen. Seit gestern mittag drängt's mich her. Wie wenn man noch einmal den Würfel wirft!"

Er erzählte alles; die Seelenkämpfe; die Fahrt mit Ursula zur Kapelle; das Gespräch mit Elfriede, gestern. Mit äußerlich ruhiger, fester Stimme hatte er begonnen; allmählich geriet sie in ein leises Taumeln, zuweilen flackerte sie. Er sprach aber fort; nur vermied er, Felix ins Gesicht zu sehn. Er schaute an seinem verschärften Profil hinunter und hinauf, zeichnete es mechanisch nach, während er durch das Labyrinth seines Lebens ging. „Ja, und so weit bin ich nun," sagte er am Schluß, die ungebärdige Zunge

bändigend. „Eingeklemmt, wie je einer war! Die eine kann nicht leben, wenn ſie nicht meine Frau werden kann. Die andre ſtirbt, wenn ich ihr mein Wort nicht halte. Und wie kann ich ihr mein Wort nicht halten — wenn ſie mich nicht freigibt! — Wie kann ich aber von Urſula laſſen. Sie hängt an mir, wie ich an ihr. Wie kann ſie denn auch leben, wenn ich mit der andern lebe ..."

Es ward eine tiefe Stille; Walter ſprach nicht mehr. Er forſchte an Felix' Profil entlang. Das verriet aber nichts; es rührte ſich nicht. Auch die Augen bewegten ſich nicht, ſie blickten immer gradeaus vor ſich hin. Zuletzt überwand ſich Walter doch, vor ihn hinzutreten, ihm in das hagere Geſicht zu ſehn. Es war finſter ernſt; doch ſchwebte auch etwas ſchmerzlich Weiches irgendwo drüber hin. Die dünnen Lippen waren zuſammengepreßt, ſie lagen faſt wie ein Kleid auf den Zähnen. Zwiſchen den Brauen eine ſcharfe Falte, wie der ſtumme Ausdruck einer tragiſchen Notwendigkeit. Das iſt die Antwort! dachte Walter.

Er fragte aber doch noch: „Felix? Was würdſt du tun —?"

Felix heftete den Blick auf ihn. Der Blick kam wie aus einer anderen Welt. „B r u d e r!" ſagte er nur mit ſeinem jetzt dumpfen Baß.

Walter verſtand ihn, ſowie das Wort geſprochen war, in demſelben Augenblick. Ich muß ſterben, hieß die Antwort. Und du nun auch. Du kannſt nicht mehr leben. Alſo ſind wir Brüder!

Eine leichte körperliche Erſchütterung ging durch Walter hin. Er hielt aber ſtand. Wozu kam ich denn auch mit der Frage her? dachte er nur. Ich hab's ja gewußt! — Eine Sehnſucht. Oder ein Aberglaube. Eine Menſchenſchwäche. — Nun aber Grüß Gott und fort!

„Mein guter Felix, ich dank' dir," ſagte er mit einer Faſſung, in der kein Hauch von Schwäche mehr war; als hätte er in dem einen Wort, wie in einem Zauberwort, die Erlöſung von irdiſcher Gebrechlichkeit gefunden. Er fühlte ſich übermenſchenſtark. „Was du meinſt, das weiß ich. Du — hörſt mehr von mir. Ich hab' dich geſehn, dich geſprochen; was iſt da nun weiter zu tun. Ich dank' dir. Ich muß nach Haus!"

Felix ſtand auf, nun doch überraſcht. Die gewöhnlichen Gefühle kamen wieder; „ſo ohne alles fort?" fuhr aus ihm heraus. „Ohne Nachtmahl? Nichts Naſſes und nichts Trockenes, wie ihr Norddeutſchen ſagt?"

„Bitte, laß. Jetzt eſſen! mit euch! — Grüß mir deine Damen — deine Lulu — ich kann nicht mehr bleiben. Später, auf dem Bahnhof, eſſ' ich, oder irgendwo in der Stadt; nach Mitternacht fahr' ich ab. Felix! Gib mir die Hand! Ich hab' dich doch geſehn. Das war doch ein guter Abend damals in der Johannesgaſſe, als wir Brüderſchaft machten — und als —"

Er ward ſtill. Als wir von den großen Gefahren, den „Feſſeln" ſprachen! Das wollte jetzt

zu den Lippen hin. Er betrachtete Felix, sah an sich hinunter.

„Sag mir Gute Nacht!" sprach er nur noch weiter. Er umschlang ihn und küßte ihn; Felix wehrte ihm nun nicht mehr. Sie hielten sich eine Weile umfangen, mochten sich nicht lassen. Beide dachten, wie verschieden sie gefesselt seien — und wie ähnlich doch am letzten Ende — und sprachen kein Wort. Nie mehr sehn! sagten sie sich beide. Reden konnten sie nicht.

Nur als Felix fühlte, daß Walters Arme sich von ihm lösen wollten, brach er in ein vergebens bekämpftes, krampfhaft nervöses Schluchzen aus. „Ich lass' von Lulu und vom Leben so schwer!" schluchzte er hervor.

Und ich? dachte Walter. Aber als der Stärkere hielt er sich zurück. „Lieber, guter Felix! Machen wir ein Ende. Grüß sie. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Walter nahm Mantel und Hut und ging. In der Tür blieb er noch einmal stehn und blickte zurück; sie schauten einander wortlos an. Jeder sah den andern auf dem Totenbett. So trennten sie sich und winkten sich noch zu.

* * *

In der nächsten Nacht, gegen Morgen, hatte Felix einen schönen Traum. Er saß gesund und glücklich bei Gause in der Johannesgasse; neben ihm

ſaß Fanni Elßler, ſie aßen und tranken. Und die Fanni war mit ihren ſechzig Jahren jung und reizend und war ſeine Frau. Sie aß ſo anmutig, wie nur ſie es konnte, jede Bewegung zum Verlieben; ſie hatte aber auch von Lulu viel, Lächeln und Geſtalt; wie das im Traum eben möglich iſt. Der Kellner und ein Offizier ſtanden an einem andern Tiſch und ſahen zu und zeigten durch Mienen, Gebärden — oder auch durch Worte? das wußte Felix nach dem Traum nicht mehr — daß ſie ſich wunderten: wie kann dieſe alte Frau noch ſo jung und entzückend ſein? Halt das Wiener Blut! — Der Offizier, ein ſchöner Mann, machte Augen wie der Graf Waldburg, magiſche Augen, und ſo trat er näher. „Wie iſt das möglich? wie iſt das möglich?“ ſagte er erbittert. „Zwei Jahre werb' ich nun ſchon um dich, und du ſiehſt mich mit dem Rücken an!“ — Das tat ſie nun eben wieder, die Fanni; ſie trank ihrem Felix zu. Sie fing an zu ſingen — aber mit Lulus Stimme —: „Dir, mein Geliebter, ewig treu!“ und noch andre Worte, ebenſo ſüß. Sie ſtand auf, mit all ihrer Grazie; plötzlich ſtand ſie unter den zuſchauenden Menſchen, bewegte die Arme, tanzte die Cachucha; irgend jemand ſpielte dazu. Ihre lachend ernſten Augen grüßten Felix. Ihm gefiel's eigentlich nicht, daß ſie vor all den Leuten tanzte; ſie tanzte aber ſo wundervoll, und mit den Augen auf ihm ...

Der Offizier machte eine drohende Bewegung gegen Fanni, Felix ſprang auf; — darüber erwachte er. Mit noch geſchloſſenen Augen, noch ſchlaftrunken,

ſagte er zu ſich: Die Cachucha hätte ſie bei Gauſe doch nicht tanzen ſollen! — Dann hoben ſich aber ſeine Lider, er ſah und begriff, wo er war. Der Tag ſchien herein; Felix liebte das nächtliche Finſtermachen des Schlafzimmers nicht. Nur geträumt! Ein kurzes Glück!

Am Fußende ſeines Bettes, im Lehnſtuhl, lag Lulu und ſchlief. Ihn bewachend war ſie eingeſchlafen. Ihre Wangen waren leicht gerötet; das herrliche mattblonde Haar, vom Morgenlicht umſpielt, hatte ſich aufgelöſt und wellte weich um ſie her. Der ſüße Mund war ein wenig geöffnet, nur wie eine Knoſpe, die an dieſem Morgen zur Blume werden will. Ihr freier, geſunder Atem ging in langen Zügen leiſe hörbar aus und ein. Sie lag wie das blühende Leben da.

Mein Gott! dachte er, da ihm der Traum wieder vor der Seele ſtand. Wär' ſie ſo treu geweſen wie die andre im Traum! Nun bringt ſie mich um — und wird ſo weiterleben, wie ſie da liegt — ein himmliſches Erdenkind. Süß, gut und ſchwach! Und ihre Phantaſie nun befruchtet, ihre Sinne geweckt; ganz Weib ... Ich ſoll fort und mit ihr ſollen andre leben? Das iſt Mord! Das ertrag' ich nicht! — Wenn ſie nun nie wieder aufwachte. Nie. Was wär' ihr das? Was tät' ihr weh? Sie ſchlummerte weiter. Sie beglückte nur keinen andern; ſie richtete kein Unheil an. Wenn ich meinem Elend ein Ende machte und ſie mit mir nähme; beide in einer Stunde, durch dasſelbe Gift! Schlafgifte, die bekäm'

ich wohl. Wir hielten uns noch einmal im Arm — ſchliefen ſo hinüber . . .

O, das wär' ein Tod —!

Lulu regte ſich. Sie wachte auf. „Bin ich ſchon wieder eingeſchlafen?" ſagte ſie, eh ſie ſich noch ganz ermuntert hatte. „Was bin ich für 'ne ſchlechte barmherzige Schweſter. Das geſchieht deiner Mutter nie!" — Sie ſtand auf und ſetzte ſich zu ihm aufs Bett. „Haſt wieder viel gewacht? Man weiß es nicht; du liegſt ſo ſtill, ſo — unheimlich ruhig da. Fühlſt du dich fieberhaft?"

„Fieberhaft?" — Er nickte. „Ein wenig wohl."

„Haſt du gut geträumt?"

„O ja."

„Du ſchauſt mich ſo wunderlich, ſo tiefſinnig an. Woran denkſt du denn?"

Ja, wenn du das wüßteſt! dachte er. Daß hier einer liegt, der dich umbringen möcht'; dem es lieber wär', du ſtürbſt mit ihm! — Aber nein. Ich tu's ja nicht. Ich ſpiel' nur ſo mit deinem Mord. Du ſollſt weiterblühn! — — Wie ſchauerlich, daß wir Menſchen uns ewig nur fragen können: ‚woran denkſt du denn?' Nie ſchaut einer in den andern hinein. Da ſitzt ſie nun und fragt und weiß nichts . . .

Auf einmal packte ihn ein inbrünſtiges, grimmiges Verlangen: und könnt' ich doch ſehn, nur einmal vor meinem Ende ſehn, wie's in dieſer Lulu iſt! was ſie denkt und fühlt und will! Da ſitz' ich auch und weiß nichts! — O wenn ihre Stirn jetzt durchſcheinend wär', wie in dunkler Nacht ein elektriſch

leuchtendes Uhrzifferblatt; und ihre Gedanken zögen vorüber wie die Geiſter der Könige aus Banquos Stamm, die Macbeth bei den Hexen ſah. Daß ich wüßte, wie —

„Der Schatz gibt mir gar keine Antwort," ſprach Lulu wieder. „Ich hab' dich gefragt, was du denkſt?"

„Und ich will dir's auch ſagen," antwortete er mit plötzlichem Entſchluß. „Ich dacht' eben: wie wird's ſein, wenn ich — —"

Er machte eine Bewegung mit der Hand nach unten.

„Felix! Du darfſt mir nicht ſterben!"

„Ja, wer fragt uns denn, ob wir wollen? Da gibt's keinen Reichsrat und keine Delegationen; einfach abſolutiſtiſches Regiment: Wir dekretieren hiermit, Felix von Mohr tritt in den ewigen Ruheſtand! — Aber ſag mir was. Wenn's wahr iſt — wenn du mich wirklich lieb haſt —"

„Felix! Warum ſprichſt du ſo?" Sie ward flammend rot. Sie beugte ſich über ihn, auf ſeine Hand, die auf ſeiner Bruſt lag, und küßte ſie.

„Dann zeig mir's jetzt! Ich möcht' etwas ruhiger ſterben. Sag mir —"

Er zauderte.

„Was?"

„Wie wird's mit dem Grafen Waldburg ſein — wenn ich nicht mehr bin? Wenn du frei biſt und —"

„Nichts, nichts, nichts wird ſein! Ich werd' ihm nie auch nur die Hand geben, nie. Ich werd' ihn nicht ſehn. Er ſoll mich nicht ſehn. Nie, nie!"

„Lulu! Das iſt —“

„Ich ſchwör' dir's! Ich ſchwör' dir's!“ Sie hob die Hand.

„Aber wenn er mitfühlend, trauernd kommt — freundlich zunächſt und weiter nichts —“

„Er ſoll mich nicht ſehn. Ich werd' ihm ſagen laſſen, ich könnt' ihn nicht empfangen. Ich hab's in Gegenwart deiner Mutter, auf meinen Knieen, der heiligen Mutter Gottes gelobt!“

Felix blickte ſie mit ſtarren Augen, dann in ſtumm lächelnder Freude an.

„Tu mir nun die Lieb',“ ſagte ſie leiſer, „und glaub's! Schau — ich hab' nicht gut getan — und hab' dich in dieſes Elend gebracht — worüber ich ewig weinen muß. Aber ich bin doch nicht von Herzen ſchlecht; ich hab' nur ſo einen dummen, rührſamen Sinn, ſo ein ſchwaches Blut. Hab's wenigſtens einmal gehabt! gegen dieſen einen Mann! Nun fürcht' ich mich aber vor mir ſelbſt — und werd's nie mehr tun. Und wenn's wirklich wahr iſt, wenn ich dich verlieren ſoll, wenn du mir davongehn mußt — immer werd' ich mir ſagen, Felix: ich war ſeine Frau! Er hat mir das Glück und die Ehre gegönnt, ſeine Frau zu werden; und hat mir ſo viel Liebe geſchenkt; und ich, was hab' ich getan? Hab' ihm das getan! Nun will ich doch lieber ſterben, als ihm Schande machen. Und das hab' ich auch deiner Mutter geſagt, als ſie mit mir davon geredet hat wie vor Gott. Nein, ich werd' nichts tun, was dir Schande macht. Kannſt mir's glauben, Felix!“

Ihre Augen waren naß geworden, in ihre Stimme war zuletzt das Weinen gekommen, das sie so weich, fast kindlich machte. Sie nahm seine Hand und drückte sie an ihr Herz.

„O, das ist gut!" hauchte er nach einer Weile; vorher hatte er ihr zugenickt. „O, das ist gut!"

„Tut dir's gut?"

„O ja. Wie sehr. — Kount'st mir ja keine größere Freude machen, meine Lulu. Ich dank' dir von Herzen. Ja, ja, drück meine Hand noch einmal an deine süße Brust, an dein Herz! — Ach, nun kann ich ruhig —"

„Sterben? Nein, nein!"

Er lächelte: „Nein, noch nicht. So fühl' ich mich nicht. Nur so müde bin ich; hab' wieder zu viel gewacht. Wenn die Gedanken, die schweren, wie Nachtvögel — — Nun ist mir aber himmlisch leicht zu Mut. Kann nun ruhig einschlafen, wollt' ich sagen . . ."

Die grauen, fiebermatten Augen, die sie mit dankbarer Zärtlichkeit betrachteten, sanken allmählich zu.

„Hast du Schlaf?" fragte Lulu mütterlich. „Ich hätt' auch. Ich brauch' gar so viel. 's ist recht dumm. Ach, mein guter Schatz, schlaf ein. Ich will bei dir sitzen und mich freuen, daß ich dir doch noch Freude mach'!"

„Nein, nein, nein, schlaf auch. Leg deinen Kopf da neben mich. Gib mir deine Hand. O wie viel warmes, junges Leben ist drin. Aber sie ist auch gut! Laß sie mir. So süß und gut!"

„Haſt ſie lieb? — Ja, ich leg' meinen Kopf hierher: damit du fühlſt, ich bin bei dir. Ich ſchlaf' aber nicht. Ich will meinen kranken Mann —"

„Schlaf ein!"

Sie ſchüttelte den müden Kopf. „Bewachen. — Bewachen. — — Lieber, guter —" — —

Er war eingeſchlafen; ſie auch.

Die alte Freifrau trat leiſe ins Zimmer; ſie hatte von draußen die Stimmen gehört und dachte, ſie wachten noch. Sie wollte Guten Morgen ſagen: an jedem neuen Tag ihr bang' erſehntes und beſtes Glück. Lulu hatte die Füße noch auf dem Boden, der Kopf mit dem aufgelöſten Haar lag neben Felix auf dem Kiſſen. Er hielt ihre Hand. Es war, wie wenn ſie beide lächelten.

Ach, wenn er ſo ſterben könnt'! dachte die arme Mutter. Sie ſchaute eine Zeitlang andächtig hin; darauf kniete ſie nieder, die Hände gefaltet, als wär' es ſchon geſchehn.

* * *

Walter ſaß am ſpäten Abend dieſes Tages wieder an ſeinem Tiſch. Er war von Bozen-Gries heimgekommen, hatte zu Hauſe genachtmahlt, etwas Wein getrunken; die Uhr ging auf Mitternacht. Er ſah die leeren Blätter an, die er ſich zurechtgelegt; halb geſchäftsmäßig und unbewußt hatte er's getan, wie uns ein innerſtes, herrſchendes Gefühl zu ſchlafwandelndem Handeln treibt. Nun regte ſich doch

ein leiſes, langſam wachſendes, allmählich ins Mark ſchleichendes Grauen. Wenn dieſe Blätter beſchrieben waren — wenn das letzte Wort darauf ſtand — —

Nun ja! Dann wird's ſein!

Er nahm die Feder und das erſte Blatt. Ohne Überſchrift und Unterſchrift, wie er aus Vorſicht ſtets an Elfriede geſchrieben hatte, begann er mit ruhiger, feſter Hand:

„Ich ſtehe vor meiner letzten Stunde. Du haſt es gewollt. ‚Ich hab' Opfermut,' ſagteſt Du mir vor zwei Tagen, ‚aber dieſen nicht!' ‚Ich laſſ' dich nicht; ich ſterbe ſonſt!' — So muß ich nun ſterben. Du hältſt mich beim Wort und ich halt' es Dir. Du haſt alſo geſiegt, ich bleibe Dir. Ich geh' nur aus der Tür — aus der Welt.

„Daß es ſo mit mir endet — ich klag' niemand an; ich allein hab' die Schuld! Ich dank' Dir von ganzem Herzen für alles Liebe, Holde, Süße, Gute, das Du mir gegeben haſt; und ohne alle Bitterkeit — wenn ich irgend kann. Aber mehr als mein Wort halten kann ich nicht. So lang' ich lebe, gehör' ich Dir. Der Tote iſt frei. Mein Innerſtes — das, was ich damals noch nicht gekannt hab', als ich Dir mein Wort gab — das kann von der andern nicht laſſen. Darf nicht von ihr laſſen. Nun, da hat ja der Menſch doch noch einen Weg: aus dieſer Welt der gräßlichen Konflikte in das harmoniſche Grab.

„Ja, ja, ja, ich hab' die Schuld! Die Dämonen, die Leidenſchaften haben mich hin und her geriſſen. Das ſühn' ich jetzt. Ich hing ſo am Leben und ver-

laſſ' es ſo früh. Wenn ich nicht mehr bin, wirſt Du doch wohl noch verſöhnt, freundlich, liebreich an mich denken. Wirſt Dich freuen, wenn mein letztes Wort Dir ſagt, daß ich durch Dich glücklich war.

„Leb wohl!"

Walter griff ſogleich zum zweiten Briefbogen; es ſehnte ſich ſein Herz danach. Er wollte nicht Bitterkeit oder Entfremdung oder Groll, er wollte nur den reinen Schmerz der Liebe fühlen. Auch das Herz in der Bruſt tat nun freilich weh, als ſchlüge eine Hand darauf. „Geliebte Urſula!" fing er an. Seine Augen trübten ſich.

„Nein, ich will nicht weinen. Ich, der ich Dich in tiefen Kummer bringen werde und zu heißen Tränen, ich will nicht weinen, ich hab' nicht das Recht dazu. O könnteſt Du mir verzeihen! Du haſt mir Deine Seele gegeben, ſeit der Kinderzeit, haſt ſo groß von mir gedacht — und nun end' ich ſo. Haſt mir Deine Lippen, Dein Herz gegeben, in überſchwenglicher Liebe — und ſtatt Dich als mein Weib an mein Herz zu reißen, ſpring' ich in das Grab. Ich hab' verloren, verſpielt! Ich muß! Die Kapelle hab' ich bauen können — Deine Seele und Dich hab' ich gewinnen können — von der Kette, die ich mir geſchmiedet hatte, komm' ich nicht los. Sie läßt mich nicht. Du weißt, was ich meine. Die goldene Kette läßt mich nicht. Das Wort, das ich gegeben hab', ſoll mich ewig binden. Ewig? Nein, das nicht. Über den Tod hinaus, das kann es nicht. Aber ſterben muß ich!

„Sterben muß ich, damit ich Dir die Schmach nicht antu', weiterzuleben ohne Dich. Mit ihr. Gott im Himmel, wie hat ſich mein Leben gedreht, wie hat mein Schickſal mich herumgewendet — ſeit fünfviertel Jahren; noch nicht ſo viel. Damals fing ein ſo goldenes Märchen an. Kann's noch märchenhafter kommen? dacht' ich. Und dann kam es — o Gott. Deine goldene Seele. Doppelliebe, unſinnig, verrückt, hin und her. Kämpfe, verzweifelte. Und zuletzt das Kapellenmärchen.

„Und nun der unentrinnbare Tod!

„O laß meinen Tod, der all meine Schuld ſühnen ſoll, auch Deine Sühne ſein! Denk, daß ich geſtorben bin auch für Deine Schuld, daß ſie in meinem Grab ruht. Du mußt weiterleben! und ich ein wenig in Dir.

„Ich ſoll von Dir ſcheiden — weiß nicht, wie ich's machen ſoll. Nein, ſo werd' ich's machen: wenn ich Dir hier mein Lebewohl hingeſchrieben hab', nehm' ich noch ein Blatt, und ſo für mich hin ſchreib' ich noch eine letzte Stunde weiter, erſchreib' mir einen ſchönen Tod. Ich will nicht ſo dumpf und nüchtern oder ſo ſtumpf verzweifelt aus der Welt gehn, wie ſo viele mit dem Leben Zerfallene tun; ich will ſterben wie einer, der ſein Leben lebte, den es bis zu den Göttern trug! Mit weit offener Seele und freiem, klarem Geiſt will ich ſterben.

„Und was mir ſo noch durch den Kopf geht und aufs Papier, das leg' ich mit in dieſen Brief, für Dich, nur für Dich.

„Ich laſſ' noch ein Blatt zurück, auf dem Tiſch, an dem ich ſchreibe; das iſt für die Welt. Darin ſag' ich, was ich lügen muß, damit ſie nicht auf falſche Gedanken, das heißt auf die rechten, kommt. Unerträglich gewordene, tollmachende Kopfſchmerzen; wahrſcheinlich Uberanſtrengung ſchuld daran; Furcht vor drohendem Wahnſinn; darum zum Revolver gegriffen.

„Ich hab' ihn und alles.

„Wenn ſie das Blatt geleſen haben, dann glauben ſie wohl: auch ſo ein armes Opfer dieſer nervenmordenden Zeit! und gönnen mir ein ehrliches Grab.

„O könnt' ich Dich noch einmal ans Herz drücken, meine Urſula! Du für mich geſchaffene — — Ja, man ſagt wohl ſo. Hatte Gott Dich für mich geſchaffen und ich geh' ſo fort von Dir? — Da wollen wieder die Tränen kommen. Ich will nicht weinen.

„Gute Nacht! Vergib! Leb wohl!" — —

Walter ging umher. Er umwandelte ſeinen großen Tiſch. Er ſchrieb auf ein Blatt die Worte „für die Welt"; füllte ſich noch ein Glas mit Wein und trank. Auf dem Rauchtiſchchen in der Ecke zündete er die Kerze an, nahm eine Zigarre, entflammte ſie und tat ein paar Züge daraus; legte ſie wieder hin. Die Ruhe, die er ſich erkämpft hatte, wollte ihn verlaſſen. Um ſie feſtzuhalten, ſetzte er ſich wieder, nahm eines der loſen Blätter, die da lagen, nahm die Feder und ſchrieb.

„Ruhe, Ruhe, Seele.

„Mit Faſſung, wie ein Mann, ſchweben über dem Tod!

„Behorchen, was nun in mir vorgeht, da ich ſo daſitz' und ſterben will. Niederſchreiben, ſo wie's kommt.

„Mit Urſula in die Jugendzeit, in die Kinderzeit. Wie ich das alles vor mir ſeh'! Und hab' an ſo vieles vielleicht nie mehr gedacht. O ihr frühen Jugendtage! Als in meinem kindlich reinen Blut noch nicht all die Flämmchen brannten, die zur Leidenſchaft, zur Schuld und zum Laſter treiben; als ich all die Gefahren, die in mir auf mich lauerten, noch für lauter goldfarbige Flügelfedern hielt!

„Wenn ich als Knabe bei Blankeneſe oder ſonſt an die Elbe kam; der breite Strom zog ſo majeſtätiſch zum noch fernen, unſichtbaren Meer, die Maſten und Segel und Dampfſchlote wanderten auf ihm, er trug ſie ſo leicht dahin, wie des Menſchen Kopf ſeine Gedanken trägt. So wollt' auch ich meinen Weg hinunter, meinen Lebensweg, bis zum großen Meer. Nachdem ich alles gedacht und getan hätt', was in mir wär'; ſo voll ausgelebt wie der große Strom da. 's iſt wohl nicht ſo gekommen, kleiner Walter! In Aſien gibt's andre Flüſſe, die können in der tiefliegenden Steppe plötzlich nicht mehr weiter, hören in Wüſten auf.

„Meine Mutter ſeh' ich. Sie hatte meine braunen Augen und die kraftvolle Geſtalt; auch die gewölbte Stirn. Gute Mutter! Du haſt, Gott ſei Dank, dieſen Tag nicht mehr erlebt. Wenn die Mütter in der Todesqual der Wehen wüßten, wie es mit dem kleinen Quälgeiſt einmal enden wird! — Aber nein,

ſei ruhig, Mutter. Ich hab' voll und ſchön gelebt! Ich beklag' mich nicht. Hab' immer Großes, Beſonderes, Herrliches erleben wollen, wenn's auch große Mühen, große Schmerzen machte. Herrlich hab' ich gelitten! Herrlich leid' ich noch. So viel Liebe um mich her. In mir. Und wie ſieht mich mein Leben ſo organiſch, wie ein ſchlanker, kühner Bau emporgewachſen an. Da! Da bricht er ohne Spitze ab! Nun, warum denn nicht?

„Wenn ich nun damals Urſula — ſie war mir ja gut; ich weiß es jetzt — wenn ich ſie aufgepackt hätte: komm, wir gehn als Mann und Frau, jung und werdefroh, zuſammen in die Welt? — Oder wenn ich ſie ſpäter geholt hätt', ehe es zu ſpät war?

„Oder wär' ſie mir dann zur ‚Feſſel' geworden? Iſt das möglich? — Haben die da oben das alles gewußt? Hat der mir unbekannte, geahnte, heimlich führende Geiſt in mir es gewußt? — — Urſula! Ich kann's nicht glauben! Ich häng' ſo an dir. Ich denk' nur an dich und die Tränen fließen aufs Papier; — grad' auf deinen Namen.

„Ich ſoll von dir laſſen? Urſula? — —

„Ich glaub' ja an dich, Allmächtiger. So vieles in der Schöpfung, in der wunderbaren, predigt dich. Aber warum läßt du ſo viele, die nicht deine ſchlechteſten Kinder ſind, auf ſo umnebelte oder ſo verwilderte oder ſo verlockende Wege geraten, daß es in die Irre geht?

„In die Irre geht. Nein, laß mich das in Ruhe noch einmal denken; noch ſteckt ja keine Kugel im

Hirn, noch ſitz' ich mit meinen Gedanken da. Dieſe Irrungen, dieſe Leidenſchaften, die zu ‚Feſſeln' führen — ſie ſitzen wohl tief, urtief im organiſchen Bau, von einem höheren, unendlich mannigfach geſtaltenden Willen hineingewollt. Wie die Flamme der Kerze da, die auf dem Rauchtiſchchen brennt, von Zeit zu Zeit ſo nach oben ſteigt, ich verſteh' nicht, warum? Lange brennt ſie ruhig, gleichmäßig, gelb, philiſterhaft ſtill; plötzlich reckt ſie ſich, ſteigt, wird zur langen Zunge, die feurig rötlich in die Lüfte ſtrebt. — Ach, aber die glückliche. Sie findet da nichts, was ſie an eine Kette ſchmiedet; ſie kann wieder leicht und frei in ihre Stille zurück.

„O hätt' ich das auch gekonnt!

„O könnt' ich aus dieſer letzten Mitternachtsſtunde, dieſem ſchauerlichen Rauſch des Geiſtes, dieſem ſeeliſchen Abſchiedtrinken zu einem fröhlichen neuen Tag, zu einem neuen Leben erwachen! Das müßt' eine Seligkeit ſein — wie vor Gottes Thron. Es war nur ein böſer, grauſenhafter, todesgeſpenſtiger Traum, ſo könnt' ich mir ſagen, du kommſt zu Urſula, zur Freiheit, zur Natur, zu Gott.

„Nein, nein, nein! Es iſt aus! — —

„Das Zimmer wird kalt. Mich beginnt zu fröſteln. Jetzt ein Ende machen, eh die erbärmliche Kreatur wimmert: mich friert. Nur noch dieſe Briefe zum Kaſten tragen . . .

„Geliebte Urſula! Letztes Gute Nacht!"

* * *

Graf Wilhelm Schwarzbach ſtand in der großen Halle des Südbahnhofs, eine Woche ſpäter, einen Zug erwartend. Er war ſchwarz gekleidet, im ſchwarzen Zylinderhut; doch hatte er eine dunkle Roſe im Knopfloch, eine in der Hand. Auf ſeinem redlichen Geſicht war eine Miſchung des Ausdrucks, der Bewegungen, die man in dem vielfarbigen Menſchenleben nicht ſelten ſieht: es lag da eine ſtille Feierlichkeit, nachdenkliches Trauern, dann flog ein plötzliches Glücksgefühl darüber hin, das nicht wußte, wohin mit ſich.

Der Zug fuhr herein; an einem Wagenfenſter erſter Klaſſe ward die Gräfin Albertine ſichtbar, ſie grüßte mit Kopf und Hand. Graf Wilhelm ſprang in den Wagen; ſie ſtand noch in ihrem Coupé, als er kam, ebenſo ſchwarz gekleidet wie er, allein. Er zog ſie in ſeine Arme, als Bräutigam. Er konnte ſie frei an die Bruſt drücken, es hatte in allen Zeitungen geſtanden. Albertine ſo im Eiſenbahnwagen an ihn geſchmiegt! Es war ein erſtes wunderhaftes, wunderſeliges Gefühl nach ſo langer Zeit.

Er gab ihr die Zwillingsroſe, die er zwiſchen den Fingern hielt; ſie ſteckte ſie an ihre Bruſt. Ein glückliches, anmutvolles Lächeln verklärte ihre Züge, die ſonſt zu ihren Trauerkleidern ſtimmten; unter den dunklen Augen lagen ſchwärzlich bläuliche Ringe. Ein Packträger übernahm Albertinens Gepäck; die beiden verließen die Einfahrthalle und ſtiegen die große Treppe hinab. „Recht feſtlich ſehn wir wohl beide nicht aus," murmelte Graf Wilhelm, während

ſie hinuntergingen; er drückte aber ihren Arm, der in ſeinem lag. „Was haſt du für ſchwere Zeiten gehabt!“

„Du auch,“ erwiderte ſie.

„Ja, aber mein Kranker iſt geſund; und ſehnt ſich nach dir. Deiner ſehnt ſich nicht mehr.“

„Ach, Wilhelm, es war doch eine gute Stunde, als Felix erlöſt dalag! — Er hatte ſeinen Freund noch einmal geſehn; und ſein Licht war ja förmlich ausgebrannt. Ich dachte einmal am letzten Tag: nur ſein Wille lebt noch! — Die Frauen tragen es beide gut; jede nach ihrer Art. Die Mutter wie eine chriſtliche Heldin oder Märtyrerin. Lulu zuerſt wie raſend, ganz außer ſich; dann kam eine Stumpfheit; jetzt iſt ſie gefaßt.“

„Und wo bleiben ſie?“

„Sie wollen zunächſt an die Riviera; ihnen graut vor Wien.“

Sie traten aus der Bahnhofstür. Albertine ſah dem Grafen in die „beſten Augen“, wie der nun tote Felix ſie getauft hatte. „Und er?“ fragte ſie.

„Walter Haßfeld? — Ich hab' ihn nicht mit begraben können, ich kam zu ſpät aus Kärnten zurück. Es war groß Gefolge; ein ſo beliebter, beinahe ſchon gefeierter Mann. Daß man ihn mit dem Schuß in der Schläfe gefunden hatte, das hat man ſo genommen, wie das Blatt auf ſeinem Arbeitstiſch es erklärt hat: furchtbare nervöſe Überreizung. Er wär' ſonſt wahnſinnig geworden, ſagen manche ‚kluge‘ Leute, die, die alles wiſſen.“

„Und du? Was glaubst du?“

„Was weiß ich?“ antwortete Schwarzbach. — „Warum lächelst du so?“

„Über die unbewußte Verschiedenheit der Geschlechter; ich frag' dich: was glaubst du? und du antwortest: was weiß ich? — Ach, sonst ist mir nicht zum Lächeln zu Mut. Und was ihn auch getötet hat — so jung! und um einer unerträglichen Qual zu entfliehn!“

Sie waren auf den großen, weithin offenen Platz gekommen, der zwischen den Bahnhöfen und der Belvederelinie lag. Albertine wollte gehn, nach dem langen Fahren Tag und Nacht. Wilhelm drückte ihr zärtlich, innig die Hand. „Wollen wir in den Belvederegarten eintreten? Dort fängt er an. Oder weiter unten in den Schwarzenbergpark? Der ist traulicher, menschlicher.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn dir's recht wär', geliebter Mann, zum protestantischen Kirchhof, wo er liegt! Der ist hier so nah; vor der Matzleinsdorfer Linie. Wir schlendern und haben uns und — und besuchen ihn. In seiner Trinkstube haben wir uns zuerst gesehn. Er war der allerbeste Freund meiner Ursula. Und wir haben ihn lieb gehabt!“

Er nickte. Sie gingen nach links, neben dem Damm der Südbahn hin.

Es war Mittag; die Sonne wärmte, die Luft war frisch. Nachts hatte es noch gefroren, aber nur wenig. Die von der Donau heraufgekommenen Nebel waren weggesonnt. Scharen von Spatzen, auf der

Straße und an den Böschungen, verführten einen lustigen Lärm. Die ersten Wandervögel zogen von Süden her; unerwartet früh, denn noch war weiter nichts von Vorboten des Frühlings zu sehn. Nur eine unbestimmte Ahnung von ihm lag wohl in der Luft; oder in diesen beiden Menschen, die den Lenz in sich fühlten. „Herz! Süßes Herz!“ sagte Wilhelm nach einer nachdenklich ernsten, gleichsam feierlichen Stille. „Unser neues Leben fängt wunderbar an! Jeder fragt den andern nach seinem Toten. Und zum einen gehn wir. Aber das soll uns doch kein Vorzeichen sein, daß wir —“

„Ich glaub' an keine Vorzeichen. Du?“

„Nein, ich auch nicht. O nein!“

„Ich glaub' nur, daß du mich liebst, und ich dich; und daß wir einen guten, reinen Willen haben.“

„Ja,“ sagte er, „so mein' ich's auch. Ich träum davon, daß unsre Liebe der Welt zeigen soll — — Nein, das klingt geprahlt. Aber hoch soll unser Leben steigen! in Freiheit, durch Eintracht hoch. Wie wir uns am Klavier zur musikalischen Eintracht zusammenfanden, so in allem! bis zum letzten Tag!“

Sie nickte ihm zu. Sie erreichten den protestantischen Friedhof, traten ein, ließen sich vom Wächter führen und fanden Walters Grab. Der noch kahle Hügel war nur mit absterbenden Kränzen und Trauerpalmen bedeckt. Noch trug keine Marmortafel seinen Namen. Sie starrten auf den Hügel,

ſprachen lange kein Wort. Der Tod iſt ſchauerlich in jeder Geſtalt, ob er den Jüngling in der männermordenden Feldſchlacht, die Frau im Wochenbett, das Kind in der Wiege trifft; doch am ſchauerlichſten iſt er wohl, wenn er *gerufen* kommt, von einem beneidet Blühenden gerufen, der dem Schöpfer das Geſchenk des Lebens vor die Füße wirft.

„Ein Neſſushemd!“ murmelte Wilhelm.

„Du meinſt, das Leben war ihm das? — Aber wie? warum? — — Du!“ ſprach Albertine leiſer weiter und drückte ſeinen Arm. „Schau jetzt nicht dorthin: links von uns ſitzt Urſula Derſler. Sie ſieht her, aber ſo fremd, als erkennte ſie uns nicht — oder als wollt' ſie nicht.“

Wilhelm wartete eine Weile, dann blickte er verſtohlen. Urſula ſaß in einiger Entfernung auf einer Bank, die zu einem andern, mit jungen Bäumchen geſchmückten Grab gehörte. Sie ſchien den darunter Ruhenden gekannt und ihm jetzt Blumen gebracht zu haben, denn auf dem Hügel lag ein friſcher, weißblumiger Kranz. Sie ſah aber mit regungsloſen Augen zu Walters Grab hinüber, wie erſtarrt; in ſchwarzer Kleidung, farblos im Geſicht.

„Willſt du ſie nicht anreden?“ fragte Wilhelm leiſe.

„Ich hab' nicht den Mut. Wenn man ſo daſitzt wie *die*! Mit einem Ausdruck, als ob — —“

Sie brach ab.

„Was meinſt du? — Haſt du je das Gefühl gehabt, daß ihre Freundſchaft für Haßfeld — *Liebe* war?“

„Ich weiß nicht. — Aber es gibt ſolchen Gram, der einem ganz allein gehört. So ſieht Urſula aus. — Ich glaub', ſie möchte hierher ans Grab und tut's nicht, ſolange wir hier ſtehn. Komm, gehn wir fort!"

Sie warfen noch einen Abſchiedsblick auf den öden Hügel unter ſeiner ſterbenden Pracht; dann gingen ſie langſam zum Hauptweg des Friedhofs zurück. Hier kam ihnen aber ein hochgewachſenes, auch in Trauer gekleidetes Damenpaar entgegen, das wohl aus einem eleganten Wagen geſtiegen war, der am Eingang hielt. Der Graf ſtand unwillkürlich ſtill: er erkannte Elfriede und ihre Schweſter, die Fürſtin Berta. Elfriede hing an Bertas Arm. Ihr Geſicht war blutleer. Sie ſchien unſicher zu gehn. Die andre flüſterte ihr etwas zu.

Sie kamen an den Verlobten vorbei und grüßten ſtumm. Ihr Weg führte ſie offenbar zu Walters Grab.

„Das wundert mich," flüſterte Wilhelm. „Geſtern ſagte mir Doktor Rabe, die Weißenfels ſei ſehr angegriffen — ohne Zweifel durch ſeinen Tod —, hab' noch nicht das Haus verlaſſen, liege meiſt im Bett."

„Sie hat wohl heut her gewollt, weil Aſchermittwoch iſt."

„Aſchermittwoch! Ja. Der Tag, wo unſre Prieſter den Knieenden mit der geweihten Aſche ein Kreuz auf die Stirn machen und dazu ſprechen: ‚Gedenk, o Menſch, daß du Staub biſt und zum Staub zurückkehren wirſt'. Das iſt ein Tag, wo die Toten —"

Er ward ſtumm: ſie ſchauten eben hinter ſich und ſahen etwas Erſchütterndes. Als Elfriede an den Grabhügel trat, erhob ſich Urſula von ihrer Bank, langſam, kerzengrade, als zöge ſie jemand empor. An der großen Geſtalt lebte ſonſt weiter nichts, nur die Augen, die mit einem furchtbaren Ausdruck auf Elfriede blickten. Die bemerkte das eine Weile nicht. Plötzlich fuhr ſie zuſammen; ſie hatte die unheimliche Blaſſe, Schöne mit dem blonden Haar entdeckt. Als wenn ſie erriete, wer es ſei, ſtarrte ſie ſie an.

„Hm!“ murmelte Albertine nach einer tiefen Stille; die beiden Frauen ſtanden noch Aug' in Aug'. Mit einem ahnungsvollen Blick ſchaute ſie auf Wilhelm.

Er nickte langſam; ſeine Gedanken gingen denſelben Weg. „Mir ſcheint, das iſt der ſtumme, lautloſe Krieg, wie ihn Frauen kämpfen.“

Die Borgonuovo zog endlich die Schweſter ein wenig beiſeite, ſo daß ſie auf den Hügel und nicht mehr auf Urſula ſah. Fürſtin Berta ſchien leiſe zu beten. Es ſchien, Elfriede tat's nun auch; ſie brach dann aber ab, ſchüttelte den Kopf. Sie ſtarrte wieder nach Urſula hin. Die Borgonuovo flüſterte. Zuletzt gelang es ihr, die Unglückliche fortzuziehn. Elfriede taumelte faſt, nahm ſich zuſammen, richtete ſich auf, kam mit fürſtlichem Anſtand an den beiden vorbei, die noch auf derſelben Stelle im Hauptweg ſtanden. Sie ſahen ihr nach. Ihr Gang blieb feſt, bis ſie in den Wagen ſtieg. Er rollte davon.

„Und Urſula?“ ſagte Albertine leiſe, in mitfühlendem Schmerz. Sie wandten beide den Kopf,

nur wenig. Die ſchwarze Geſtalt ſtand jetzt an Walters Grab; immer noch faſt bewegungslos, und wie wenn das Weh in ihren Zügen zu Stein geworden wäre; aber aus irgend etwas Unbenennbarem errieten ſie doch, daß es ihr eine Art von Freude war, nun mit dem Toten allein zu ſein. Es dauerte nicht lange, ſo zog ſie unter ihrem Mantel einen kleinen Roſenſtrauß hervor, den ſie ſo lange verborgen hatte. Sie legte ihn aber nicht auf den Hügel; ſie nahm eine Roſe nach der andern und entblätterte ſie langſam auf das Grab hinunter.

Während ſie das tat, nickte ſie dem Toten zu; immer weicher, wie es ſchien. Es war, als ſagte ſie ihm, ohne daß die Welt es hören konnte: Du warſt doch mein höchſtes Glück!

Wilhelm zog Albertine ſanft hinweg.

Digitized by Google

Digitized by Google